Geo. U. 247 au Mittheilungen
– 1878/79

<36640759670017
<36640759670017
Bayer. Staatsbibliothek

Geo. u. 147

MITTHEILUNGEN

der

Geographischen Gesellschaft in Hamburg

1878—79.

Heft I.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben

von

L. Friederichsen,

erstem Sekretair.

HAMBURG.

L. Friederichsen & Co.

Land- und Seekartenhandlung.

Geographische und nautische Verlagshandlung.

1879.

172 F

4/II 39

INHALT.

1. **Das Wapokomo-Land und seine Bewohner.** Von Dr. med. **G. A. Fischer** in Zanzibar. Seite 1—57.
2. **Kultur-Bestrebungen in West-Afrika.** Von **A. Woermann.** Seite 58—71.
3. **Kulturfähigkeit der Neger.** Von Dr. **Hübbe-Schleiden.** Seite 72—123.
4. **Einige Bemerkungen zu Dr. Pfund's Reisebriefen.** Von Dr. **Paul Ascherson.** Seite 124—132.

In der Sitzung vom 2. November 1876 ist der Vorstand ermächtigt worden, Abhandlungen von auswärtigen Gelehrten und Reisenden in den Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft unter Gewährung eines üblichen Honorars (M. 60 pr. Druckbogen) zu publiciren.

MITTHEILUNGEN

der

Geographischen Gesellschaft in Hamburg

1878—79.

Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben

von

L. Friederichsen,

erstem Sekretair.

Mit 2 Karten, 6 Tafeln und 5 Holzschnitten.

HAMBURG.

L. Friederichsen & Co.

Land- und Seekartenhandlung.

Geographische und nautische Verlagshandlung.

1880.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhaltsverzeichniss.

Fischer, G. A., Dr. med.: Das Wapokomo-Land und seine Bewohner. Seite 1—57.
Woermann, A.: Kultur-Bestrebungen in West-Afrika. Seite 58—71.
Hübbe-Schleiden, D. J. U.: Kulturfähigkeit der Neger. Seite 72—123.
Ascherson, P., Dr.: Einige Bemerkungen zu Dr. J. Pfund's Reisebriefen. S. 124—132.
Sieglerschmidt, Herm., Dr.: Der Golfstrom u. der Weg in das Polarmeer. S. 133—143.
Bericht über die Verhandlungen u. die Ergebnisse der internationalen Polar-Konferenz, abgehalten in Hamburg vom 1—15. Oktober 1879. Seite 144—156.
Robertson, W.: Eine Exkursion nach Island im Sommer 1879. Seite 157—177.
Friederichsen, L.: Der geographische Standpunkt Afrikas Ende 1879. S. 178—200.
Westendarp, W.: Das Gebiet der Elephanten und der Elfenbein-Reichthum Indiens und Afrikas. Seite 201—213.
Eggert, C.: Die Oroya-Eisenbahn in Peru. Seite 214—217.
— — Arthur Werthemann's Reisen im Innern Perus. Seite 218—223.
Kubary, J.: Die Bewohner der Mortlock-Inseln (Karolinen-Archipel). Seite 224—299.
Flegel, Ed. Robert: Städtebilder aus West-Afrika. Seite 300—327.
Friederichsen, L.: Sitzungsberichte der Geographischen Gesellschaft in Hamburg vom 1. Januar 1878 bis ultimo Dezember 1879. Seite 328—342.
Verzeichniss derjenigen Karten und Bücher, welche innerhalb des Zeitraumes vom 1. Januar 1878 bis ultimo Dezember 1879 der Bibliothek der Geographischen Gesellschaft in Hamburg einverleibt sind. Seite 343—349.
Mitglieder-Verzeichniss der Hamburgischen Geograph. Gesellschaft Ende 1879. Seite 350—355.

Karten und Tafeln.

1. **Friederichsen, L:** Karte zur Veranschaulichung der Oroya-Eisenbahn in Peru und der Flüsse Perené und Tambo.
2. — — Karte der Mortlock-Inseln (Karolinen-Archipel).
3. J. Kubary und die 3 Häuptlinge der Insel Tä (Mortlock-Inseln).
4. Portrait der Tochter des Oberhäuptlings der Insel Tä.
5. **Flegel, Ed. Robert:** Haartrachten aus Korórofa.
6. — — Mitschi-Haartrachten und ethnographische Gegenstände der Djuku's.

7 u. 8. — — Ethnographische Gegenstände der Djuku's.

Holzschnitte.

Seite 237—239. Muster der Tattuirung der Mortlock-Insulaner.
« 240. Ansicht der beiden auf den Mortlock-Inseln üblichen Häuserarten.
« 311. Ungefährer Plan von Wukari nach Ed. Robert Flegel.

Berichtigungen.

Seite 244, Zeile 16 von unten lies Pia statt Piafa.
» 311, im Plan von Wukari lies Viehplatz statt Viehmarkt.

Das Wapokomo-Land und seine Bewohner.

Zweiter Reisebericht von Dr. med. **G. A. Fischer.** *)

Zanzibar, Dezember 1878.

Es ist streng genommen nicht passend, von einem Wapokomo-Lande zu sprechen; man macht sich darunter wenigstens eine von den thatsächlichen Verhältnissen sehr verschiedene Vorstellung. Alle Angaben des von den Wapokomo-Negern bewohnten Gebietes auf den Karten, speziell auf der Brenner'schen, sind willkürliche. Die im Flussgebiete des Tana wohnenden Wapokomo besitzen kein anderes Land, als die unmittelbaren Flussufer; nur an diesen finden sich ihre Wohnstätten, nur an diesen ihre fruchtbaren Felder, nur an diesen wissen sie ihren Unterhalt zu finden. Mit dem Tana ist ihre ganze Existenz auf's Engste verbunden. Dieser, in die Formosa-Bai mündend, fliesst im allgemeinen in südöstlicher Richtung, unter sehr häufigen und starken Windungen. Sein Ursprung liegt wahrscheinlich in dem Kenia-Gebirge oder dessen Ausläufern. Zwei Tagereisen oberhalb der letzten Wapokomo-Ortschaft, die in etwa 12 Tagereisen (zu Lande) erreicht wird, rieselt der Fluss nach Aussage der Eingeborenen durch Felsen und ist mit ihren Canoes nur noch schwer zu befahren. Baumlose nackte Felsen sollen hier den Fluss begrenzen und eisenhaltiger Sand sich in dieser Gegend finden, aus dem die dort wohnenden Galla und Wapokomo Eisen zur Herstellung ihrer Waffen gewinnen. Von einem hohen Berge ist nach einstimmiger Aussage von Wapokomo, Galla und Suaheli hier noch nichts zu sehen; auch kennen die dortigen Bewohner weder den Namen Kenia, noch haben sie überhaupt von einem hohen Berge Kunde. Die Ufer des Unter- und zum Theil auch des Mittellaufes — wir lernten den Fluss bis Malacote, 6—7 Tagereisen in's Innere kennen — sind sehr flach und während eines grossen Theiles des Jahres bis an den Rand mit Wasser gefüllt, daher dieses Gebiet ein herrliches Reisland bildet. Die Ufer sind mit einem

*) In den Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 1876—1877 (Hamburg, L. Friederichsen & Co.) erschien bereits der erste Reisebericht Dr. Fischer's unter dem Titel: Ueber die jetzigen Verhältnisse im südlichen Galla-Lande und Wito.

dichten und sehr starken Grase bewachsen, das sich oft noch weit vom Flusse ab in's Land hinein erstreckt und von dem Grase der Steppe gänzlich verschieden ist. An einzelnen Stellen treten Weideflächen oder auch die eigenthümliche Steppe des Gallalandes mit ihren Mimosen an den Fluss heran. Einen nicht unbeträchtlichen Theil der Flussufer nimmt dann im Mittellaufe der Uferwald ein, der aber nicht entfernt mit dem prächtigen Urwalde vergleichbar ist, wie er sich in der Landschaft Wito findet. Die sehr starken Fluthen des Flusses lassen ein ungestörtes Wachsthum in dem Walde nicht zu; auch werden die mächtigeren Stämme von den Eingeborenen gefällt, um aus denselben ihre Canoes zu hauen. Eine Fiederpalmen-Art, »kindu« genannt, die mit der Dattelpalme Aehnlichkeit hat und deren kleine süssliche Früchte gegessen werden, ist eine sehr häufige Erscheinung in diesen Wäldern. Ein anderer »mkuju« genannter Baum findet sich auch sehr häufig und bietet mit seinen doppeltkirschgrossen süssen Früchten, welche zu mehreren an kurzen Stielen unmittelbar seitlich den dicken Aesten aufsitzen, einer grossen Menge Vögel sowohl wie auch kleineren Säugethieren *) willkommene Nahrung. Die Adansonia digitata, welche »mbuju« genannt wird, wurde am Tana-Flusse nicht bemerkt, während sie an der Küste sehr zahlreich ist. Von Zeit zu Zeit traten Wäldchen von Borassus-Palmen auf, deren kindskopfgrosse Früchte ebenso wie die der Dumpalme von den Eingeborenen und besonders auch von den Elephanten gern gegessen werden. Meist jedoch erblickt man von diesen Borassus nur die nackten zum Theil hohlen Stämme, die wie mächtige Pallisaden von ferne sich darstellen und der Landschaft einen eigenthümlichen Charakter verleihen. Sie sind alle der Begierde der Eingeborenen zum Opfer gefallen, welche durch Ausschneiden des Harzes ihren über alles begehrten Palmwein gewinnen.

Der Tana-Fluss besitzt eine doppelte Hochfluth. Die erste, die Hauptfluth tritt Mitte oder Ende Mai ein und dauert 4 Monate. Ende September beginnt das Wasser zusehens zu fallen. In der ersten Zeit der Fluth ist das Land weit und breit überschwemmt, so dass die Canoes die Windungen des Flusses nicht einzuhalten brauchen; dieser Stand des Wassers dauert aber nur kurze Zeit. Die zweite Fluth tritt gewöhnlich Mitte Oktober auf; in diesem Jahre erschien sie am 25./10; wir befanden uns damals in Ualimi, etwa 5 Tagereisen von der Küste. Das Wasser stieg in der Nacht um 10 cm. und wurde sehr lehmhaltig. Im günstigen Falle dauert die zweite Hochfluth 3 Monate, im ungünstigen

*) Mit Sonnenaufgang erscheinen in diesen Bäumen: Eichhörnchen und mehrere Cercopithecus-Arten; von Vögeln besonders: die Treron-Arten (grünen Tauben), Corythaix, Pogonorhynchus und Nashornvögel.

nur 1 Monat. In diesem Jahre war diese zweite keine starke und lang andauernde, weil die sogenannte zweite Regenzeit nur wenig Regen brachte; nur einzelne Gewitterschauer, wie sie sich bei dem Uebergang des Südwest- in den Nordostmonsun einstellen, traten auf; dann stieg das Wasser wieder etwas, während es nach einigen trocknen Tagen gleich wieder fiel. Von Mitte Januar bis Mitte Mai ist der niedrigste Wasserstand; der Fluss ist dann selbst für die flach gehenden Canoes der Eingeborenen überall nicht fahrbar, allenthalben tauchen Sandbänke auf und nur an einzelnen wenigen Stellen ist das Wasser so reichlich, dass man nicht ohne schwimmen zu müssen den Fluss passiren könnte. Die Ufer des Flusses und das angrenzende Land besitzen Lehmboden, der mit einer äusserst fruchtbaren Humusschicht bedeckt ist; weiter abseits vom Flusse in der eigentlichen Steppe des Gallalandes, findet sich grobkörniger Sand; hier ist der Boden schon im August, also kurz nach der Regenzeit, vollkommen trocken und das Gras sieht wie verbrannt aus. In der Gegend von Ngau, 1½ Tagereisen von der Küste und noch eine Strecke oberhalb nach Engatana zu, tritt ein grauer zum Theil mit Sand bedeckter Thon zu Tage, in welchen man bis an die Kniee einsinkt. Die Waboni fangen an solchen Stellen zuweilen Antilopen und selbst Elephanten, die in dem weichen Boden stecken geblieben. Hin und wieder werden die Ufer auch von einem sehr feinkörnigen Sande gebildet, der sich an manchen Stellen als Sandbank in den Fluss hinein erstreckt. Allenthalben steht der Fluss mit grösseren oder kleineren Seeen, theilweise in künstlicher von den Eingeborenen hergestellten, Verbindung. In den Uferwaldungen bleiben nach dem Zurückweichen des Wassers Lagunen zurück, die oft noch bis in die trockne Zeit hinein Wasser führen und zahlreichem Wilde, Elephanten, Büffel, Rhinozeros zur Tränke dienen. Die Breite des Flusses, die bei Tschara etwa 15 Schritt beträgt, nimmt weiter stromauf zu, an einzelnen Stellen nicht unbeträchtlich. Die grösste Wasserfläche findet sich unweit oberhalb Ngau; an dieser Schakobabo genannten Stelle ist der Fluss mit einigen Seeen in Verbindung getreten, indem eine vor 5 Jahren stattgehabte aussergewöhnlich starke Fluth das trennende Erdreich durchbrochen und theilweise fortgeschwemmt hat. Doch bezeichnet eine grosse Sandbank an der rechten Seite des eigentlichen Flussbettes noch die einstigen Grenzen von Fluss und See; auch scheint allmählich wieder eine Trennung durch Anschwemmung von Sand etc. einzutreten, wenigstens ist dies mit dem auf dem linken Ufer gelegenen See zum Theil schon wieder geschehen. Das Wasser ist hier bei stärkerem Winde für kleinere Canoes nicht fahrbar und schon mancher Handelsmann der Suaheli hat an dieser Stelle seine ganze Habe verloren. Die

Scenerie dieses Theiles des Flusses war wohl die hübscheste auf der Strecke Tschara-Massa. Waldungen aus verschiedenen Baumarten wechselten mit frischem, saftigem Grase ab, dazwischen standen zerstreut einige Gruppen und kleinere Wäldchen der Borassus-Palme, die hier ihres prächtigen Blätterschmuckes noch nicht beraubt waren. Eine Menge Wasservögel belebten das Bild. Chenalopex aegyptiacus, Dendrocygna viduata, Chettusia- und Charadrius-Arten und eine Menge Reiher suchten nach Futter an den Uferrändern, unter denen vor allen Ardea Goliath in wenigen Exemplaren hervortrat. Eine grosse Schaar der Klaffschnäbel (Anastomus lamelligerus) stand in dem mit Wasser durchsetzten Grase und auf den Sandbänken lagerten, Schafheerden nicht unähnlich, die Pelekane (Pelecanus rufescens), die gegen Morgen und am Abend in Reihen geordnet dem Fischfange nachgingen. Das Fleisch dieser von den Wapokomo und Suaheli »Hajawa« genannten Vögel, musste uns oft in Ermangelung anderer Fleischspeise als Zukost zum Reis dienen, wurde uns jedoch seines häufig sehr starken Fischgeschmackes wegen bald zuwider. In den Lüften ertönte der gelle Schrei von Haliaëtos vocifer und aus dem See ertönte ab und zu das trompetenartige Brüllen eines Flusspferdes.

Noch eine andere Veränderung brachte jene oben erwähnte starke Fluth mit sich, indem sich der Fluss zwischen Engatana und Ngau ein anderes Bett suchte, das südlich von dem alten gelegen; früher bestand hier nur eine Art Hohlweg, auf dem die Galla ihre Rinderheerden zu treiben pflegten und der nur zur Regenzeit Wasser führte. Das alte Flussbett ist gänzlich zu Grunde gegangen. Oberhalb der Schakobabo genannten Stelle verengt sich das Flussbett sehr, indem sich der Fluss in zwei Arme theilt, und wird sehr reissend. So segensreich die alljährlich eintretenden Fluthen für das Land sind, so verderblich werden sie, wenn sie allzu stark auftreten. Der im vorigen Jahre zu so ungewöhnlicher Zeit gekommenen verwüstenden Fluth, habe ich in meinem vorjährigen Berichte Erwähnung gethan; auch in diesem Jahre, aber in den Monaten Juni und Juli, war wieder eine aussergewöhnlich hohe Fluth erschienen, welche grossen Schaden zufügte uud in manchen Distrikten geradezu Hungersnoth hervorrief. In der zweiten Regenzeit dieses Jahres war der Regen so unbedeutend, dass die Eingeborenen die Europäer um Regen angingen und sich erkundigten, ob und wann noch Regen kommen würde; denn das, meinten sie, stände ja alles in ihren Büchern.

Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, dass der an den Ufern des Tana ansässige Volksstamm, die Wapokomo-Neger, Authochtonen und die rechtmässigen Besitzer dieses Gebietes sind. Die Galla, welche

sich jetzt als die Herren und Eigenthümer des Landes geriren, sind Eindringlinge, die von Norden kommend das Tana-Osi-Gebiet in Besitz genommen haben. Seit diesen Ereignissen muss jedoch schon eine sehr grosse Reihe von Jahren verflossen sein, denn weder die Wapokomo noch die Galla wissen hierüber genügende Auskunft zu geben. Jedenfalls haben die Wapokomo seit der Zeit in einem gewissen Abhängigkeitsverhältniss zu den Galla gestanden und stehen es noch. Die übrigen im südlichen Gallalande wohnenden 2 Stämme, die Wassánie und Waboni *) thun dies zwar auch, obwohl ihrer Abstammung, Lebensweise und Sprache nach auf's engste mit den Galla verwandt, aber der Galla lässt sich wenigstens herab, ein schönes Mädchen aus jenen Stämmen zur Frau zu nehmen, während er ein Pokomo-Mädchen niemals heirathet. Sind Galla mit Wassánie und Waboni gemeinschaftlich auf Jagd, so lässt er sich von diesen bedienen, doch lässt er sie ihre Abhängigkeit niemals so fühlen, als die Wapokomo. Will ein Galla Geschäfte halber nach Kau fahren, so muss der Pokomo ihn in seinem Canoe hinrudern, trifft der Galla von der Jagd ermüdet und hungrig in einem Wapokomo-Orte ein, so müssen die Wapokomo ihn bewirthen, diese müssen für ihn immer bereit sein. Versuchen sie, sich irgend einem Verlangen ihrer Herren zu widersetzen, so werden sie geschlagen oder sogar — denn der Galla ist äusserst heftigen Temperamentes — mit dem Speere niedergestossen. In früheren Zeiten hatten die Wapokomo, wie sie erzählten, von den Galla viel mehr zu leiden, nachdem das Unglück aber in Gestalt der Somalen den Gallastamm so schwer heimgesucht, sind sie weniger gewaltthätig geworden. Jener in meinem Berichte vom vorigen Jahre erwähnte Kampf hat wahrscheinlich vor 8 Jahren, im Winter 1870/71, stattgefunden.

Die Wapokomo, die, wenn ich mir eine Schätzung erlauben soll, höchstens 10—15,000 männliche Individuen zählen, sind sehr kräftige, wohlgewachsene Neger, die sich zumal den dürren Galla gegenüber durch eine gewisse Wohlbeleibtheit auszeichnen. Ihre Hautfarbe variirt von kaffeebraun bis tief schwarz. Ihrer Beschäftigung entsprechend sind sie ein friedliebender Volksstamm, äusserst gutmüthig, phlegmatisch und man kann wohl sagen wie zur Sklaverei geboren; besonders gilt dies von den am unteren Tana wohnenden. Die Männer haben etwas Weibisches in ihrem Charakter; Muth ist ihre schwache Seite und einem Kampfe gehen sie am liebsten aus dem Wege. Seitdem die Galla und auch sie durch die Somalen geschlagen, ist ihr Selbstgefühl

*) »Du stammst von einem Mboni« oder »Du schwatzest wie ein Mboni« gilt bei den Galla als grosse Beleidigung.

vollends gebrochen. Diese sklavische, unmännliche Gesinnung spricht sich besonders deutlich in ihrem Verhalten den Suaheli und Arabern gegenüber aus. Ich muss hierbei etwas länger verweilen, weil der Verkehr mit den Mohamedanern von dem tiefgreifendsten Einflusse auf das Leben und Treiben der Wapokomo ist und nur dann es möglich ist, die eigenthümlichen Verhältnisse, die in diesem Gebiete obwalten, zu verstehen.

Die Suaheli und Araber, welche in Kau am Osi-Flusse ansässig sind, sehen das Wapokomo-Land gleichsam wie ihr Landgut an; die Wapokomo müssen für sie das Feld bestellen, müssen die Herren stromauf, stromab rudern, müssen den eingeernteten Reis nach Kau bringen, kurz unterscheiden sich, was ihre Lebensthätigkeit betrifft, in nichts von einem Sklaven jener. Wollen sie nicht gutwillig den Ertrag ihres Ackers hergeben, so werden sie gefesselt, an einen Pfahl gebunden, geschlagen oder nach Kau in's Gefängniss geschleppt. Nicht selten müssen die Aeltesten und Ortsvorsteher, die man für die Ausführung ihrer Befehle verantwortlich macht, mit büssen. Es besteht ein systematisch betriebenes Raubsystem von Seiten der Einwohner von Kau, besonders der Angesehenen und Aeltesten des Ortes, der Gouverneur Seid ben Ali an der Spitze, der seit der Vertreibung des Sultan Simba dort herrscht und sich in den 17 Jahren seiner Regierung ein grosses Vermögen zusammengeraubt hat. Die grössten Ungerechtigkeiten, ja Morde können geschehen, ohne dass sich ein Rächer findet; denn Anklagen beim Gouverneur nützen nur in solchen Fällen, wo der angeklagte Mohamedaner nicht in der Gunst jenes steht. Gilt ja doch die Aussage eines Gläubigen mehr als die Zeugnisse von hundert Kafir, die ebenso wenig wie die Sklaven Zeugenrecht besitzen. Der Kafir »Msungu« macht eine Ausnahme, sein Zeugniss gilt als rechtskräftig. Um einen Schein des Rechts zu wahren, erwirbt man sich sogenannte »rafiki«, d. h. Freunde. Diese sehr zweifelhaften Freunde erhalten von Zeit zu Zeit ein Stück Zeug, etwas Messingdraht oder dergleichen; in der nächsten Reisernte aber müssen sie dies hundert-, ja tausendfältig in Reis zurückerstatten. Die Leute sind so hieran gewöhnt, dass sie in den meisten Fällen Alles widerstandslos geben, was der Herr verlangt, doch kommen hin und wieder einmal Auflehnungen und Weigerungen vor, die in oben angegebener Weise bestraft werden. Jeder, der im Wapokomolande sogenannten Handel treibt, hat solche bestimmte »rafiki«, die Vornehmen von Kau oft mehrere hundert, die ihrem Herrn zu Willen sind wie die Sklaven. Alles, was das Feld hervorbringt, Alles, was sie verfertigen, wie Matten, Kochgeschirre u. s. w., oder was sie sonst erwerben, wie Elfenbein, nimmt der be-

treffende »Händler« ohne Weiteres an sich. Die Eingeborenen selbst müssen dabei Hunger leiden; sogar wenn sie in Diensten der Leute von Kau dorthin kommen, erhalten sie häufig nicht einmal die nothdürftigste Nahrung. »Ein Kafir braucht keinen Reis zu essen«, »den Kafir zu berauben, ist uns Mohamedanern gestattet«, »den Kafir wie jeden anderen Sklaven zu behandeln, ist bei uns Sitte« — so lauten die entschuldigenden Redensarten der Mohamedaner. Dieses Abhängigkeitsverhältniss gilt jedoch nicht für das ganze Wapokomovolk. Die Leute von Kau und ebenso die Wapokomo selbst machen einen strengen Unterschied zwischen »Wapokomo ja ju« und »Wapokomo ja tini«, wie man sich ausdrückt, d. h. wörtlich Wapokomo von oben und unten, worunter man die vom Oberlaufe und die vom Unterlaufe des Tana versteht. Nur die Wapokomo von unten behandeln sie wie ihre Sklaven, die von oben sind vollkommen unabhängig; bei letzteren wagen die Mohamedaner offene Gewaltthat nicht. Sie zu betrügen, sie auf alle mögliche Weise zu übervortheilen, erreichen sie auch bei diesen in der besten Weise. Die örtliche Grenze zwischen diesen zwei Arten von Eingeborenen ist nicht genau anzugeben. Im Allgemeinen hören die Wapokomo »von unten« bei der Ortschaft Muniuni, 3½ Tagereisen von der Küste, auf, doch liegt auch weiter oberhalb noch eine zum grössten Theil aus abhängigen Wapokomo bestehende Ortschaft Pallanjini, während anderntheils stromab von Muniuni in einigen Orten auch unabhängige ansässig sind. Man sollte glauben, in den Ortschaften, in welchen freie und nicht freie Wapokomo zusammenwohnen, würden die ersteren, welche von den Suaheli »Kali« genannt werden, d. h. heftig, aufbrausend, bei Gewaltthätigkeiten seitens der Mohamedaner ihren Brüdern wohl einmal beistehen, aber daran ist kein Gedanke; sie bemühen sich weder durch Dazwischentreten, noch viel weniger aber durch thätliche Hülfeleistung die Unglücklichen zu befreien. Was soll man aber dazu sagen, dass selbst in grossen Ortschaften abhängiger Wapokomo hunderte kampffähiger Männer ruhig zuschauen, wenn ihre Genossen, ihre Vorsteher, ihre Väter ungerechter Weise an einen Pfahl gebunden uud durchgeprügelt werden? Als ob es ein zugestandenes, unabänderliches Recht des Suaheli sei, sie wie Sklaven zu behandeln. Bei Ehen zwischen abhängigen und unabhängigen Wapokomo, sind die aus denselben hervorgehenden Kinder den Suaheli unterworfen, falls der Vater zu den abhängigen gehört.

In jedem Orte, wohin wir gelangten, mussten wir die Klagen der Eingeborenen über die Mohamedaner anhören. Die Aeltesten kamen schüchtern heran und baten um eine geheime Unterredung in ihrer Hütte; denn, meinten sie, sie müssten sich sehr vorsehen, dass die

Mohamedaner nichts von ihren Klagen dem Europäer gegenüber erführen, es stände ihnen sonst Gefangenschaft, ja sogar der Tod bevor. Schon Jahr um Jahr hätten sie gehofft Europäer möchten ihr Land besuchen, um den Bedrückungen durch die Einwohner von Kau ein Ende zu machen. Jetzt seien wir gekommen, durch den Augenschein sollten wir uns von den Zuständen überzeugen; obwohl ihr Land Reis in Menge hervorbrächte, müssten sie sich kümmerlich von Fischen ernähren; obwohl es viele Elephanten bei ihnen gäbe, könnten sie dieselben doch nicht jagen, da der Gewinn nicht ihnen zu Gute komme. Sie hätten keinen sehnlicheren Wunsch, als Europäer in ihrem Lande wohnen zu sehen, dann würden die Mohamedaner nicht solche Ungerechtigkeiten wagen. Auf die Frage, weshalb sie sich denn, die sie doch den Einwohnern von Kau an Zahl bei Weitem überlegen, Alles ruhig gefallen liessen, erfolgte immer die verzweifelte Antwort: »Wir sind nicht geschickt zum Kampfe, wir sind ein friedliebendes Volk.« Die unabhängigen Wapokomo beklagten sich zwar auch über die Treulosigkeit und die Betrügereien der Mohamedaner, die sie von Grund aus hassten; hauptsächlich waren es jedoch hier die Klagen über die Einfälle der Somalen, welche zwar auch den am Unterlaufe Wohnenden Besuche abstatteten, vorzüglich aber den am Mittellaufe Wohnenden lästig fallen. Seit der grossen Niederlage der Galla durch die Somalen, erscheinen die letzteren, welche sich jetzt schon als die Beherrscher des Tana-Osi-Gebietes fühlen, alljährlich zu wiederholten Malen am Tana-Flusse, um die Felder der Wapokomo zu plündern und Sklaven zu machen. Sie überfallen heimlich kleinere Ortschaften und schleppen männliche und weibliche Individuen als Sklaven fort. Auch Galla und Waboni werden aufgegriffen und werden besonders als Jagdsklaven bei der Elephantenjagd benutzt. Alle männlichen Sklaven werden gleich durch die Beschneidung zu Muselmännern gestempelt. Es ist hauptsächlich ein Stamm der Somalen, der hier erscheint und der von den Suaheli »Wabere-Somali« genannt wird. Einer ihrer Hauptwege führt bei dem Orte Mikinduni (5 bis 6 Tagereisen stromauf) vorbei; hier setzen sie über den Fluss, der an dieser Stelle seichtes Wasser hat; auch tritt hier das Steppenland unmittelbar an den Fluss heran. Auf das rechte Ufer übergegangen, ziehen sie dann in einem mehr oder weniger weitem Bogen nach der Tana-Mündung, setzen hier wieder auf das linke Ufer über und ziehen über Kau und Kipini in ihre Heimath zurück. Ihr Vieh führen sie mit sich und verkaufen es auf dem Heimwege an die Suaheli. Zuweilen kommt es zu kleineren Kämpfen mit den Wapokomo, die in der Weise stattfinden, dass sich die Gegner im Hochgrase verstecken und sie mit vergifteten Pfeilen beschiessen.

Zum eigentlichen Handgemenge kommt es nur äusserst selten. In einigen Ortschaften hatten sich die Einwohner Steinhaufen zurechtgelegt, um damit die Somalen, falls diese einen Versuch zum Uebersetzen machten, zu bewerfen. In dem grossen Kampfe vor 8 Jahren scheinen auch die Wapokomo tüchtig gestritten zu haben; 500 ihrer Leute fielen, ganze Distrikte wurden entvölkert. Seit dieser Zeit scheint ihre Kraft vollends gebrochen und ihr Muth gänzlich gesunken zu sein. In früheren Jahren hatten wohl Streitigkeiten mit den Mohamedanern stattgefunden, es waren auch Todte auf beiden Seiten geblieben, jetzt kommt solches nicht mehr vor. Es ist keine Frage, dass die Bewohner des Tana-Gebietes durch die Einfälle der Somalen in ihrer Existenz auf's Aergste bedroht sind, und dass der Tana-Fluss durch sie zu einer unsicheren Strasse geworden ist. Die Waboni — auch sie erschienen mit ihren Klagen — können nicht mehr ungestört der Jagd nachgehen, die Galla haben sich an den Oberlauf und in die Nähe von Kau zurückgezogen. Auch während unseres Aufenthaltes erschienen die Somalen, zogen sich jedoch immer aus der Gegend zurück, wo die Wasungu anlangten. Ihre Rettung von den Feinden erhofften die Wapokomo nur durch letztere, und jede Ortschaft suchte uns für sich einzunehmen. Zunächst aber verlangten die Leute nach »daua« (Zaubermittel), um den Somalen gewachsen zu sein. Auf die Antwort, dass die »daua« der Europäer Muth, Pulver und Blei sei, und dass die Wapokomo mit diesen Dingen im Verein mit den Europäern die Somalen besiegen würden, wurden sie sehr kleinlaut und meinten, ob denn das die Europäer nicht allein besorgen könnten.

Die Mohamedaner benutzen die Furcht der Eingeborenen vor den Somalen, um sie mit diesen einzuschüchtern und ihren Wünschen willfähriger zu machen. Aufreizen zu energischeren Raubzügen lassen sich die Somalen durch die Mohamedaner allerdings wohl, aber jene nomadisirenden Stämme zu bewegen, ihre Streifzüge zu den Wapokomo einzustellen, vermögen sie kaum. Diese Ansicht haben die armen Leute schwer büssen müssen. Vielleicht war ihnen absichtlich bedeutet worden, Seid ben Sudi, der Gouverneur von Lamu und Allgewaltige jenes Küstenstriches, könne die Somalen bestimmen, die Wapokomo nicht mehr zu belästigen. Genug, letztere machten dem Gouverneur werthvolle Geschenke in Elfenbein, die einen Gesammtwerth von vielen tausend Dollar betragen haben sollen, wovon ein Theil wohl auch in die Tasche des Gouverneurs von Kau geflossen ist. Jetzt haben sie ihren Wahn eingesehen und unterlassen diese kostspieligen und nutzlosen Geschenke. Es ist kein Wunder, dass das so von zwei Seiten bedrängte Volk, nirgends Hilfe erblickt, sich schliesslich gleichgültig in sein

Schicksal ergiebt. Dass aber selbst die unabhängigen Wapokomo am Mittel- und Oberlaufe die gröbsten Ungerechtigkeiten der Mohamedaner ruhig hinnehmen, geht über alle Begriffe. Folgenden tragikomischen Vorfall, der sich vor vier Jahren zutrug, will ich hier mittheilen, weil er einestheils den Charakter der Wapokomo kennzeichnet, anderntheils ein Beispiel giebt von der Niederträchtigkeit der Bewohner von Kau. Einer der Aeltesten von Tschewani (einer 4—5 Tagereisen von der Küste gelegenen grösseren Ortschaft) mit Namen Jilo — er selbst theilte mir die Geschichte unter Thränen mit — erhielt vor vier Jahren die Aufforderung von einem der ältesten und angesehensten Leute von Kau, seinem Geschäftsfreunde, dem Suaheli Munie mku, dorthin zu kommen, um seinem Freunde, einem Mboni, der Elephanten für ihn jage, Arznei zu bereiten, da derselbe wegen eines geschwollenen Fusses seinem Berufe nicht nachgehen könne. Eine gute Belohnung stände ihm bevor, auch möge er seine Frau und Tochter — ein Mädchen von acht Jahren — mitbringen, die sich bei der Gelegenheit einmal die Stadt Kau ansehen könnten. Der Pokomo, der in seinem Dorfe als Arzneikundiger einen Ruf hatte, machte sich gleich mit Weib und Kind auf den Weg, froh, in Kau ein gutes Leben führen und mit seiner Kunst einen guten Gewinn machen zu können. In Kau angelangt, wurde seine frohe Stimmung jedoch bald herabgestimmt. Den Mboni bekam er zwar in Behandlung, aber für seinen und seiner Angehörigen Unterhalt wurde nur in der nothdürftigsten Weise gesorgt, so dass sie geradezu Hunger litten; nicht einmal eine Stelle zur Nachtruhe wurde ihnen angewiesen, so dass sie sich, wie die Hunde, eine solche suchen mussten. Wie kann auch ein Kafir eine andere Behandlung, denn eine hündische beanspruchen! — Die Arznei des Pokomo schlug gut an, der Fuss schwoll ab und der Mboni konnte schon wieder leidlich gehen. Der Lohn blieb denn auch in der That nicht aus; der Suaheli brachte ihm denselben in Gestalt eines jungen Oechsleins, mit der Aufforderung, sich heute einen guten Tag zu machen. Das liess sich der ausgehungerte Pokomo nicht zweimal sagen, das Oechslein wurde sofort geschlachtet und mit einigen in Kau anwesenden Landsleuten verzehrt. Kaum aber war der Lohn aufgezehrt, als sich das Leiden des Mboni wieder verschlimmerte; die Medizin wurde wieder angewandt, die aber nun auffallender Weise nicht helfen wollte. Da kam der Suaheli und erklärte, er sähe jetzt, dass seine Arznei doch nichts nütze, dass er den Mboni nicht wiederherstellen könne. Da er den Lohn aber einmal erhalten und nicht wiedergeben könne, sähe er sich gezwungen, als Ersatz für diesen, seine Tochter sich anzueignen. Ohne Weiteres wurde dieselbe von den Sklaven des Mohamedaners ergriffen und in dessen Haus ein-

gesperrt. Kein Flehen der Mutter konnte den Hartherzigen rühren; die Eltern mussten ohne Tochter nach Hause zurückkehren. Der Vater machte sich nun noch die thörichte Hoffnung, durch ein Lösegeld seine Tochter wieder zu erlangen; werthvolles Elfenbein bot er dem Suaheli für Freigebung derselben an, aber natürlich vergebens. — Nach Mittheilung dieser Geschichte bat der Pokomo, wir möchten ihm zur Wiedererlangung seiner Tochter behüflich sein; der gute Mann versprach viele Töpfe Honig als Geschenk. Natürlich wäre aber jeder Versuch derart nutzlos gewesen; denn die Lügen des Gläubigen hätten die Aussagen eines Kafir ohne Weiteres als eine reine Erfindung oder Verdrehung des Thatbestands hingestellt. Unwillig über die grenzenlose Energie- und Muthlosigkeit, fragte ich, warum sie denn nicht den ersten besten Aeltesten von Kau, der mit Waaren ihren Ort nach dem Vorfall hätte passiren wollen, ergriffen und ihn und sein Eigenthum so lange festgehalten hätten, bis die Tochter wieder herausgegeben worden? Die Antwort lautete nur: »Das hätte grösseren Streit gegeben, den lieben wir nicht.«

Wenn nun auch die Wapokomo am Unterlaufe des Flusses mit Recht die Sklaven genannt werden können, so sind sie doch niemals — es muss dies ausdrücklich hervorgehoben werden — in dem Sinne Sklaven, wie die gekauften Sklaven an der Küste. Sie sind nur Eigenthum der Suaheli im Wapokomolande, niemals werden sie anders wohin gebracht oder verkauft; das wagen die Mohamedaner denn doch nicht. Wo sich jedoch so nebenbei unter dem Scheine des Rechtes ein Sklave erwerben lässt, da scheut man sich natürlich nicht im Geringsten. Ich war Augenzeuge, wie der Aelteste von Kau — Haji ist sein Name — ein junges Mädchen eines Pokomo gewaltsamer Weise nach Kau schleppte, angeblich, weil der Vater ihm die im vorigen Jahre vorgeschossenen Kleiderstoffe in diesem Jahre nicht in Reis zurückzahlen konnte. Die zuweilen aus dem Wapokomo-Gebiete mit heimgebrachten Sklaven sind Sprösslinge dort ansässiger entlaufener Sklaven oder solcher, die einmal für Elfenbein an die Galla oder Wapokomo verhandelt worden sind. Es sind nicht viele solcher entlaufener Sklaven im Wapokomo-Gebiete, denn die Wapokomo haben wie die meisten der den Suaheli benachbarten Negerstämme die falsche Politik, die zu ihnen fliehenden Sklaven der Mohamedaner, zu ihren eigenen Sklaven zu machen, in welcher Stellung jene denn meist ein viel schlechteres Loos haben, als bei ihren ersten Herren an der Küste. Im andern Falle würde sich eine viel grössere Menge von entlaufenen Sklaven dort ansiedeln, das zum grossen Theil brachliegende fruchtbare Land würde kultivirt werden und den Eingeborenen eine Hülfe gegen die Somali daraus erwachsen.

Ein Haupttrachten der frommen in's Wapokomo-Land ziehenden Gläubigen besteht noch darin, Proselyten zu machen. Es geschieht dies meist in ziemlich harmloser Weise; man spiegelt einem jungen Manne vor, falls er mit zu den Suaheli gehen wolle und sich zum Mohamedaner machen lasse, so würde man ihn im eignen Hause aufnehmen, täglich würde er grosse Schüsseln Reis und Fleisch erhalten, schöne Kleider nach seinem Belieben tragen können und nicht die geringste Arbeit zu thun brauchen. Kann man sich wundern, wenn ein Negerjüngling zuweilen solchen Verlockungen nicht widerstehen kann? Es sind aber nur wenige, welche diesen Verlockungen, wie gross sie auch sein mögen, folgen und nicht selten kehren die Bekehrten wieder in ihre Heimath zurück. Mitunter ist der fromme Drang, einen unglücklichen Kafir in das Reich Mohamed's überzuführen, so stark, dass man, wenn oben genannte Mittel nichts fruchten, geradezu zu unerlaubten greift. Es kommt nicht selten vor, dass Knaben heimlicher Weise bei Nacht nach Kau entführt, also gestohlen werden. In Kau traf ich bei meiner Rückkehr aus dem Innern einen Knaben von 7—8 Jahren, der mir von der Ortschaft Muniuni her wohl bekannt und aussagte, bei Nacht ohne Wissen seiner Eltern nach Kau gebracht worden zu sein. Aeusserlich war er zum Mohamedaner gestempelt worden; in einem langen weissen Hemde, das rothe Mützchen auf dem Kopfe, spazierte er den ganzen Tag in der Ortschaft umher; Nahrung erhielt er reichlich, zu arbeiten brauchte er nicht, und in die sogenannte Schule zum Erlernen der religiösen Formeln hatte man ihn auch noch nicht geschickt. Und doch antwortete dieser Knabe auf die Frage, wo er denn lieber sein möchte, bei den Suaheli oder im Wapokomolande? schüchtern, dass er lieber in seine Heimath zurückkehre.

Natürlich ist es von hohem Interesse, den Zeitpunkt der Unterjochung eines Theiles des Wapokomo-Volkes zu bestimmen und die Umstände kennen zu lernen, unter denen dieselbe vor sich gegangen; man kommt indessen, so sehr man sich auch bei Suaheli und Wapokomo erkundigen mag, zu keinem befriedigenden Resultate über diese Frage. Man sollte annehmen, dass die ersten arabischen Ansiedler in der Formosa-Bai die Bewohner des Tana-Osi-Gebietes bekriegt und sich später mit ihnen vermischt haben, aber weder das eine noch das andere Volk hat eine Ueberlieferung davon. Als des Sultans Simba von Wito Ahnen das Gebiet von Kau inne hatten, herrschten dieselben Zustände im Wapokomo-Lande wie jetzt. Wapokomo sowohl wie Suaheli führen die Unterwerfung auf eine Sage zurück, die folgendermassen lautet: Vor Alters (nach Etlichen vor ca. 100 Jahren*) lebte

*) Die Jahreszahl ist durchaus unbestimmt.

in der Suaheli-Stadt Kwonguanamoscha, deren Ruinen man noch jetzt im nördlichen Theile der Formosa-Bai auf dem Wege von Kipini nach Tschaka sehen kann, ein Riese, Fumo Liongo mit Namen. Seine Länge betrug 4 Pima (Armspannen) und seine Stärke und Gewandtheit war so gross, dass er der ganzen Stadt, ja selbst dem Könige Trotz bieten konnte. War er auf die Jagd gegangen, seine Lieblingsbeschäftigung, und hatte er ein »tope« (Caama-Antilope, Alcelaphus Caama) geschossen, so hing er sich die schwere Beute, ohne sie auszuweiden, über die Schultern und ging nach Hause. Zu seinen Eigenthümlichkeiten gehörte ferner, dass er jeden Donnerstag Mittags 12 Uhr von Hause aufbrach und in's Wapokomo-Land marschirte, wo er Abends 6 Uhr in Gaua anlangte, einer damals zwischen dem jetzigen Ngau und Engatana gelegenen Ortschaft. Am andern Morgen wusch er in einem dort befindlichen See seine Kleider, und nachdem diese getrocknet, machte er sich um 8 oder 9 Uhr wieder auf den Weg nach Kwonguanamoscha, wo er um 1 Uhr Mittags anlangte. Bei seinem jedesmaligen Erscheinen flohen die Wapokomo, welche Beraubungen und Misshandlungen durch ihn ausgesetzt waren, und welche er in so gewaltige Furcht setzte, dass sie den Suaheli jener Stadt in allen Dingen zu Willen, und nach und nach so gut wie deren Sklaven wurden. Trotzdem er sich hierdurch die Anerkennung seiner Mitbürger und des Königs erwarb, machte er sich doch durch seine Gewaltthätigkeiten in der Stadt so verhasst, dass der König beschloss, ihn festnehmen und ihn tödten zu lassen. Er liess ihn mit List einfangen und fesselte ihn an Händen und Füssen; nach sechstägiger Gefangenschaft sollte er getödtet werden. Da er nur die nothdürftigste Nahrung erhielt, schickte ihm seine Mutter ein Brod, aber das gelangte nicht in seine Hände, denn die hungrigen Wächter assen es auf. Darauf buk die schlaue Mutter zwei Brode, das eine von schönem Weizen, das andere von dem Abfalle des Mtama-Mehles (mtama, Negerkorn, Sorghum vulgare), in welches letztere sie eine Feile mit einbuk. Das gute verzehrten die Wächter, das schlechte erhielt der Riese. Mit der Feile löste er seine Fesseln und wartete nun an der Thür auf einen günstigen Augenblick zur Flucht. Die schlaue Mutter aber hatte dem das Brod überbringenden Sklaven befohlen, den Wächtern, während sie das Brod assen, etwas vorzutanzen und dabei mit dem Kleide*) das Licht herunterzuschlagen. In dem Augenblicke nun, wo das Licht erlosch, riss der Riese die Thür aus

*) Bei gewissen Tänzen der Suaheli darf ein grösseres, um den Oberkörper geschlagenes Tuch nicht fehlen, welches beim Tanzen bald über die rechte, bald über die linke Schulter, bald um den Rücken geworfen wird.

den Angeln und entfloh. Es entstand grosse Bestürzung in der Stadt, der König berief seine Berather und man kam überein, die Wadahalo rufen zu lassen. Diesen versprach der König eine gute Belohnung, falls es ihnen gelänge, den Riesen mit ihren vergifteten Pfeilen zu tödten. Diese aber fürchteten sich und weigerten sich anfangs. Da ersann der König folgende List: die Wadahalo sollten den Fumo Liongo zu einem sogenannten »kikoa« *) einladen. Das Gelage solle im Freiem gehalten, und es solle vorgeschrieben werden, dass täglich unter den andern Speisen auch Makoma**) gegessen würden, die derjenige, welcher an der Reihe sei, selbst von den Bäumen herunterzuholen hätte. Letzteren Umstand möchten die Wadahalo benutzen und in dem Augenblicke, wo der Riese auf einen Baum gestiegen, denselben mit ihren vergifteten Pfeilen erschiessen. Die Wadahalo gingen darauf ein, Alles ging nach Wunsch, die Mahlzeiten wurden in der vorgeschriebenen Weise abgehalten; als aber die Reihe an den Riesen kam und er die makoma herunterholen sollte, wollte er nicht hinaufsteigen, schoss dagegen mit seinem mächtigen Pfeile die Palme durch, und als er sich anschickte, auch eine zweite zu durchschiessen, flohen die Wadahalo und meldeten dem König, sie vermöchten nicht ihn zu tödten. Darauf rief der König den Sohn des Riesen und sprach zu ihm: »Ich bereite Dir ein leckeres Mahl aus Reis und Ziegenfleich, auch viele süsse Früchte sollst Du erhalten, wenn Du Deinen Vater einmal fragst, durch welches Mittel er getödtet werden könne.« Der Sohn ging zum Vater, der auf seiner Kitauda (Bett) lag und ausruhte von den Strapazen der Jagd. Der Sohn schmeichelte und streichelte den Vater und fragte ihn: »Ist es wahr, Väterchen, dass Du durch nichts getödtet werden kannst?« Der Vater antwortete arglos: »Es giebt nur ein Mittel, mein Sohn, mich zu tödten, nämlich wenn mir Jemand eine Nähnadel in den Nabel stösst.« Der Sohn meldete dies dem König und empfing seinen Lohn in einem leckeren Mahle. Dann sprach der König weiter: »Ich verspreche Dir das ganze grosse Erbe Deines Vaters uud noch eine grosse Belohnung dazu, wenn Du hingehst und den Vater mit einer Nähnadel auf jene Art tödtest. Der Sohn ging, wartete den Schlaf seines Vaters ab und that wie ihn der König geheissen. Der Riese sprang entsetzt auf, griff nach Pfeil und Bogen und eilte zu dem einzigen Brunnen der Stadt; an diesem niederknieend spannte er seinen Bogen, und in dieser Stellung verharrte er 7 Tage, während welcher Zeit unter

*) Unter »kikoa« versteht man ein Gelage, bei welchem die Theilnehmer abwechselnd die Speisen für einen bestimmten Tag zu besorgen haben. Das Gelage dauert demnach soviel Tage als Theilnehmer vorhanden sind.

**) Koma plur. makoma: die Früchte der Dumpalme.

den Bewohnern des Ortes der grösste Wassermangel herrschte, da sich Niemand getraute, an den Brunnen zu gehen. Endlich ging die Mutter des Riesen zum Brunnen und redete ihren Sohn an; als sie keine Antwort erhielt, berührte sie ihn. In diesem Augenblicke fiel derselbe um und Jeder überzeugte sich, dass Fumo Liongo todt war. Der König liess ihn beerdigen, seinen Sohn aber tödten, weil er fürchtete, er könne seinem Vater ähnlich werden; er liess ihn neben seinen Vater legen, zwischen beide Gräber aber legte er den Bogen des Riesen. Auf der Stelle am Brunnen, wo der Riese hingesunken und sich seine Länge im Sande abgedrückt hatte, liess er ein Zeichen von Stein aufführen, das der Länge Fumo Liongo's entsprach. Dasselbe, einem Grabstein einigermassen ähnlich, ist noch heutigen Tages zu sehen und zeigt eine Länge von ca. 5 m. — Jeder Pokomo kennt den Namen Fumo Liongo und weiss Dinge von ihm zu erzählen, und Jeder führt auf ihn die Unterjochung seines Volkes zurück.

Die Wapokomo theilen ihr Land in neun Bezirke, »muischo« genannt, die vom Unterlaufe des Tana nach dem Oberlaufe hin folgendermaassen heissen: Muina, Ndera, Guano, Kinakomba, Ndura, Subaki, Milalulu, Malacote, Korkoro. Der Bezirk Ndura besitzt keine Ortschaften mehr; die Einwohner sind vor den Somalen geflohen und haben sich weiter stromab in den Bezirken Ndera und Muina niedergelassen. Aus demselben Grunde haben auch die Bewohner einiger anderer Ortschaften ihre alten Wohnsitze verlassen, so dass nicht alle in einem bestimmten Distrikte gelegenen Orte diesem angehören. Früher wohl angebaute und stark bevölkerte Gegenden sind, seitdem die Somalen alljährlich ihre Einfälle machen, verödet und ausgestorben. Ein jeder Bezirk besitzt einen Hauptort, in welchem der dem betreffenden Bezirk vorstehende Aelteste wohnt. Die Hauptorte für die vier ersten Bezirke heissen: Ngau, Ndera, Kiniada, Ualimi; der frühere Hauptort für den jetzt verlassenen fünften Mangulo und für die drei folgenden sind: Tschewani, Migaroni, Massa. Ngau ist der erste Wapokomo-Ort, dem man von Tschara kommend begegnet. Früher wohnten die jetzt hier ansässigen Leute weiter oberhalb an dem alten Flussbette, wo ein äusserst fruchtbares, für Reiskultur günstiges Terrain gewesen sein soll, aus welchem sie durch jene oben erwähnte Fluth, in Folge deren der Fluss sich auf dieser Strecke ein anderes Bett suchte, vertrieben wurden. Ihre Aecker liegen noch näher bei Tschara in einem Kalindi genannten Landstriche, so recht gelegen für die habgierigen Einwohner von Kau. Von Ngau bis zum Ende des Distriktes Malacote passirt man ca. 50 nennenswerthe Ortschaften der Eingeborenen. Die grösste auf

der befahrenen Strecke angetroffene Ortschaft ist Engatana, 1½ Tagereisen von der Küste; dieselbe bildet auch gleichsam einen Bezirk für sich, indem sie mit dem kleinen Orte Buradera nicht zum Bezirke Muina gehört. Nachdem der Bezirk Malacote zu Ende, folgen einige Niederlassungen der Wassánie*), die hier Ackerbau treiben; dann kommt der Distrikt Korkoro mit ferneren zahlreichen Ortschaften, welche z. Th. von Galla bewohnt werden, die das Feld bestellen wie die Wapokomo; unter diesen befindet sich auch noch ein Rest des einst mächtigen Stammes der Kokawa-Galla. Mit dem Bezirke Korkoro hören die von Wapokomo bewohnten Ortschaften jedoch noch nicht auf; nach weiteren vier Tagereisen zu Wasser gelangt man nach Hameje, der letzten Niederlassung der Wapokomo. Auf dem Wege dorthin passirt man noch die vier Ortschaften: Galana-Bae, Galana-Ropinjurtu, Galana-Duessa und Odombalimbali. Von Kau gelangt man zu Wasser in etwa 25 Tagen nach Hameje, während man zu Lande nur 12 Tagereisen gebraucht. Von Kau bis Massa gebrauchten wir 13 Tage. Zwei weitere Tagereisen stromauf von Hameje kommt man zu den unbewohnten Orten Kote Gangeltja und Dakadjane, die von Wapokomo und Galla der Jagd wegen aufgesucht werden, indem sich dort besonders viele Flusspferde befinden sollen. Weiter stromauf erstreckt sich das Gebiet dieser Völker nicht. Von Hameje an wird die Gegend gebirgig. Auf dem linken Ufer des Flusses sind den Wapokomo dieses Gebietes die Wadjole-Galla benachbart, zu denen man in einem Tagemarsche gelangt und welche ihre Bedürfnisse durch die Bewohner des Bezirks Korkoro beziehen. Von den Wadjole-Galla gelangt man zu einem Negerstamme, der Wakore genannt wird; von diesen kamen einmal — vor vier Jahren — Leute nach Korkoro, um Ochsen und Ziegen zum Kauf anzubieten; erstere waren bedeutend grösser als die Galla und Suaheli. Die Wakore gehen unbekleidet, tragen aber ein Stück Zeug (Americano) über die Schulter geschlagen; ihre Bedürfnisse beziehen sie — und dies ist von grossem Interesse — nicht von der Ostküste her, sondern durch die mit dem rothen Meere in Verbindung stehenden Borani-Galla. Es bestände also hier vielleicht ein Weg, um in das Gebiet jenes mächtigen Gallastammes zu gelangen.

Die Ortschaften der Wapokomo, wenigstens die am Unter- und Mittellauf des Tana gelegenen, befinden sich meist auf dem rechten Ufer, um einem Ueberfall der Somalen nicht so direkt ausgesetzt zu sein. Sie

*) Wassánie und Waboni werden häufig, von Galla und Wapokomo sowohl wie von den Suaheli, mit dem gemeinsamen Namen Waboni benannt.

sind alle in einem Terrain angelegt, wo sich Uferwald befindet; aus diesem ist ein halbkreisförmiger Platz ausgehauen, auf welchem die Hütten erbaut werden. Häufig ist der nach hinten abschliessende Waldrand noch von einem hohen Pallisadenzaun aus den Stämmen der Dumpalme begrenzt, zum Schutze gegen Ueberfall und wilde Thiere, z. Th. auch anderer Zwecke wegen, wie wir später sehen werden. Ihre Hütten sind nicht unbequem und die grösseren auch sehr geräumig. Man steckt um einen gereinigten und geebneten kreisförmigen Platz eine Anzahl Stangen (25—40, je nach der Grösse der zu erbauenden Hütte), und zwar in die an der Peripherie des Hüttenplatzes etwas aufgeschüttete Erde, und bindet sie über dem Mittelpunkte desselben zusammen. Um diese befestigt man der Quere nach einige dünnere Stangen und zieht um dieselben in geringeren Abständen Schnüre von Lianen. Ueber dieses Holzgerüste werden Schichten eines dicken Grases gelegt. An einer Stelle stehen die Tragstangen etwas weiter von einander ab; dieser Raum wird für den Eingang freigelassen, an welchem die Blätter einer Fiederpalme lehnen, mit welchen die Hütte geschlossen wird. Im Innern befindet sich die sogenannte Kitauda, das Lager; etwa 1—1½ Fuss über dem Boden hervorragend sind eine Anzahl dicker Aststücke in die Erde gerammt, zwischen deren sich oben gablich theilenden Enden Querbalken gelegt werden, welche die in kurzen Abständen zusammengebundenen, wie zu einer Matte vereinigten fingerdicken Blattriffe einer Fiederpalme tragen; auf diesen werden Häute und Matten ausgebreitet. In einer Ecke befindet sich auf dem Erdboden der Heerd; einige Kochtöpfe, einige Körbchen für Reis oder Schmucksachen, der Speer des Mannes und die Ruder bilden in den meisten Fällen das einzige Geräth. Während der Zeit der höchsten Fluth, wo das Wasser selbst in die höher gelegenen Ortschaften eindringt, müssen die Einwohner auf Stellagen und Bäumen zubringen; doch währt dieser höchste Stand des Wassers nur kurze Zeit.

Die friedfertige Beschäftigung der Wapokomo besteht fast ausschliesslich in der Bestellung ihres Ackers, der ihren wesentlichen Lebensunterhalt liefern und Handelsartikel hervorbringen muss, um gegen diese Kleiderstoffe und Schmucksachen einzukaufen. Die Felder sind an den Flussufern gelegen; entfernt von dem Flusse findet man kein kultivirtes Land, selten werden an den dem Flusse unmittelbar benachbarten Seen noch Pflanzungen angelegt. Wo es das Terrain erlaubt, sind Gräben vom Flusse in das Land hinein gezogen, um grössere Flächen zu bewässern; dies gilt besonders vom Unterlaufe des Tana, der ein herrliches Reisland bildet. Am Mittel- nnd Oberlaufe wird so gut wie kein Reis gebaut, da die Ufer hier höher und

das Land trocken ist; hier werden vorzugsweise Mais und Erbsen gebaut, von letzteren zwei Arten, eine kleine runde und eine dickere etwas platte, welche beide sich auch an der Küste und auf Zanzibar kultivirt finden. Bataten (Ipomoea batatas) und Maniok (Jatropha manihot) sind weniger verbreitet; das Negerkorn (Sorghum vulgare) wird mit Ausnahme des Bezirks Ndera, wo sich entlaufene Sklaven aus der Gegend von Balawa niedergelassen haben, nirgends angebaut. Bananen sind allenthalben zahlreich, Zuckerrohr ist an einzelnen Orten ebenfalls vorhanden. Hin und wieder sieht man auch den Melonenbaum (Carica papaya); der Mangobaum ist ebenfalls in einigen Distrikten angepflanzt. Melonen verschiedener Art fehlen natürlich auch nicht; die Erdeichel (Arachis hypogaea) wurde nur sehr selten bemerkt. Ausser den angeführten Nahrungsmitteln wird dann noch der Tabak in ziemlich ansehnlicher Menge gebaut. Neben dem Elfenbein und Reis bildet er den wesentlichsten Handelsartikel mit den Mohamedanern, welche den Wapokomo-Tabak sehr schätzen. Die Bestellung des Ackers liegt neben den Jünglingen hauptsächlich dem weiblichen Geschlecht ob; im Bezirk Korkoro, wo die Männer sämmtlich der Jagd nachgehen, allein diesem. Mit Sonnenaufgang fahren die Weiber und Kinder in ihren Canoes zu ihren Feldern, die entweder der Ortschaft gegenüber oder in einiger Entfernung von derselben in einem möglichst fruchtbaren Boden angelegt sind. Als einziges Geräth dient ein unseren Hacken ähnlicher, mit kurzer Handhabe versehener Spaten, »jembe« genannt, mit dem der Boden oberflächlich aufgescharrt wird. Zum Abschneiden des Hochgrases und Gestrüpps dient ein messerartiges Beil. Selbst noch sehr junge Mädchen müssen an den Arbeiten auf dem Felde theilnehmen oder die lästigen Vögel verscheuchen, welche in ungeheuren Schaaren in die Saaten einfallen. Erst gegen Sonnenuntergang kehrt die Familie zurück und nun wird die Hauptmahlzeit bereitet, zu welcher auch der den Tag über auf den Fischfang ausgewesene Mann seine Beute gebracht hat.

Der Fischfang ist ausser dem Ackerbau diejenige Beschäftigung, welcher die Wapokomo am meisten obliegen. Der Tana-Fluss sowohl als auch besonders die in seiner Nähe gelegenen Seen sind ausserordentlich reich an Fischen. Vor allen wird zwei Arten glatthäutiger Fische, die »tondi« und »mamba« genannt werden, nachgestellt; letztere Art erreicht eine Länge von 1 Meter. Sie besitzt einen grossen Fettreichthum und liefert den Eingeborenen, welche die zunächst am Feuer erhitzten, dann mit Einschnitten versehenen Fische in Gefässen der Sonne aussetzen, einen guten Thran, welcher meist an die Suaheli verkauft wird. Man fängt die Fische theils mit der Angel, einem einfachen

von den Galla fabrizirten Eisenhaken, theils mit dem Speere, der an einem sehr langen und leichten Schafte eine 15 bis 20 Centimeter lange Eisenspitze trägt. Mit dieser Waffe spiessen sie in ihren Canoes stehend die grösseren Fische auf. Auch werden grössere und kleinere Fangkörbe, die in derselben Weise konstruirt sind wie die bei uns gebräuchlichen, in dem Flusse befestigt. — Viehzucht treiben die Wapokomo nicht; denn hierbei müssten sie sich von ihren Wohnsitzen mehr oder weniger weit entfernen, und nichts ist ihrem Charakter mehr entgegen, als ein Nomadenleben zu führen. Selbst Schafe und Ziegen findet man bei ihnen nicht, da sie bei den häufigen Ueberfällen der Somali mehr diesen als den Eigenthümern zu Statten kommen würden. Ueberhaupt sind die Wapokomo keine Thierfreunde; ausser Hühnern besitzen sie kein Hausthier, selbst Hunde nicht. Bei den abhängigen Wapokomo findet man auch erstere kaum, da sie von den Mohamedanern einfach weggenommen werden, und am Mittellaufe waren sie auch nicht zahlreich, da man fürchtet, die Hühner könnten durch ihr Krähen den Somalen die Lage einer Ortschaft verrathen. Ihre Hühner sind ebenso wie die der Suaheli von unseren gewöhnlichen Bauernhühnern nicht zu unterscheiden. Perlhühner werden nicht domestizirt, obwohl das Land ausserordentlich reich an solchen ist; die Art, welche am häufigsten angetroffen wird, ist Numida Pucheranii; auch das Geierperlhuhn (Acryllium vulturinum) ist nicht selten in diesem Gebiete. Enten, das passendste Geflügel für die am Wasser wohnenden Wapokomo, werden ebenfalls nicht gehalten. Einige Male traf ich die ägyptische Gans (Chenalopex aegyptiacus) domestizirt, die auch an dem Tana-Fluss eine sehr häufige Erscheinung ist. Grosse Jäger sind die Wapokomo nicht, mit Ausnahme der im Distrikt Korkoro wohnenden, welche den Elephanten jagen. Meister sind sie alle in der Elegung des Flusspferdes, das ihr vorzüglichstes Jagdobjekt bildet. Man erlegt es mit einem mächtigen, mit breiter Eisenspitze versehenen Speere, der keinem Pokomo fehlt. Sobald sich ein Flusspferd im Flusse nahe einer Ortschaft blicken lässt, entsteht eine allgemeine Aufregung in derselben. Weiber und Kinder laufen schreiend an's Ufer, während mit ihren langen Speeren bewaffnete junge Männer sich in die Canoes stürzen und der Stelle zueilen, wo das Thier zuletzt bemerkt worden; Einer in jedem Canoe rudert, die Anderen stehen mit erhobenen Speeren bereit, dem Flusspferd den Todesstoss zu versetzen. Das sich der Gefahr, welche ihm droht, wohlbewusste Thier, sucht sich durch die Flucht seinen Feinden zu entziehen, indem es unter dem Wasser fortschwimmt oder sich in dem dichten Ufergrase zu verbergen sucht; aber es gelingt ihm nur selten zu entkommen; die geübten Augen der Jäger erkennen an der eigen-

thümlichen Bewegung des Wassers die Richtung, welche es eingeschlagen, die Canoes folgen blitzschnell und das geängstete Thier muss schliesslich, um wieder Luft zu schöpfen, sich eine Blösse geben. Sobald nur die Nüstern den Wasserspiegel berühren, sitzen die Speere in seinem Körper; auch jetzt noch flieht es in den meisten Fällen, nachdem es vergeblich versucht, die in seinem Fleische steckenden Speere abzuschütteln; seltener wendet es sich gegen die Angreifer, die ihm in der gewandtesten Weise ausweichen müssen, wollen sie nicht durch das mächtige Gebiss des Kolosses zermalmt werden. Das durch den Blutverlust bald erschöpfte Thier, sucht meist an's Land zu steigen, wo es seinen Feinden bald erliegt. Es wird sodann an einige Canoes gebunden und unter dem Triumphgeschrei der am Ufer Harrenden in die Ortschaft geschleppt. Sogleich geht man an das Zerlegen der Beute; zunächst wird die bis zu 6 Centimeter dicke Haut in länglichen viereckigen Stücken abgelöst, dann wird das Fleisch von den Knochen heruntergeschnitten; die Aeltesten erhalten ihr übliches Geschenk, das Uebrige wird unter den Siegern vertheilt. Bogen und Pfeile sind weniger in Gebrauch; bei Elephantenjagden werden sie wohl angewandt, dienen aber hauptsächlich in den Kämpfen mit den Somalen. Ausser dem Speere, den Jeder, welcher die Ortschaft verlässt, mit sich führt, tragen Manche noch an der Hüfte ein roh gearbeitetes Messer in einer Lederscheide; Keulen von Holz verschiedener Form sind auch in Gebrauch.

Alles was die Wapokomo an Geräthen, Waffen und Schmucksachen bedürfen, wird nur zum geringsten Theile von ihnen selbst verfertigt. Die Eisentheile für die Spaten und Beile werden ebenso wie die für die Waffen in Kau von den Suaheli fabrizirt; das Messer und die aus Messing oder Eisen bestehenden Schmucksachen werden von den Galla bezogen, die eigene Schmiede besitzen. Sie selbst liefern nur die Holztheile zu den Geräthschaften; die Ringe, welche die Eisentheile in jenen festhalten, werden aus dem eisenharten Kerne der Dumpalme geschnitten. Ihre Canoes hauen sie selbst aus den Stämmen verschiedener Baumarten. Pfeil und Bogen erhalten sie häufig, das Pfeilgift immer von den Waboni. Eine Arbeit, die von dem männlichen Geschlechte sowohl wie von dem weiblichen ausgeübt wird, besteht in dem Flechten verschiedener Gegenstände aus Gras; Schlafmatten, Futterschwingen, Reissäcke, grössere und kleinere Körbe werden aus verschiedenen schönen und starken Grasarten geflochten, sowohl zu eigenem Gebrauch wie auch als Tauschartikel für die Bewohner von Kau. Die Bereitung der Hausgeräthe aus Thon, die mit der Hand verfertigt werden, liegt ausschliesslich den Frauen ob, besonders den alten allein-

stehenden. Die Oberfläche der Thongefässe bestreicht man mit einer in Wasser aufgelösten rothen Erde, auch bringt man einige primitive Ornamente auf denselben an. Ausser Kochtöpfen werden noch kleine Schälchen zum Wassertrinken, und Schüsseln zum Reisessen verfertigt. Man verhandelt die Töpferwaaren auch an Suaheli und Galla.

Das Hauptnahrungsmittel ist für die am Unterlaufe des Tana Wohnenden der Reis, für die am Mittel- und Oberlauf Wohnenden der Mais. Letzterer wird geröstet oder, nachdem er zuerst gestossen, gekocht, doch wird er in letzterem Falle meist nur zusammen mit Erbsen gegessen. Das Stampfen des Getreides zum Zwecke des Aushülsens ist ausschliesslich Sache des weiblichen Geschlechts; Mädchen, die eben im Stande sind den schweren Stosser zu heben, müssen schon hierbei mithelfen. Nächst dem Getreide bilden Fische die Hauptnahrung; bei den abhängigen Wapokomo, die nicht selten vollständig des Ertrages ihrer Aecker beraubt sind, oder bei Missernten, bilden Fische die einzige Nahrung. Dieselben werden entweder an Holzspiesse gesteckt und am Feuer gebraten, oder gekocht; letzteres geschieht immer unter Quirlen mit einem an einem Ende dreizackigen, zu diesem Zwecke zurechtgeschnittenen Zweige, so dasss sich die Gräthen vollständig von dem Fleische trennen. Neben dem Fischfleisch wird auch das Fleisch der Krokodile sehr geschätzt, doch geht ihnen dasjenige des Flusspferdes über alles. Hat man ein solches Thier getödtet, so kann man mehrere Tage hindurch die noch mit Fleisch umgebenen Knochen zwischen den Hütten liegen sehen, von denen täglich Portionen abgeschnitten werden und die einen unerträglichen Geruch in der ganzen Ortschaft erzeugen. Ja, das vollkommen in Zersetzung befindliche Gehirn wandert noch als Leckerbissen in den Kochtopf. Todte Fische, die schon zwei Tage auf dem Wasser getrieben und das Geruchsorgan des Europäers schon von Weitem auf das Empfindlichste berühren, werden ebenfalls nicht verschmäht. Auch Affen werden gegessen, jedoch rührt man das Fleisch der Paviane nicht an; ferner alle Vögel, mit Ausnahme derjenigen, welche Aas oder Schlangen fressen. Die Galla essen mit wenigen Ausnahmen weder Fische noch Vögel, auch keine Hühner. Der Fischgeruch ist dem Galla schon höchst unangenehm, und er geräth in grösste Wuth, wenn man ihn berührt, nachdem man zuvor einen Fisch angefasst hat.

Von excitirenden Genussmitteln ist es besonders der Tabak, der bei beiden Geschlechtern über Alles beliebt ist und als Kau- und Schnupftabak Verwendung findet, in ersterer Form besonders bei Männern, in letzterer bei Männern und Weibern. Um Schnupftabak zu bereiten, werden die Blätter in irdenen Schälchen über dem Feuer

vollkommen getrocknet und dann zerrieben; darauf wird noch eine kleine Menge in derselben Weise behandelter Bananenblätter oder deren Wurzeln zugesetzt, und das Gemisch etwas angefeuchtet. Zur Aufbewahrung dienen kleine aus Bambusrohr verfertigte oder aus Holz geschnittene Fläschchen, die bei den Frauen meist auf der Brust herabhängen, bei Männern zwischen das Hüfttuch gesteckt werden; auch sieht man zuweilen ausgehöhlte Nüsse, die besonders bei den Mädchen als Tabaksbehälter dienen. Die Tabaksfläschchen werden »tomba kera« genannt. Der Tabak, welcher in den Handel kommt, wird in Stränge gedreht oder geflochten, und in Kreiswindungen zusammengelegt; je schärfer er ist, um so beliebter ist er bei den Mohamedanern. Der Tabak wird ohne Zufügung anderer Stoffe gekaut. Die eigenthümliche Sitte der Galla, den im Munde zu einer kirschgrossen Kugel gedrehten Tabak beim Sprechen sich hinter die Ohren zu stecken, ist bei den Wapokomo nicht üblich. Alkoholische Getränke fehlen natürlich auch nicht, werden jedoch nur von dem männlichen Geschlechte genossen, und zwar besonders von den Aeltesten resp. Ortsvorstehern. Man gewinnt dieselben aus zwei Palmenarten, der Borassus-Palme und einer allenthalben an feuchten Orten wachsenden Fiederpalme, indem man die weiblichen Blüthenscheiden oder das Herz derselben einschneidet und den ausfliessenden Saft auffängt. Beliebter ist noch der Honigwein; den Honig, der in guten Jahren in grossen Quantitäten gewonnen wird, verwandelt man zum grössten Theil in gährendes Getränk. Die sogenannte »msinga«, das Bienenhaus, sieht man allenthalben in den Bäumen angebracht; ½—1 m lange Stücke von Baumstämmen werden ausgehöhlt und an beiden Seiten mit einer Holzplatte verschlossen. Die Bienen kleben alle Ritzen und Oeffnungen bis auf eine zu, die als Eingang dient. Der Name »msinga« bedeutet auch Kanone, weil die Kanonenrohre mit diesen Bienenwohnungen Aehnlichkeit haben. Gegen Ende der zweiten Regenzeit, in den Monaten Oktober und November, ist der meiste Honig vorhanden, derselbe ist häufig von scharfem, kratzenden Geschmack, da die Bienen eine gelbblüthige cactusähnliche Euphorbie, welche sich allenthalben zahlreich in der Steppe des Gallalandes findet, besuchen. Der beste Honig kommt aus dem Bezirke Korkoro; ein Topf Honig, der 2—2½ Weinflaschen reinen Honigs liefert, wird mit einem Stück Zeug im Werthe von 1—1½ Mark bezahlt. Der von den Eingeborenen getrunkene Honigwein ist eine äusserst scharfe, mehr nach Essig als nach Wein schmeckende Flüssigkeit von starkem Alkoholgehalt. Die abhängigen Wapokomo dürfen sich den Genuss dieses Getränkes gar nicht oder doch nur im Geheimen erlauben, um den Mohamedanern kein Aergerniss zu bereiten, denen dabei

der Honig verloren geht. Bei den unabhängigen Wakopomo ist das Trinken von Honigwein gleichsam ein Privilegium der Aeltesten resp. Ortsvorsteher, die zugleich auch den religiösen Ceremonien vorstehen. Meist haben diese sich eine kleine laubenartige Behausung abseits der Hütten errichtet, in welcher sie, den Blicken Unberufener entzogen, ihre Gelage abhalten. Seltener sieht man sie frei zechend unter einem mit Laubwerk überdeckten Gerüste sitzen, das sich an einer Seite einer jeden Ortschaft nahe dem Ufer befindet und als Versammlungsort für die Männer dient und wohin die ankommenden Fremden zunächst geführt werden. Ganze Tage lang wird oft getrunken und geschmaust. Die Frauen der Theilnehmer müssen abwechselnd grosse Schüsseln Reis und Fisch kochen, die der Ehemann dann selbst zu seinen Genossen hinträgt; als Trinkgefäss dient ein Flaschenkürbis oder Kochtopf, der die Runde macht. Allen nicht zu den Aeltesten zählenden Leuten ist die geweihte Stätte derselben zu betreten verboten. Man trinkt, wenn der Wein dazu ausreicht, bis man sinnlos zu Boden fällt, und am folgenden Tage wird wieder von Neuem begonnen; auch rühmt man sich, so und soviel Wein getrunken zu haben, und erwirbt dadurch das Ansehen eines sehr starken Mannes. Zechgelage, an denen sich eine ganze Ortschaft betheiligt, kommen nur an Festtagen vor; Besiegung von Feinden und die Todtenfeste geben zu solchen Veranlassung. In einer kleinen Ortschaft, wo ich des Morgens in der Frühe anlangte, um mich nach einem in der Nähe gelegenen Jagdterrain zu erkundigen, war bereits die ganze erwachsene männliche Bevölkerung so voll des sauren Weines, dass Niemand im Stande war, Auskunft zu ertheilen. Es muss immerhin rühmend hervorgehoben werden, dass das weibliche Geschlecht niemals geistige Getränke geniesst; es begnügt sich an Festtagen damit, den schönsten Schmuck anzulegen und die Schminke recht dick aufzutragen.

Die Kleidung der Wapokomo besteht durchweg aus Baumwollenstoffen, die sie von den Mohamedanern gegen die Erträgnisse ihres Ackers und gegen Elfenbein eintauschen; Thierfelle, wie sie von den Galla und den verwandten Völkern noch vielfach getragen werden, findet man bei ihnen nicht mehr. Knaben gehen bis zu ihrer Pubertät vollkommen nackt, später legen sie wie die Männer ein Stück weissen Baumwollenzeuges um die Hüften, das die Kniee nicht erreicht. Bei Mädchen hängt bis zu ihrer Verheirathung nur ein kleines Läppchen, das von einer um die Hüften gelegten Perlschnur festgehalten wird, nach vorne herab; verheirathete Frauen legen dasselbe Hüfttuch an, wie die Männer, doch ist es meist etwas länger. Wenn die Mittel zur Anschaffung vorhanden, so wird auch noch ein grösseres, den Ober-

körper umhüllendes Tuch getragen, das jedoch bei der Arbeit immer abgelegt wird. Nach schönen Kleiderstoffen steht das Verlangen sowohl der Männer wie Frauen sehr; doch gehen beim weiblichen Geschlecht der Kleidung die Putzsachen vor; lieber nackt und mit Schmuck beladen, als umgekehrt. Sehr beliebt sind bestimmte bunte gestreifte Baumwollenstoffe, die hauptsächlich als Hüfttücher Verwendung finden. Auch die Männer schlagen um den Oberkörper gerne ein grosses Stück Americano, das an den Seiten ausgefranzt wird. Am Mittel- und Ober-Tana werden die amerikanischen Baumwollenstoffe weniger getragen, als das sogenannte »Lemale«, ein grobes auf Siu verfertigtes Baumwollgewebe, das nur für das Gallaland gewebt wird und beim Elfenbeinhandel eine grosse Rolle spielt. Der Kopf wird bei Mann und Weib frei getragen, das Haar nach eines Jeden Belieben zurechtgemacht; doch ist es im Allgemeinen Sitte, dass die Männer sich den Kopf rasiren, während bei Knaben und Jünglingen das Haar an der Peripherie kreisförmig abrasirt wird; häufig sieht man es bei Jünglingen und Mädchen in kleine Löckchen oder Stränge gedreht. Verheirathete Frauen rasiren meist den Kopf, wie die Männer. Sehr beliebt ist bei jungen Männern, sich das Haar mit allerhand Dingen zu schmücken, besonders mit Vogelfedern, die gleichzeitig auch in die Ohrlöcher gesteckt werden; die langen Federn des Hahnenschwanzes sind besonders hierzu gesucht und werden oft theuer von den Suaheli gekauft. Hat Jemand ein Eichhörnchen getödtet, so wird der abgeschnittene Schwanz getrocknet und dann auf dem Scheitel befestigt. Bei jungen Männern sind auch Stirnbänder im Gebrauch, die aus einem ca. 2 cm breiten Grashalme bestehen, auf welchem einige Ornamente eingeritzt sind, die man mit Russ schwarz gefärbt hat. Die Kleider werden um die Hüfte durch Schnüre festgehalten, die man aus den Haaren des Elephanten- oder Giraffenschwanzes flechtet oder aus Garnsträngen bestehen, die auf verschiedene Weise verziert sind. In Ermangelung von Garn näht man die Kleider mit den oft 10 bis 12 Fuss langen Fasern einer Melanthacee; die langen rundlich gedrehten Blätter dieser Pflanze werden geklopft, bis die Fasern isolirt sind; letztere werden dann kurze Zeit in Wasser gelegt und dann getrocknet; aus ihnen werden auch ausserordentlich starke Seile gedreht, die als Schlinge für Elephanten dienen. Der grösste Theil des durch die Händearbeit mühsam Erworbenen, wird in Schmuckgegenstände für die Weiber umgesetzt; denn die Wapokomo lieben ihre Weiber sehr, wie sie wiederholt hervorhoben, und wenn diese einen Schmuck wünschen, so ruht der Ehemann nicht, bis er ihn erworben. Die Männer behängen sich im Allgemeinen sehr wenig mit Schmucksachen; auch finden, abgesehen von dem Ausreissen der beiden unteren mittleren Schneide-

zähne und dem Durchbohren der Ohren, keine weiteren, die Etiquette und Schönheit erfordernde Verstümmelungen des Körpers statt. Doch begnügt man sich nicht blos mit dem Durchbohren des Ohrläppchens, sondern auch der ganze Aussenrand der Ohrmuschel wird mit Löchern versehen, die alle mit Ringen und Stäbchen ausgefüllt werden. Die Ohrringe bestehen entweder aus kleinen Messingringen, oder aus in Form einer 8 gedrehten schmalen Bleistreifen, oder aus ebensolchem Draht, der, nachdem er durch das Ohrloch gesteckt, an beiden Enden spiralig aufgewunden wird. Diese Formen der Ohrringe werden von beiden Geschlechtern getragen, von Weibern ausserdem noch selbstangefertigte aus Perlen. Grossen Anklang fanden auch die von uns mitgenommenen bunten Glasknöpfe, die hauptsächlich zum Schmuck der Ohren Verwendung fanden. Ausdehnung des Ohrläppchens durch grössere Gegenstände, wie es noch bei den Suaheli Sitte, ist nicht üblich. Ohrringe sind noch der häufigste Schmuck bei Männern; ältere Leute gehen meist auch ohne solche. Jünglinge tragen gerne Armbänder von Blei um das Handgelenk, um das sie von der Dicke eines Bleistifts drei Windungen beschreiben. Ausserdem bemerkt man bei Männern zuweilen einige bei den Galla sehr beliebte Schmucksachen, welche jene für Getreide an die Wapokomo verkaufen; es sind dies von Eisen oder Messing gefertigte Fingerringe, die am kleinen Finger getragen werden; ferner die »Kawalo« genannten, mit zwei Querschenkeln versehenen, aus Eisen- und Messingdraht bestehenden Ringe für den Oberarm, und als Halsschmuck spiralig gewundenen Messing- oder Kupferdraht, an dem nach vorne drei Messingplättchen herabhängen, auf denen einige Ornamente eingeritzt sind. Ausser diesem auch von Weibern getragenen Halsbande, sind noch lange von den Wanika verfertigte Kettchen aus feinem Eisendraht Mode, die in drei bis vier Windungen um den Hals geschlungen werden. Wie bei allen Naturvölkern, ist auch bei den Wapokomo Sitte, sich mit Trophäen erlegter Thiere zu schmücken. Diejenigen, welche einen Elephanten getödtet, legen einen 2—4 cm breiten Elfenbeinring um den Oberarm, oder auch Striemen aus der Elephantenhaut; die Klauen des Löwen werden an einer Schnur um den Hals getragen, und hat Jemand ein Flusspferd erlegt, so schneidet er am Hintertheil ein 4 cm breites Stück Haut in Form eines grossen Ringes heraus, das um den Hals gelegt wird und auf der Brust herabhängt; auch der Vater des Tapfern erhält eine solche Trophäe, die so lange getragen wird, bis die Beute aufgezehrt, worauf dann das an jener haftende Fett auch noch in den Kochtopf wandert. Unter den Schmucksachen der Frauen und Mädchen nimmt der sogenannte »mkoroscho« die erste Stelle ein; er bildet den Hauptschmuck

des Weibes, wird meist nur bei besonderen Gelegenheiten angelegt und von ihnen selbst angefertigt. Ein viereckiges, ca. 20 cm langes, 4—6 cm breites Stück Leder von Ziegen- oder Antilopenhaut wird über die Hälfte der Länge in eine Anzahl Striemen geschnitten; dann werden auf dem intakt gebliebenen Theile verschiedenfarbige Perlen in mannigfachen Anordnungen aufgenäht, an den Enden der Striemen Muscheln, Tabaksfläschchen, Perlen etc. befestigt und das Ganze an einem Kettchen um den Hals gehängt, so dass der Schmuck auf der Brust herabhängt; Perlschnüre um den Hals, Perlbänder kreuzweise über der Brust dürfen auch nicht fehlen. Ausserdem aber wird der Hals noch durch Eisendrahtringe eingezwängt, die mit dünnem Messingblech umwickelt sind und nach vorne eine Hand breit abstehen; solche Ringe bemerkt man nicht selten zu vier bis sechs Stück an einem Halse. An diesen hängen nach hinten an Lederriemchen thalergrosse weisse Scheibchen, von glattgeschliffenen Schneckenhäusern herstammend, welche am Strande bei Malindi häufig gefunden und durch die Galla, welche das Schleifen besorgen, in den Handel gebracht werden. Auch an Schnüren aufgereihte kleinste Kaurimuscheln werden um den Hals getragen. Ein Hauptwunsch aller Schönen im Wapokomolande ist dann ferner, den linken Unterarm durch Umwickelung von bleistiftdickem Messingdraht unsichtbar zu machen; der hierzu nöthige Draht hat den Werth von drei Trägerlasten Reis. In Ermangelung andern Schmuckes nehmen junge Mädchen auch mit aufgereihten kleinen Früchten oder getrockneten Fruchtstauden einiger Blumen fürlieb, oder man schneidet sich aus der Haut grosser Eidechsen ein Halsband zurecht, an dem über der Brust der Schwanz jener herunterhängt. Ein allgemein gebrauchtes Verschönerungsmittel, das besonders dem weiblichen Geschlecht unentbehrlich, ist das Schminken der Haut mit einer rothen Erde, die von den Suaheli eingeführt und »ngäu« genannt wird. Diese zu mehlfeiner Masse geriebene Erde wird am liebsten mit der Butter der Suaheli, in Ermangelung dieser mit dem Fett des Flusspferdes, angemengt und mit dieser Masse der ganze Körper eingerieben; am meisten erhält der glatt abrasirte Kopf und die Brust; die Schmuckgegenstände werden dabei nicht verschont; Perlen, Messingdraht, Muscheln — alles erhält einen rothen Ueberzug; auch die weissen Stoffe werden mit der Erde gefärbt. So erscheinen dann an Festtagen Mädchen und Frauen in rothem Glanze, und während sowohl das Auge, wie die Nase des Europäers vor solcher Erscheinung zurückschreckt, scheint das ranzige Fett und die rothe Haut der Geliebten für den Pokomo-Jüngling einen ganz besondern Reiz zu bilden.

Bei den Wapokomo ist Polygamie gestattet, doch besitzt in den allermeisten Fällen der Mann nur ein Weib; mehr wie sechs Weiber werden nicht genommen; es muss schon ein sehr reicher Mann sein, der sechs Weiber nehmen und alle mit dem nöthigen Schmuck versorgen kann. Die Aeltesten und Ortsvorsteher besitzen deren gewöhnlich mehrere — auch darin zeichnen sie sich vor ihren Genossen aus. Die Frau muss von dem Vater erkauft werden; hat dieser den Kaufpreis erhalten, so muss das Mädchen wohl oder übel dem Käufer als Gattin folgen. Der Kaufpreis besteht im Allgemeinen aus folgenden Gegenständen, die von Alters her üblich gewesen und nicht fehlen dürfen: Honigwein, 3 Arten von Fischen in einer Anzahl von 15 bis 40 Stück, Bananen, 1 bis 3 Trägerlasten Reis, Mais, Zuckerrohr, 6 Kleider, Fleisch vom Büffel, Flusspferd, Krokodil oder wildem Schweine. In welchen Quantitäten das Einzelne geliefert werden muss, richtet sich nach den Ansprüchen, die der Vater macht; ist die Tochter schön und viel umworben, so ist der Kaufpreis natürlich ein hoher. Bei den Galla ist eine Frau noch theurer; sie kostet 100 Ochsen oder 5 Armlängen Elfenbein, so dass die reichsten Leute höchstens 3 Frauen besitzen. Zuweilen giebt der Vater auch Ausstand: der Mann darf seine Tochter heimführen, ohne den Kaufpreis schon voll gezahlt zu haben. Das Mädchen erhält bei dem Kaufe rothe Schminke, damit sie im Stande ist, zur Hochzeit sich im günstigsten Lichte zu zeigen; die Mutter des Mädchens erhält ein buntes Baumwollentuch. Die Hochzeit findet bald nach dem Kaufe statt; es wird Honigwein getrunken, grosse Schüsseln Reis und Fisch werden verzehrt und dazwischen getanzt. Hat ein Mann mehrere Weiber, so erhält jede derselben eine besondere Hütte. Die Frauen haben keine sklavische Stellung bei den Wapokomo und da die Vielweiberei nur in sehr beschränktem Maasstabe besteht, auch dem Charakter der Wapokomo eigentlich nicht zusagt, so findet man nichts von den widerwärtigen Verhältnissen, wie sie bei den Mohamedanern vorhanden. Der Mann darf seine Frau nicht verlassen, selbst in dem Falle nicht, wo die Frau berechtigte Veranlassung hierzu gäbe. Bei der Geburt eines Kindes hat der Ehemann keinen Zutritt zu seinem Weibe, nur der Medizinmann darf in die Hütte, der die Nabelschnur unterbindet und anderweitig Medizin macht. Die Wöchnerin hält sich einen Monat im Hause auf, während welcher Zeit sie für den Mann unsichtbar ist. Eine eigenthümliche »daua« (Arznei, Zaubermittel) wendet man an, wenn die Geburt nicht rasch von statten gehen will; verheirathete Weiber sammeln sich um die betreffende Hütte und beginnen unter Händeklatschen ein scheussliches Geschrei; daraufhin springen in der Nähe befindliche Männer

eilig herbei, ergreifen den ersten besten Gegenstand und hämmern damit auf einen anderen wo möglich recht tönenden los, so dass ein unbeschreiblicher Lärm entsteht, welcher so lange fortgesetzt wird, bis das Kind geboren worden. Die Wapokomo behaupten, die Erfahrung lehre, dass dies ein ausgezeichnetes Mittel sei, das rasch zum Ziele führe. Nach der Geburt eines Kindes versammeln sich eine Anzahl verheiratheter Frauen zu einem Gesang und Tanz vor der Hütte, an dem nur der Vater des neugeborenen Kindes Theil nehmen darf; allen Anderen ist selbst das Verweilen in der Nähe, um zuzuschauen, untersagt. Dem Ehemanne ist es nicht erlaubt, mit seiner Frau irgend etwas zu sprechen, das auf die Geburt Bezug hat. Das Kind erhält gleich nach der Geburt seinen Namen und zwar durch die Grossmutter mütterlicherseits; ist diese nicht mehr am Leben, von dem Grossvater väterlicherseits; ist auch dieser nicht mehr vorhanden, von der Mutter. Beschneidung ist nicht Sitte.

Stirbt ein Mann mit Hinterlassung von Frau und Kindern, so werden die Frauen von dem Bruder des Hingeschiedenen in Besitz genommen; auch erhält er das, was der Verstorbene auf dem Leibe getragen. Der Acker fällt den Kindern zu, welche von dem Bruder oder anderen Verwandten aufgenommen werden, für die sie arbeiten müssen und die dann auch den Kaufpreis bei der Verheirathung eines Mädchens erhalten. Die hinterlassenen Frauen müssen sich fünf Monate in der Hütte aufhalten und dürfen sich vor Niemandem sehen lassen. Liegt Jemand im Sterben, so wird von einem der Aeltesten ein eigenthümliches, geheimnissvolles Saiteninstrument, »gathi« genannt, gestrichen, von welchem später noch ausführlicher die Rede sein wird. Der Verstorbene wird mit »samli«, der zerlassenen Butter der Mohamedaner, eingerieben; in alten Zeiten auch mit dem »ngäu,« der rothen Erde. Der zwischen zwei Häute gelegte Todte wird unter Begleitung von Männern und Frauen nach einem bestimmten, 1 bis 2 Stunden entfernt liegenden Walde getragen, in dem der Begräbnissplatz für die Ortschaft liegt. Hier wird ein viereckiges, 3 Fuss tiefes Loch gegraben, auf dessen Boden man eine Haut ausbreitet, auf welcher der Todte zu liegen kommt. Nachdem dieser wieder mit einer Haut bedeckt worden, wird Erde daraufgeworfen, die festgestampft und noch ein Fuss über dem Boden aufgeschüttet wird. Auf das Grab stellt man drei Kochtöpfe. Die Männer werden mit dem Kopfe nach Sonnenaufgang gelegt, die Weiber nach Sonnenuntergang, was folgende Bedeutung hat: Der Mann geht in der Frühe mit Sonnenaufgang aus, um Beute an Fischen oder Wild zu machen als Nahrung für die Familie — er schaut nach der aufgehenden Sonne; das Weib, das daheim

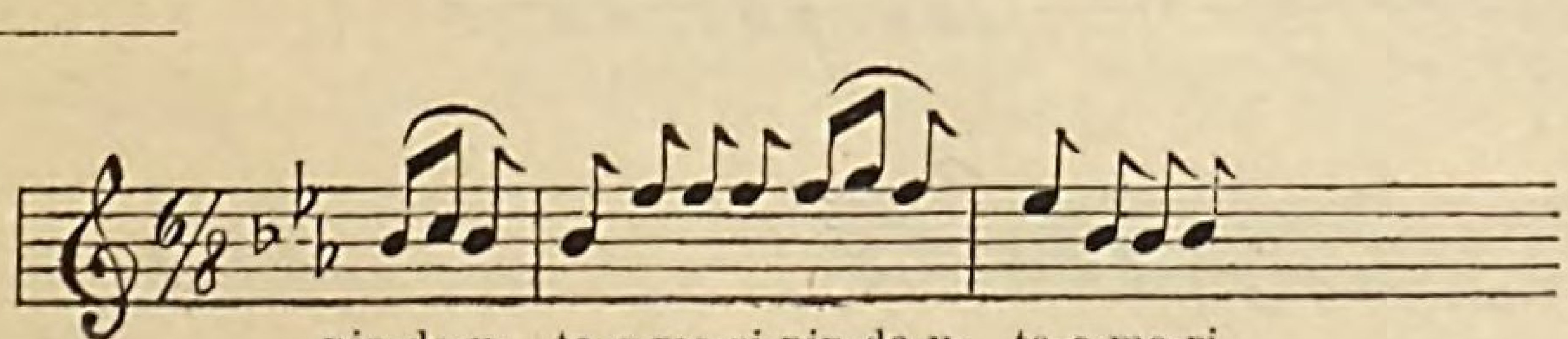
bleibt und den Acker bestellt, sieht auf die sich neigende Sonne, mit der der Gatte zurückkehren muss, den sie sehnsüchtig erwartet.

Nach der Rückkehr vom Begräbniss werden mehrere Tage hindurch Todtenklagen gehalten, an denen Verwandte und Freunde des Verstorbenen theilnehmen. Die zum Theil nicht unangenehm melancholisch klingenden Gesänge werden von Zeit zu Zeit durch heftiges Schluchzen unterbrochen. Diese Todtenklagen werden jedes Mal dann wieder von Neuem angestimmt, wenn ein Verwandter oder Freund des Verstorbenen zum ersten Male nach jenes Tode in die Ortschaft kommt und die Hinterbliebenen besucht. Das eigentliche Haupttodtenfest wird in dem folgenden Jahre nach dem Todesfalle abgehalten; dasselbe ist ein allgemeines für die Ortschaft. Bis zu dem Feste sparen die Familien, in denen Todesfälle vorgekommen; sie legen gute Kleider zurück, Reis wird aufgehoben und Mittel erworben, um zu dem Feste Wein und Fleisch kaufen zu können; denn das Todtenfest ist ebensowohl ein Freuden- wie ein Trauerfest. Am Festtage werden die besten Kleider angelegt, die Weiber tragen frische Schminke auf, grosse Töpfe Reis, Fische u. A. wird gekocht und Honig- oder Palmenwein steht in Gefässen bereit; zwei Tage hindurch wird abwechselnd geklagt, geschmaust, getrunken und getanzt. Dazu wird ununterbrochen jenes oben genannte geheimnissvolle Instrument gespielt. In diesem Jahre stand vielen Ortschaften ein sehr grosses Todtenfest bevor, da bei dem abnorm starken Regenfall und der grossen lang andauernden zweiten Fluth des vorigen Jahres eine grosse Menge Todesfälle vorgekommen waren. — Die häufigsten Krankheiten sind Malaria und Dyssenterie, doch sterben, wenn nicht bösartige Epidemieen nach besonders ungünstigen Witterungsverhältnissen auftreten, nicht viel Eingeborene an diesen Krankheiten. Dass die verschiedenen Erkrankungen der Sexualorgane ihre Verbreitung gefunden, dafür haben die Mohamedaner gesorgt. Hydrocele ist eine sehr häufige Erscheinung. Was die Elephantiasis betrifft, so kommt sie fast ausschliesslich bei den am Unterlaufe des Tana, also in den Reisdistrikten, Wohnenden vor; am Mittel- und Oberlaufe gehört sie zu den Seltenheiten. Zuweilen wurde mir als Ursache das sehr lehmhaltige Wasser angegeben; doch haben die Bewohner des Mittellaufes nicht weniger darunter zu leiden. Bei Individuen, welche die Gewohnheit des Lehmessens haben, stellt sich allerdings eine allgemeine Anschwellung der Haut ein; die Leute sehen gedunsen aus, die Haut ist gespannt und fühlt sich wie bei den Anfängen der Elephantiasis an; solche Leute klagen über Schmerzen in den unteren Extremitäten und grosse Schwäche. Meist schreiben die Wapokomo die Elephantiasis der Beine dem Umstande zu, dass der

Betreffende auf die Fährte einer Schlange getreten. Eine mitwirkende Ursache, die auch das vorherrschende Vorkommen bei den am Unterlaufe Ansässigen erklären würde, wäre vielleicht in dem Umstande zu suchen, dass die abhängigen Wapokomo einen grossen Theil ihres Lebens auf den scharfen Kanten der Canoes des Ruderns wegen sitzen müssen, wodurch die Blutcirkulation in den Beinen nicht unwesentlich gehindert wird und Compressionen gewisser Nervenstränge stattfinden müssen, in Folge deren z. B. sehr bald das Gefühl des Einschlafens entsteht. Viele junge Leute haben ausser dem Rudern Jahre lang fast keine andere Beschäftigung. Bei dem weiblichen Geschlechte zeigt sich die Krankheit viel seltener als beim männlichen. — Sehr verbreitet ist eine heftig juckende Hautaffektion, die in kleinen Knötchen besonders an den Armen auftritt, sich aber auch über den ganzen Körper verbreitet und kleine glänzende Narben hinterlässt. Scabies wurde niemals beobachtet. In Krankheiten werden selten Mittel angewandt, obwohl fast in jedem Orte alte medizinkundige Männer leben; sie besitzen laxirende und brechenerregende Kräuter; Blätter gewisser Bäume werden gekocht und auf Wunden gelegt; Knochenbrüche werden mit Holzstäben, die mit Baumbast oder Zeugstreifen umwickelt werden, geheilt. Solche Medizinkundige sprechen nur ungern über ihre Kunst und verrathen ihre Mittel nicht. Ihnen liegt auch die Unterbindung der Nabelschnur ob; dieselbe wird durch allmählich stärkeres Anziehen der Schnur durchschnitten. Auch besorgen sie wohl das Ausreissen der unteren mittleren Schneidezähne bei den Kindern; um das Nachwachsen der bleibenden Zähne zu hindern, wird der Zahnkeim durch Aufdrücken eines glühenden Messers zerstört. Meist vollzieht diese Operation der Vater des Kindes selbst.

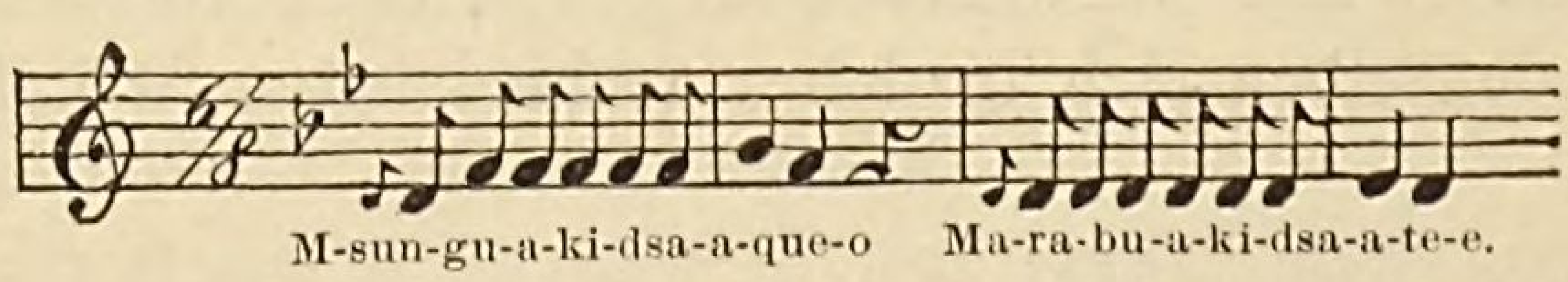
Ausser dem Todtenfeste, welches das Hauptfest für die Wapokomo bildet, werden nach günstig ausgefallener Ernte, nach Besiegung von Feinden und bei anderen freudigen Veranlassungen, Feste veranstaltet. So gab auch das Erscheinen von Europäern zu einigen Tanzfesten Veranlassung. Tanz und Musik spielt, wie bei allen Negervölkern, so auch hier eine Hauptrolle. Es vergeht kaum ein Tag, an dem nicht getanzt wird. Nachdem die Bewohner einer Ortschaft Abends nach gethaner Arbeit von ihren Feldern heimgekehrt und sich gesättigt haben, findet sich die jüngere Generation auf einem zu dem Zwecke frei gelassenen Platze zusammen, um zu tanzen und zu singen. Als Musikinstrument besitzen sie nur eine Trommel, die wohl bei keinem ostafrikanischen Negerstamme fehlt, auch bei den Tänzen der Suaheli fast das einzige Instrument bildet und aus einem ausgehöhlten Stück Baumstamm besteht, das mit einem Thierfell bespannt ist. Durch

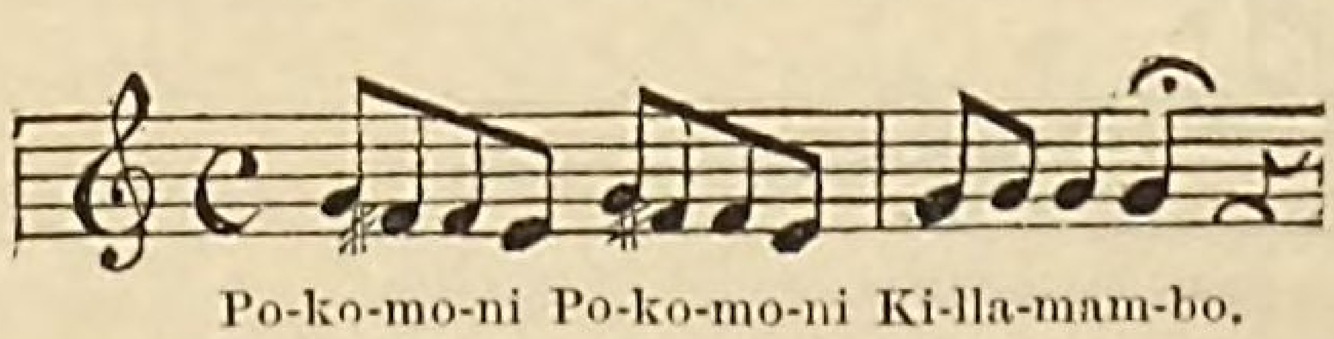
rasch hinter einander folgendes abwechselndes Schlagen mit dem Ballen der Hand und den Fingerspitzen werden zwei Töne hervorgebracht, der eine etwas höher als der andere. So wenig anziehend und so langweilig diese Töne für die Ohren des Europäers sind, zumal wenn er sie Tage und Nächte hindurch anhören muss, so sehr setzen sie den Neger in Entzücken. Eine andere Musik, die niemals fehlt, besteht in dem Händeklatschen, das das weibliche Geschlecht zu besorgen hat; von letzterem werden die Tänze auch mit Gesang begleitet. Es giebt Tänze, bei denen Jünglinge und Mädchen gemeinschaftlich und andere, bei denen sie getrennt tanzen. Für gewöhnlich versammeln sich die Jünglinge Abends zu einem Tanzspiele. Ein sehr beliebtes Spiel der Art ist folgendes: Die jungen Männer stellen sich in einem Kreise auf; dann beginnt einer in einigen tanzenden Sprüngen und Drehungen auf einen Andern sich hinzubewegen, der seinerseits den Tanz wieder zu einem Dritten hinträgt u. s. f. Die Mädchen stehen an einer Seite zusammen in einem Halbkreise um die Tanzenden, klatschen in die Hände und singen dazu: Pinda uta Omari *), d. h.: Spanne den Bogen Omari (Omari ein Knabenname). Tanzen beide Geschlechter zusammen, so bilden sie einen Kreis, die Mädchen den einen, die Jünglinge den andern Halbkreis. Nachdem die ersteren unter Händeklatschen den Gesang angestimmt, tritt ein Jüngling vor und beginnt den Tanz; ein Mädchen tritt ihm entgegen und nun beginnt ein Contre-Tanz in der Weise, dass man abwechselnd gegen einander vorrückt und von einander zurückweicht, indem man mit dem rechten Fusse vortritt und den linken nachschiebt, unter jedesmaligem heftigen Aufschlagen des letzteren auf den Erdboden. Dabei wird der Oberkörper nach vorne gebeugt, der hintere Körpertheil vorgestreckt; der Kopf macht zugleich mit dem Aufschlagen des Fusses eine stossende Bewegung nach vorne. Bei diesen Tänzen ist es Sitte, ein Tuch um den Oberkörper zu legen, das an den Enden etwas hoch gehalten und bald über die linke, bald über die rechte Schulter, bald um den ganzen Rücken geschlagen wird. Wenn die Tanzenden müde, tritt ein anderes Paar vor. Ein anderes Tanzspiel für Jünglinge und Knaben besteht darin, dass dieselben hintereinandertretend und sich am Hüftkleide festhaltend, sich unter Gesang in hüpfender Weise vorwärts bewegen; der Vorderste führt den Zug und lässt denselben sich in den verschiedensten Wendungen

*)


und Biegungen, ähnlich wie bei unserer Polonaise, vorwärtsbewegen. Ausser beim Tanze hört man Gesang nur wenig. Die jungen Männer stimmen beim Rudern, wenn sie sich ihrem Ziele nähern, einen lautgellenden Gesang an. Die Weiber sangen, als wir erschienen: »Msungu akidsa akweo, Marabu akidsa atee *), d. h.: Wenn der Europäer kommt, der mag stromauf reisen, wenn der Araber kommt, der soll stromab fahren. Den Weibern verzeihen die Mohamedaner diese Worte, die Männer dürften diesen Gesang nicht wagen. Nicht selten hörte man auch die Worte: Pokomoni, Pokomoni killa mambo**). Im Wapokomolande, im Wapokomolande ist Alles, was Du wünschest! Die älteren Leute sieht man häufig sich mit einem Brettspiele unterhalten; in einem Brette sind eine grössere Anzahl von Höhlungen angebracht, in welchen eine gewisse Anzahl von Nüssen liegen, die nach bestimmten Regeln vertheilt werden müssen. — Die Kinder suchen die Tänze der Erwachsenen nachzumachen, oder springen im Kreise umher, kleine Stäbchen mit Federbüschen schwingend. Die Knaben zimmern sich wohl kleine Canoes als Spielzeug oder bewerfen sich mit Lehmkugeln, die sie mit kleinen, aus Gras geflochtenen Schildern auffangen. Die Mädchen scheinen sich als einziges Spielzeug mit einem kleinen Flaschenkürbis zu begnügen, den sie als Puppe im Arme tragen.

Im Ausdrucke ihrer Gemüthsbewegungen sind die Wapokomo wenig lebhaft, wie es ihrem phlegmatischen Charakter entspricht. Als Ausdruck des Erstaunens stossen sie ein kurzes scharfes »ka« oder »ko« aus. Befindet sich Jemand in gemüthlicher Stimmung, freut er sich über irgend etwas, so kann man ihn plötzlich einige hüpfende Schritte machen und einige Male in die Hände klatschen sehen. Es macht einen höchst komischen Eindruck, wenn man einen jungen Mann, der ruhig dasteht, plötzlich diese Bewegungen machen sieht. Bei uns ist diese Freudenbezeugung nur den Kindern eigen. Der Neger steht hierin, wie in so manchen andern Dingen auf der Stufe unserer Kinder. Bekanntlich ist diese Aeusserung des Wohlbehagens und der Freude, nicht dem Menschen eigenthümlich; der ihm zunächst stehende anthropomorphe Affe, der Gorilla, bezeigt diese Art der Gemüthsstimmung in derselben Weise, wie wir es während der Kinderzeit, der Neger es

*)


**)


während des ganzen Lebens thut. Man wird unwillkürlich an diesen erinnert, zumal die ganze Körperhaltung des Negers in dem Augenblicke etwas Thierisches hat: Die unteren Extremitäten werden in den Knieen etwas gebeugt, der Oberkörper nach vorne übergeneigt, der Kopf nach vorne hängen gelassen, eine ähnliche Stellung, wie sie in ihren Contre-Tänzen eingenommen wird. Noch auffallender tritt die thierische Haltung hervor, wenn man Männer im Kreise um einen in der Mitte Sitzenden, der die Trommel schlägt, herumtanzen sieht; hierbei werden überdies noch die Unterarme gehoben und in einem rechten Winkel zum Oberarme gestellt, während die Hand im Handgelenke schlaff herabhängt; dies ist genau die Stellung, wie wir sie bei den zum Tanzen abgerichteten Thieren beobachten können. Bei Arbeiten, hauptsächlich bei schweren, stösst man in bestimmten Intervallen stönende Laute aus; die Weiber schnalzen regelmässig beim Stampfen des Getreides mit der Zunge. Jemanden anspeien gilt als das Zeichen der höchsten Verachtung. Eigenthümlich hört es sich an, wenn derjenige, der auf eines Anderen Erzählung horcht, immerfort in kurzen Pausen sein »hm« summt, als Zeichen, dass er dem Erzählenden folgt und ihn verstanden hat. Bei der Verneinung wird der Kopf nach den Seiten geschüttelt, bei der Bejahung in senkrechter Richtung bewegt, jedoch nicht wie bei uns nach unten, sondern nach oben; die Bewegung nach unten hat die Bedeutung des zu sich Winkens; die entsprechende Handbewegung geht von oben nach unten, gleichsam als ob man den Betreffenden von oben herab greifen wolle. Es findet hier also gerade das umgekehrte Verhältniss wie bei uns statt. Will man Jemandem abwinken, ihn veranlassen stehen zu bleiben, so macht man dieselbe Bewegung mit der Hand, die der Bewegung des Kopfes bei der Verneinung entspricht: man schüttelt die aufgehobene flache Hand hin und her.

Was die Sprache der Wapokomo betrifft, so habe ich schon in meinem vorjährigen Berichte hervorgehoben, dass sie der Suaheli-Sprache nahe verwandt ist; es unterliegt keinem Zweifel, dass die letztere ersterer zum grossen Theile ihren Ursprung verdankt. Bemerkenswerth ist noch, dass sich der Zanzibar-Dialekt bei den Wapokomo in manchen Worten wiederfindet, welche in dem Lamu-Dialekt ungebräuchlich sind. Um ein Beispiel hervorzuheben, so heisst »morgen«, »übermorgen«, bei den Wapokomo »keso«, »keso kútoa« und auf Zanzibar »kescho«, »kescho kútoa«, während hierfür in dem Lamu-Dialekt »kijaliva« und »mtondo« gesagt wird. Im Allgemeinen ist jedoch die Uebereinstimmung mit dem auf Lamu gesprochenen Suaheli grösser, als mit dem auf Zanzibar gesprochenen. Die am Mittellaufe wohnenden

Wapokomo, im Distrikte Malacote, besitzen einen von den am Unterlaufe wohnenden nicht unwesentlich verschiedenen Dialekt. Die Bewohner des Bezirkes Korkoro verstehen mit wenigen Ausnahmen ihre Muttersprache nicht mehr; sie sprechen nur die Gallasprache, die übrigens von allen Wapokomo-Männern und -Weibern verstanden wird. Die Sprache der Gallavölker, zu denen ausser den Galla die Wassánie, Waboni und Wátua gehören, ist von der der Suaheli und Wapokomo grundverschieden. Während letztere die einzelnen Worte in einander ziehen und die Sätze ohne Pausen und Ausdruck an einander reihen, spricht der Galla jedes Wort für sich aus, macht sehr viele Pausen in seinen Reden und spricht sehr ausdrucksvoll. Die Betonung liegt meist auf der drittletzten Silbe, während in der Suaheli-Sprache auf der zweiten der Ton ruht. Die Galla-Sprache ist der der Somali nahe verwandt, und da auch die Körpergestalt, Gesichtsbildung und Lebensweise dieser beiden Völker sehr ähnlich, so liegt die Vermuthung nahe, dass dieselben ursprünglich einen gemeinsamen Stamm gebildet, von dem die Galla der nicht zum Mohamedanismus bekehrte Zweig ist.

Was das politische Leben des Volkes betrifft, so bietet es ein trauriges Bild des Particularismus; letzterem ist es auch hauptsächlich zuzuschreiben, dass die Mohamedaner so ungestört ihr Unwesen treiben können. Die einzelnen Distrikte, ja in mancher Beziehung die einzelnen Ortschaften, bilden gleichsam Republiken fur sich. Jeder sorgt nur für sich und kümmert sich nicht um gemeinsame Interessen. Wo es freilich gilt gemeinsame Gelage zu feiern, sich gemeinsam in Wein zu betrinken, da sind sie bei der Hand; droht aber der Feind einer Ortschaft, da lässt man die Brüder im Stich, und sollten diese auch vor ihren Augen niedergemetzelt werden. An der Spitze einer jeden Ortschaft stehen meist mehrere Aelteste, Wasé genannt; es sind dies nicht immer die den Jahren nach Aeltesten des Ortes, sondern ältere Leute, die sich in einem gewissen Wohlstand befinden und ein gewisses Ansehen besitzen. Sie haben den Ort nach Aussen zu vertreten, Unterhandlungen zu führen; an sie wenden sich die Fremden, welche das Land des Handels wegen besuchen, mit ihren Wünschen und Klagen. Im Verein mit anderen Angesehenen des Ortes halten sie Berathung, und die jüngeren Leute folgen ihren Rathschlägen und Befehlen. Ueber den Wasé der einzelnen Ortschaften steht der Msé des Distrikts; er wohnt in dem Hauptorte und ihm liegt dasselbe Amt über den Distrikt ob, was die Anderen über die Ortschaft haben, nämlich die Ordnung aufrecht zu erhalten, Streitigkeiten zu schlichten, den religiösen Ceremonien vorzustehen. Während unseres Aufenthaltes im Wapokomolande bestand eine Streitigkeit zwischen den Distrikten

Milalulu und Malacote, in Folge deren der Aelteste des ersteren den Suaheli und Arabern die Weiterfahrt nach Malacote verbot. Das Verbot bestand mehrere Monate, so dass der Handel sehr geschädigt wurde, indem die oberhalb Milalulu Wohnenden ihre Handelsprodukte nicht stromab bringen wollten. Bei den abhängigen Wapokomo spielen die Wasé eine traurige Rolle; sie sind die Beamten der Mohamedaner, deren Befehle sie auszuführen haben; sie müssen dafür sorgen, dass die nöthigen Ruderer bei der Hand sind, dass das Getreide den Suaheli ausgeliefert wird und die Widerspänstigen gefasst werden. In der grössten Ortschaft, in Engatana, waren die jungen Leute sehr geneigt das Joch der Mohamedaner abzuschütteln, sich in einen Kampf mit ihnen einzulassen, doch wurden sie von ihren Aeltesten davon zurückgehalten. Die Wasé arbeiten selbst nicht, höchstens dass sie einmal auf die Jagd gehen; ihren Unterhalt erhalten sie, wie wir später sehen werden, auf andere Weise; die Bestellung ihres Ackers besorgen die Frauen und einige jüngere Leute aus der Ortschaft. Das Wort Msé (plur. Wasé), das eigentlich »Alter«, »Greis« bedeutet, ist der einzige Ehrentitel, welchen dieses Volk besitzt; man redet daher auch jüngere Personen, die man anszeichnen oder denen man schmeicheln will, mit »Msé« an; so wurde denn auch uns Europäern immer dieser Ehrentitel zu Theil. In vertraulicher Anrede wird »rafiki«, »mogo« (»Freund«) gesagt.

Die Justiz ruht, wie gesagt, in den Händen der Aeltesten. Diese wissen was von Alters her Sitte bei ihrem Volke gewesen. Hat Jemand einen Anderen bestohlen und ist der gestohlene Gegenstand nicht mehr vorhanden, so muss der Dieb den Werth in Getreide oder anderen Gegenständen bezahlen; ist er hierzu nicht im Stande, so hat er für den Besitzer des gestohlenen Gutes zu arbeiten. Bei Mord und Körperverletzungen gilt das Prinzip, Gleiches mit Gleichem zu vergelten; derjenige, welcher einen Anderen getödtet, wird von den Aeltesten mit derselben Waffe getödtet; demjenigen, welcher im Streit Jemandem eine Wunde beigebracht, bringt man mit derselben Waffe die möglichst gleiche Verletzung bei. Derartige Verbrechen kommen jedoch nur äusserst selten vor. Derjenige, welcher eine Frau zum Ehebruch verleitet, wird vor den Aeltesten gebracht, der seine Schuld öffentlich bekannt macht. Als Sühne muss der Schuldige dem Ehemann 20 Kleider erstatten, falls die Frau schon Kinder geboren; war die Ehe noch kinderlos, so steigt das Sühnegeld auf 70 Kleider. Letztere Strafe hat auch derjenige zu entrichten, der mit einem Mädchen ein illegitimes Kind zeugt. Der Vater, der die Sühne erhält, verheirathet seine Tochter möglichst rasch an einen anderen Mann, was nicht schwer fällt, wenn

er einen niedrigen Kaufpreis stellt. Uebrigens werden die Mädchen, welche nebenbei gesagt mit dem neunten Jahre mannbar sind, sehr in Obacht genommen; sie dürfen nach Sonnenuntergang nicht mehr allein ausgehen; ein jüngerer Bruder oder eine Schwester muss sie begleiten. Auch das wird mit Zahlung von Kleiderstoffen bestraft, wenn ein Mann einem Weibe oder Mädchen gegenüber unziemliche Reden führt.

Das religiöse Leben und die religiösen Gebräuche sind wenig auffallend und hervortretend. Fetische existiren nicht; besondere Behausungen oder Orte zur Aufführung religiöser Ceremonien sind nicht vorhanden. Der Pokomo glaubt, dass ein höheres Wesen existire, das die Welt geschaffen und regiere und das er »Mungu« nennt; dasselbe Wort bedeutet ebenfalls in der Suaheli-Sprache »Gott«, doch gebraucht letztere es stets in der Verbindung: »mvesi Mungu«, »der allmächtige Gott« (mvesi zusammengezogen aus munie esi, der Besitzer von Allmacht). Um diesen Mungu kümmert man sich weiter nicht; weder Gebete noch Opfer werden ihm dargebracht; er will nur das Gute und will den Menschen wohl, von denen er keinen Gegendienst verlangt. Viel mehr beschäftigt man sich mit dem entgegengesetzten Prinzip, dem Teufel, der den Menschen auf jede Weise nachstellt und ihnen übel will. Obwohl der Mungu der Mächtigste, kann er den Teufeln doch nicht ihr Unwesen ganz steuern, weshalb die Menschen auf andere Weise suchen müssen, sich vor ihnen schadlos zu halten. Dies ist die Aufgabe der Aeltesten, welchen die Zaubermittel bekannt sind, die den Teufel bannen. Die Aeltesten wissen aus diesem Amte Vortheil für sich zu ziehen und das junge Volk ihren Wünschen willfährig zu machen. Der oben erwähnte um jede grössere Ortschaft nach dem Walde hin errichtete Pallisadenzaun, ist nicht nur zum Zwecke des Schutzes angebracht, sondern hat auch besonders eine religiöse Bedeutung. Es ist nämlich ausser den Aeltesten Jedermann verboten, sich hinter denselben zu begeben; wer zuwiderhandelt, muss an die Aeltesten eine gewisse Strafe in Reis oder in anderen Gegenständen zahlen. Auch jedes Hausthier, welches hinter die Pallisaden dringt, ist den Wasé verfallen oder wie man sich ausdrückt der »miko.« Unter diesem Worte versteht man im Allgemeinen Alles, was verboten ist; wenn Jemand mit einem Weibe über unerlaubte Dinge spricht, so sagt letzteres »miko hi;« wenn Jemand einen Ort betreten will, der nicht für Jedermann zugänglich, so ruft man ihm zu: »miko huko.« In speziellem Sinne wird es dann für die religiösen Orte und Geheimnisse gebraucht, die zu betreten und zu ergründen dem Volke nicht gestattet sind. Hinter den Pallisaden befindet sich zuweilen noch eine Hütte, in welcher die Aeltesten Berathungen halten und in welcher

die für religiöse Zwecke bestimmten Geräthe aufbewahrt werden. Nachts hört man zuweilen aus dem Walde hinter der Umzäunung eigenthümliche Laute oder ein dumpfes Stampfen des Bodens; die jungen Leute sagen dann, der Teufel ginge im Walde um, und ein Jeder, der sich jetzt hinter die Pallisaden begebe, müsse sterben. Das Verbot, die geheimnissvollen Orte nicht zu betreten, ist jedoch kein unbedingtes, denn man kann sich durch grosse Quantitäten Reis oder Fleisch von den Aeltesten das Recht erkaufen, an den Geheimnissen Theil zu nehmen. Der Betreffende erhält dann auch das Recht, an dem grossen Männertanze Theil zu nehmen, was sonst nur den älteren Leuten gestattet ist. Zu diesem Tanze wird die von den Aeltesten aufbewahrte grosse Trommel geschlagen, bei deren Tönen die Männer in Begeisterung gerathen; die Männer umtanzen dieselbe in sonderbaren Sprüngen und unter Ausstossen eigenthümlicher Laute; in ihren Händen halten und schwingen sie Schwänze von Elephanten, Giraffen und andern Thieren. Diese Tänze sind weniger als Spiele, denn als religiöse Ceremonie aufzufassen. Die Begeisterung und Aufregung der Tanzenden geht schliesslich in vollständige Ermattung über. Innerhalb der »miko« wird auch das schon oben erwähnte geheimnissvolle Instrument aufbewahrt, das »ngathi« genannt wird. Dasselbe wird aus dem Holze eines bestimmten Baumes geschnitten und mit Darmsaiten überspannt; man unterscheidet je nach dem Tone, den der »ngathi« giebt, mehrere Arten. Den »ngathi« anzuschauen, ist Niemandem ausser den Aeltesten gestattet, deren Jeder sein eigenes Instrument besitzt, das nur von ihm gespielt wird. Versucht Jemand an den Ort zu dringen, wo dasselbe aufbewahrt, oder hat er es gar gesehen oder berührt, so wird er mit dem Tode bestraft; ja nicht einmal darüber zu sprechen ist den jüngeren Leuten erlaubt; wird ein Jüngling von einem Aeltesten dabei ertappt, so muss er Sühne zahlen. Der »ngathi« wird, wie schon oben bemerkt, gespielt, wenn Jemand im Sterben liegt; alle Einwohner ziehen sich dann erschrocken in ihre Hütten zurück und schliessen dieselben. Eine Hauptgelegenheit, den »ngathi« ertönen zu lassen, geben die Todtenfeste; zwei Tage hindurch ohne Unterbrechung wird derselbe gespielt, wofür die Aeltesten von den Leidtragenden Lebensmittel erhalten; der glattrasirte Kopf wird hierbei mit einer dicken Lehmschicht bestrichen und auf den Schädel eine Straussenfeder gesteckt. Damit der Teufel, der Nachts in den Ortschaften umgeht, nicht auch in die Hütten dringe, werden letztere mit einem Zaubermittel bestrichen, gegenüber welchem der Teufel machtlos ist; auch hierfür lassen sich die Aeltesten bezahlen. Man unterscheidet mehrere Arten von Teufeln, die folgendermassen benannt werden: schertani, jini, koma, pepo, msuka; dieselben Namen

finden sich z. Th. auch bei den Suaheli. Der schertani ist der schlimmste der bösen Geister; hat er Jemanden befallen, so muss derselbe unfehlbar sterben; der jini ist weniger gefährlich; beide besitzen die Eigenschaft, verschiedene Gestalt anzunehmen; von ferne gesehen, sollen sie so gross wie ein Baum erscheinen, in der Nähe betrachtet, sind sie ganz klein, bald verwandeln sie sich in einen Riesen, bald in eine Katze; bald sind sie »halb kaniki, halb hami«. *) Nachts ertönen aus dem Walde hinter dem Pallisadenzaun ihre sehr veränderlichen Stimmen, die bald wie das Klingeln von Schellen, bald wie das Brüllen eines Löwen sich anhören. Einzelne ungläubige Jünglinge behaupteten, diese Geräusche würden von den Aeltesten selbst hervorgebracht. Nächst jenen beiden obengenannten Geistern ist es der »pepo«, welcher den Leuten zu schaffen macht; der »pepo« — das Wort bedeutet eigentlich »Wind« — bringt Krankheiten; bei Geisteskranken sagt man, sie seien vom »pepo« befallen. Auch bei den Suaheli spielt der »pepo« eine grosse Rolle; gewisse, namentlich bei dem weiblichen Geschlecht häufig zu beobachtende krampfartige Zufälle werden dem »pepo« zugeschrieben. Die beiden übrigen Geister »koma« und »msuka« scheinen von mehr gutartiger Natur zu sein. Der »koma« zieht in die Köpfe der Männer ein, wenn sie beim Klange der grossen Trommel in wilden Sprüngen um diese herumtanzen und versetzt sie in Begeisterung. Unter »msuka« versteht man Geist im Allgemeinen, — (kukumsuka heisst der Schmetterling) — auch die Geister der Verstorbenen werden so bezeichnet, welche als »msuka« umherschwirren sollen. — Von den Sternschnuppen fürchtet man, sie könnten die Erde beschädigen; bemerkt Jemand eine solche, so speit er sie so lange an, bis sie verschwunden. Es ist schwierig, über die religiösen Ansichten und Ceremonien Klarheit zu erlangen, da die Aeltesten eine Frage derart ausweichend beantworten, die jüngeren Leute aber sich fürchten, dem Fremden hierüber Aufklärung zu geben, da es ihnen von den Aeltesten strenge verboten ist.

Das Jahr der Wapokomo theilt sich in zwei Abschnitte, in »muaka« und »kilimo«; unter ersterem versteht man die Regenzeit, unter letzterem die trockene Zeit. Eine weitere Eintheilung besteht nicht; genauere Zeitbestimmungen werden nach dem jedweiligen Stande der Ernte angegeben.

Anschliessend an diese über das Leben, die Sitten und Gebräuche des Pokomo-Volkes gemachten Beobachtungen, mag noch eine kurze

*) Unter »kaniki« versteht man einen dunkelblauen, unter »hami« einen weissen Baumwollenstoff.

Skizze des Reiseverlaufes folgen, mit Hervorhebung der wichtigeren Vorkommnisse und mit einigen Bemerkungen über die Säugethier-Fauna des bereisten Gebietes.

Im Verein mit den Gebrüdern Denhardt am 23. Mai 1878 von Zanzibar aufgebrochen, kehrten wir erst Mitte Dezember dorthin zurück, so dass sich die Reise über 7 Monate ausdehnte, was zum grössten Theile den Schwierigkeiten zuzuschreiben, welche wir von Seiten des Gouverneurs und der Einwohner von Kau erfuhren. Der Aufbruch in's Innere konnte daher erst Ende August erfolgen; der Aufenthalt unter den Wapokomo dauerte 3 Monate. Zunächst wurde die Hauptregenzeit in Malindi abgewartet; dieselbe war keine starke in diesem Jahre, so dass wir Ende Juni über Mambrui an der Küste der Formosa-Bai entlang nach Kipini an die Osi-Mündung zogen. In Mambrui, welcher Ort mit Unrecht in dem Rufe grosser Europäerfeindlichkeit steht, hielten wir uns, um Träger zu engagiren, einige Tage auf. Die Einwohner stehen mit den Galla auf gutem Fusse; es haben sich auch, was sonst nirgends der Fall, einige Familien der letzteren neben dem Orte angesiedelt. Jedoch erhalten die Galla, welche in diesem Gebiete zahlreich sind, einen jährlichen Tribut von mehreren hundert Dollar, damit sie die Leute auf den Feldern und beim Orseillepflücken nicht belästigen. Der Gouverneur erhält zu dem Zwecke vom Sultan von Zanzibar jährlich 300 Dollar und in Mambrui zahlen je 10 Mann 1 Dollar; ausserdem muss der Gouverneur selbst noch manchen Bettler befriedigen. Der Handel mit den Galla ist gering. Es weilte damals ein junger Galla-Häuptling, Dadi ja Badada mit Namen, in Mambrui, der in Kurzem Oberhaupt des Bararetta-Stammes werden sollte. Alle 7 Jahre wechselt der sogenannte Sultan, indem dann ein anderes Geschlecht an die Reihe kommt. Unter dem grossen Sultan stehen noch eine Menge kleinere und viele Häuptlinge. Wir machten dem Galla einige Stücke schönen bunten Baumwollenzeuges zum Geschenk, das er auch mit grosser Freude annahm; jedoch war er nicht zu bewegen, die Europäer zu besuchen oder zu empfangen, da er noch ein Jüngling sei und noch keine Macht besässe. Eine Tagereise nördlich von Mambrui gelangten wir in den »Gelidja« genannten Landstrich, der eine Menge jagdbarer Thiere beherbergt und manchen Suaheli-Jäger ernährt. Ein ziemlich hoher Mangrove-Wald schliesst die Gegend nach der Küste hin ab, dann folgt eine nur bei sehr hohen Fluthen bespülte Sandfläche, an die sich ein üppiges Weideland schliesst, das mit einigen Baumgruppen durchsetzt ist. Neben dem Buschbock (Tragelophus sylvaticus, Kungu der Suaheli) trafen wir hier Tragelophus Speki (»Sala«) und Alcelophus Caama (»Tope«); letztere Art war besonders

zahlreich. Ausser diesen Antilopen kommt auch eine Hippotragus-Art hier vor, doch hatte sie sich in diesem Jahre der ausserordentlich zahlreichen Löwen wegen in anderes Gebiet zurückgezogen, deren Fährten sich nach allen Richtungen hin kreuzten. Die Suaheli-Jäger gaben an, dass die Pferde-Antilope, die man häufig in Gemeinschaft mit dem Zebra weiden sähe, eine sehr verschiedene Färbung trage; in derselben Heerde bemerke man röthliche, sehr helle und schwarze; sie heisst bei jenen »nyumbu«. Ausser den Antilopen bietet das Terrain noch Zebra (punda milia), Büffel (niati) und Strausse (mbuni) zur Jagd. Auch Elephanten sind während der Regenzeit nicht selten hier, wie ihre Fährten nicht nur, sondern auch ihr Erscheinen selbst bewies. In dem mit vielen Lichtungen und kleinen Teichen durchsetzten Kleinholze, das sich nach dem Innern hin an das Weideland anschliesst, sahen wir uns plötzlich auf kaum 30 Schritt dreien dieser Thiere gegenüber, welche ruhig beieinanderstehend sich in derselben Weise von einer Seite auf die andere wiegten, wie wir es bei den gefangenen Elephanten in Europa zu sehen gewohnt sind. Sobald sie uns witterten, machten sie Front gegen uns, ohne jedoch im Uebrigen das geringste Zeichen von Unruhe zu verrathen und ruhig in ihren Wiegungen fortfahrend. In einem Bogen um sie herumgehend, machten sie immer nach der Richtung Front, wo wir uns befanden. Die systematische Ausrottung dieser edlen Thiere, wie sie im Nilgebiet vielfach betrieben wird, ist in unserm Gebiete noch unbekannt. Die Galla jagen den Elephanten zu vier bis sechs vereint mit ihren breiten Jagdspeeren, die Wassánie, Waboni und Wátua mit ihren vergifteten Pfeilen; mit letzteren sucht man die Thiere in die Weichen zu schiessen, worauf die Wirkung des Giftes abgewartet wird; dieselbe ist eine sehr verschiedene; manche Thiere fallen fast unmittelbar nach dem Eindringen des Pfeiles todt zu Boden, andere laufen noch stunden- oder tagelang umher, wieder andere sterben überhaupt nicht daran. Die Suaheli jagen den Elephanten ausschliesslich mit dem Gewehre und zwar ziehen sie das Feuerschlossgewehr von grossem Kaliber allen anderen vor. Der Lauf wird auf eine Länge von 10 bis 15 Centimeter mit dem schlechten von Seid Barghasch verkauften Pulver geladen, auf das eine Eisenkugel gesetzt wird. Die beiden Jäger nähern sich gegen den Wind den Elephanten bis auf wenige Schritt und versuchen einem mit grossen Zähnen versehenen Thiere die Kugel wenn irgend möglich in die Schläfe oder gegen die Stirn unmittelbar über dem Rüssel zu jagen; bietet das Thier keine günstige Stellung für das Treffen dieser Orte, so zielt man auf das Vorder- oder Hinterblatt. Diese Jagd ist nicht so gefahrvoll, wie man wohl glauben möchte; das eigene Gewehr

bietet für den Jäger vielleicht die grösste Gefahr. Die erschreckten Thiere ergreifen meist die Flucht, besonders wenn sie in grösserer Anzahl beisammen sind; ist das angeschossene Thier nicht gestürzt und besitzt es noch Kräfte genug, so wird es von den anderen in die Mitte genommen und halb getragen, halb fortgeschoben. In einigen Fällen aber, besonders wenn die Thiere schon öfter gejagt worden und den Knall des Schiessgewehres kennen, geben sie sich nach dem Schusse auf die Suche nach dem Jäger, der in solchen Momenten hauptsächlich von seinen Zaubermitteln sich Rettung verspricht. Kein Suaheli, auch kein Mboni, geht ohne solche auf die Elephantenjagd; sie bestehen in einem Stückchen Holz von einem bestimmten Baume, das bei der Jagd um den Hals getragen wird; ferner aus einer stark riechenden Masse, aus verschiedenen, von Jedem geheim gehaltenen Substanzen bereitet, nach deren Geruch der Elephant die Flucht ergreifen soll. Man hat diese Mittel um so nöthiger, als auch der Elephant ein Zaubermittel bei sich tragen soll, welches den Jäger, wenn er die seinigen nicht bei sich trägt, in Furcht und Zittern versetzt. Dasselbe sitzt in einer Drüse in der Nähe des Auges und wurde mir in Gestalt einer festen Masse gezeigt, das einem dünnen, etwa 2 cm langen Stückchen Holzes glich; es war einem erlegten Thiere ausgeschnitten worden und stellte jedenfalls ein Concrement jener Drüse dar. Das Hauptjagdterrain für die Suaheli jener Gegend bildet die Tana-Mündung, wo der Elephant alljährlich im Juni in grossen Schaaren erscheint um die Makoma-Lese zu halten, d. h. die apfelgrossen Früchte der Dumpalme zu verzehren, welche in grosser Menge dort wachsen; ihr Aufenthalt dort währt bis Ende Oktober, dann ziehen sie sich an die Sümpfe im Innern zurück. Unweit südlich der Tanamündung, an dem Küstenflüsschen Kilivi, halten sich eine grosse Menge Büffel auf; auch war der Wasserbock (Kobus ellipsiprymnus) hier sehr zahlreich, eine etwas plumpe Antilope, die eine ungeheure Lebenszähigkeit besitzt und ein vortrefflicher Schwimmer ist. In Bezug auf letztere Eigenschaft erzählte mir ein uns begleitender junger Elephantenjäger, Mohamed ben Hamis, ein sehr zuverlässiger Mann und ausgezeichneter Jäger, dass er in der Nähe von Kipini gesehen, wie ein Kuro — so heisst jene Antilope bei den Suaheli — von einem Rudel wilder Hunde verfolgt und nach dem Meere hin getrieben wurde; sie stürzte sich in's Meer, die Hunde folgten, kehrten aber bald wieder zurück, während die Antilope, soweit sie mit dem Auge verfolgt werden konnte, in's Meer hinausschwamm. Wilde Hunde finden sich fast überall an der Küste; ihr Aufenthaltsort bildet das äusserst dichte Strauchwerk und Dornengestrüpp, das sich unweit dem Strande findet;

aus diesem hört man zuweilen ihre eigenthümliche, dem Bellen der Paviane ähnliche Stimme erschallen. Sie haben aufrecht stehende Ohren und buschigen Schwanz; die Farbe ist die der Haushunde; sie sind ein gefährliches Raubwild und jagen gemeinschaftlich, indem sie das Wild gegen den Wind gehend umstellen, worauf einer mit dem Wind zu jagen beginnt und das Wild den lauernden Genossen zutreibt. Die zahmen Hunde der Suaheli haben Hängeohren und Hängeschwanz, die der Galla aufrecht stehende und meist Ringelschwanz; beide sind auf dem ganzen Körper kurzhaarig und unterscheiden sich von den europäischen Hunden unter anderem dadurch, dass ihnen die Afterzehe an den Hinterfüssen fehlt. Bei Kreuzungen zwischen den Hunden der Eingeborenen und europäischen, besitzen die Nachkommen ebenfalls eine solche. Sowohl die Galla wie Suaheli richten Hunde zur Jagd ab. Man lässt das Thier zunächst hungern und führt es dann auf die Fährte eines kleineren Säugethiers, z. B. eines Hasen. Das ausgehungerte Thier folgt mit grosser Begierde der Fährte und ruht natürlich nicht eher, als bis es die Beute gemacht; die ersten Male lässt man letztere dem Hunde allein, später giebt man ihm nur die Eingeweide. Er trägt die Beute niemals zu seinem Herrn hin, sondern wartet die Ankunft desselben ab und zeigt durch Bellen den Ort seines Aufenthaltes an. Die Hunde werden meist auf ein spezielles Wild abgerichtet; so giebt es Hunde, welche besonders für die Jagd auf Zwergantilopen, andere für die auf Wildschweine gebraucht werden. Die Galla besitzen Hunde, die selbst den Büffel zum Stehen bringen.

Nachdem wir in Kipini angelangt, machten wir bald die Erfahrung, dass der Gouverneur von Kau alles aufbieten würde, die Europäer nicht in's Wapokomoland gelangen zu lassen. Offenen Widerstand konnte er freilich nicht leisten, da der übliche Brief des Sultans vorhanden, der das Reisen in seinem Gebiete gestattete. Doch fand er Mittel und Wege genug, die Abreise hinzuhalten und das Vordringen so schwierig wie möglich zu machen. Die Bewohner von Kau waren der Ansicht, die Europäer kämen nur, um ihnen den Handel in jenem für sie so wichtigen Gebiete wegzunehmen und fürchteten ausserdem, die Wapokomo würden durch den Verkehr mit den Europäern weniger gefügig werden. Trotzdem hätten sich immer Leute gefunden, welche den Europäern Canoes für die Fahrt stromauf gegen hohen Lohn vermiethet hätten, aber Seid ben Ali, der Gouverneur und die Altesten von Kau, die den Haupthandel in Händen hatten, verboten auf's Strengste, uns solche zu stellen und überhaupt den Fremden behülflich zu sein. Schon das Verweilen von Europäern in der Ortschaft Kau ist dem Gouverneur sehr unangenehm und erst auf energisches Drängen sah

er sich veranlasst, uns mit seinem Canoe dorthin zu befördern. Dort angelangt, setzte er seine Hoffnung zunächst darin, dass wir keine Canoes zur Weiterfahrt erhalten würden. In Kau war dies allerdings eine Unmöglichkeit, da sich Jeder fürchtete, dem Verbot des Gouverneurs zuwider zu handeln. Wir mussten uns daher entschliessen unsern Jäger und einen andern jungen Suaheli, der trotz der Drohungen des Gouverneurs in unsern Dienst getreten war und die Verhältnisse im Wapokomolande genau kannte, stromauf zu schicken, um bei den Eingeborenen die nöthige Anzahl von Canoes zu erlangen. Aber auch hier ging die Beschaffung nicht so leicht, denn die abhängigen Wapokomo besassen kaum grössere Canoes, da ihnen solche gleich von den Suaheli abgenommen werden; ausserdem war es ihnen unter Androhung der Todesstrafe verboten worden, die Europäer in irgend einer Weise zu unterstützen; ja selbst die freien, weiter oberhalb wohnenden waren durch Drohungen des Gouverneurs so eingeschüchtert, dass nur mit grösster Mühe drei Canoes zu erlangen waren. Im Vereine mit den Somali, so hatte man den Eingeborenen gesagt, würden sie, die Mohamedaner, kommen, um die Wapokomo für etwaigen Ungehorsam zu züchtigen. Auch hatte man ihnen vorgelogen, die Europäer kämen um Sklaven zu machen; doch verfingen derartige Anschuldigungen bei den Eingeborenen, welche Europäer sehnlichst herbeiwünschten, nicht. Die nöthige Anzahl von Ruderern musste von unsern Leuten in Engatana gleichsam gepresst werden, da sie sich vor den Suaheli fürchteten. Nachdem unserer Abreise in dieser Beziehung nichts mehr im Wege stand, suchte der Gouverneur auf andere Art uns zurück zu halten. Es war ergötzlich zu hören, zu welchen Widersprüchen sein Eifer ihn hierbei führte; während sonst immer hervorgehoben wurde, dass Seid Barghasch der Besitzer des ganzen Landes sei, dass die Galla von Rechtswegen kein Land mehr besässen, dass die Wapokomo so gut wie Unterthanen seien, wurde jetzt auf einmal behauptet, dass die Macht des Sultans nicht weit reiche, höchstens 3—4 Tagereisen weit, dass man daher nicht für unsere Sicherheit einstehen könne, dass die Wapokomo zwar augenblicklich friedlich gesinnt seien, dass sie aber plötzlich zu Feinseligkeiten greifen könnten. Er, der Gouverneur, müsse alle Verantwortlichkeit für etwaiges uns treffendes Unglück von sich weisen, sobald wir sein beschränktes Machtgebiet verliessen; verweigern könne er uns die Reise nicht, aber auch nicht erlauben, da er ja in den Gebieten, die seinem Herrn nicht mehr gehörten, nichts zu erlauben habe. Alle diese Phrasen zielten darauf hin, die Verantwortung für die uns durch die Galla erwachsenden Unannehmlichkeiten von sich abzuwälzen, die, wie wir später sehen werden, auf seine

Veranlassung uns in den Weg traten, und auf die er noch seine letzte Hoffnung setzte.

Mit 6 eigenen Leuten und 12 als Ruderer angenommenen Wapokomo fuhren wir Ende August in 4 Canoes, die ca. 35 Trägerlasten an eigenen Bedürfnissen und Tauschartikeln enthielten, stromauf. Was letztere betrifft, so bilden die stärkeren weissen amerikanischen Baumwollstoffe die am meisten begehrte Waare; dünnere Zeuge werden nur ungern genommen; nächst diesen ist es der Messingdraht von Bleistiftdicke, der gewünscht wird; dann kommen Eisenwaaren, wie Spaten, Beile, Speere, die rothe Schminke (Ngäu), Perlen und Salz. Die Stoffe werden, wie überhaupt in Ostafrika, beim Verkauf mit dem Unterarme und der Hand gemessen. Hat der Käufer, welchem das Recht zu messen zusteht, nicht das Glück, einen recht langen Arm zu besitzen, so bringt er einen Freund mit, der eine tüchtige Armlänge hat, um für ihn die Stoffe abzumessen; der Unterschied unter Armlängen beträgt oft 5--8 cm. Man muss bei diesen Messungen sehr aufpassen, da es der Neger selten unterlassen kann, durch Vorschieben des Armes noch einige Centimeter mehr zu erlangen. Ueberhaupt ist der Handel mit den Eingeborenen ein sehr mühsamer und erfordert grosse Geduld. Der Europäer kann sich direkt hiermit nicht befassen, sondern muss den Einkauf von Lebensmitteln und anderen Tauschartikeln zuverlässigen eingeborenen Leuten überlassen. Besonders sind die Galla ausserordentlich umständlich bei ihren Geschäften. Besitzt ein Galla z. B. einen Elephantenzahn, den er verkaufen will, so nimmt er den Zahn nicht mit, um ihn dem etwaigen Käufer zu zeigen, sondern lässt ihn in einem sichern Versteck of 2—3 Tagereisen weit in der Wildniss zurück. Dem Geschäftsfreunde wird dann die Grösse des Zahnes in Armlängen und das ungefähre Gewicht angegeben und einfach gefragt, ob er den Zahn kaufen wolle. Bejaht Jener, so wird das Geschäft damit eingeleitet, dass der Galla Honigwasser und Tabak erhält; hiernach lässt er sich erst auf's eigentliche Handeln ein, indem er angiebt, wie viel hunderte Gegenstände er für den Zahn fordert; der Suaheli breitet dieselben vor ihm aus, und nachdem sich der Galla überzeugt, dass seine Wünsche befriedigt werden können, macht er sich mit jenem auf, um ihm den Zahn zu zeigen. Nachdem der Käufer sich von dem Werthe des Zahnes überzeugt, kehrt man wieder in die Ortschaft zurück, und nun beginnt man zu handeln. Das Uebereinkommen wird durch Handschlag besiegelt. Derartige Händel dauern nicht selten 6—10 Tage. Der Europäer verliert hierbei die Geduld; von ihm wird ausserdem erwartet, dass er das Elfenbein zu einem höheren Preise kaufe als die Mohamedaner, denn die Europäer sind in

den Augen der Eingeborenen alle steinreich. Auch die Wapokomo, welche gehofft hatten, recht viel Elfenbein an uns zu verkaufen, stiegen mit den Preisen derart, dass die Zähne theurer als an der Küste wurden. Die Mohamedaner dieser Gegend haben auf das Frassila Elfenbein (35 ℔) 15—20 Dollar Gewinn. Der Europäer muss alle Dinge bei weitem theurer bezahlen als die Suaheli und Araber; es ist dies auch an der Küste der Fall. Als wir in Kipini ankamen, fiel die Rupie, die sonst 60 Peis Werth hat, auf 58. Obwohl jedoch die Einwohner von Kau die Wapokomo veranlasst hatten, den Europäern alle Lebensmittel möglichst theuer zu verkaufen, war der Lebensunterhalt doch im Allgemeinen sehr billig. Das Kibaba Reis, das für den Unterhalt eines Trägers ausreicht, kostete nach unserem Gelde ungefähr zehn Pfennige; als später Erbsen vorhanden waren, war der Unterhalt noch billiger. An Fleischkost war grosser Mangel; unsere Leute erhielten von Zeit zu Zeit Fische, die mit Nähnadeln eingekauft wurden. Hühner waren theuer; ein kleines Huhn kostete 2, grössere Hühner 4 Armlängen Americano im Werthe von ½ und 1 Mark. Die Ruderer, welche bei den Mohamedanern mit der kärglichsten Nahrung fürlieb nehmen, machten bei den Europäern natürlicherweise ebenfalls grössere Ansprüche und zeigten sich zuweilen sehr wählerisch.

In allen Ortschaften, wo wir uns zur Nachtruhe aufhielten, waren die Bewohner sehr zuvorkommend und fielen in keiner Weise lästig. Die Aeltesten kamen meist bald nach der Ankunft zu uns und brachten Geschenke in Reis, Mais oder Honig. Nur in der ersten Ortschaft Ngau konnte kein Gastgeschenk gegeben werden, da die Eingeborenen von den Mohamedanern vollständig ausgeplündert waren und selbst nur von Fischen lebten. Einige Tage vor unserer Ankunft hatte man aber das Glück gehabt, ein Flusspferd zu erlegen, von dem man noch ferner zehrte. Der Geruch des faulenden Fleisches und der in der Ortschaft umherliegenden Knochen war unerträglich; dazu kam noch, dass grosse Schaaren jener gefürchteten, von den Suaheli »siafu« genannten Ameise allenthalben umherzogen, die sich fast ausschliesslich von Fleischkost nährt. In wohlgeordneten Zügen kann man diese Ameisenart, welche von rothbrauner Färbung, 6 bis 7 Millimeter lang ist, täglich, so lange die Sonne noch nicht zu hoch steht, ihre Wege wandern sehen. An den Seiten ihrer Züge stehen die Soldaten, welche doppelt so gross wie die Arbeiter und mit mächtigen Zangen bewaffnet sind; sie haben für die Ordnung und Sicherheit des Zuges Sorge zu tragen; mit gehobenen Köpfen treten sie Jedem entgegen, der dem Zuge nahe kommt, und fallen ihn mit der grössten Wuth und Todesverachtung an. Ihre Bisse sind sehr schmerzhaft und von

Menschen und Thieren gleich gefürchtet; Hunde, Kühe und Esel geben genau Obacht auf die Züge dieser Ameise und springen in weitem Bogen über sie hinweg. Auch unser Zelt wurde von ihnen heimgesucht, aus dem sie nur mit Mühe durch Sprengen von Petroleum und Ausräuchern vertrieben werden konnten. — Jeder Ort wollte die Europäer gerne mehrere Tage beherbergen, und die Einwohner waren sehr unzufrieden, wenn wir Eile zeigten. Am Morgen nach der Ankunft versammelten sich die Aeltesten unter dem abseits von der Ortschaft gelegenen Laubdache, um die Fremden auszufragen, von wo sie gekommen und was ihre Absichten seien. Später baten sie dann noch um geheime Unterredung in ihrer Hütte, um die Klagen gegen Mohamedaner und Somalen vorzubringen und um Hilfe zu bitten. — Wir befanden uns kaum einen Tag in Ngau, als der Aelteste, Buko mit Namen, meldete, es wären Galla von Kau gekommen, welche uns zu sprechen wünschten; sie führten nichts Böses im Schilde, fügte er hinzu. Sie waren vom Gouverneur von Kau geschickt zu dem Zwecke, unsere Weiterreise zu verhindern, oder durch hohe Forderungen, die wir nicht genehmigen würden, Zwistigkeiten hervorzurufen. Ohne die Genehmigumg Seid ben Ali's wären die Galla nicht mit Forderungen erschienen; denn es ist in den mit den Galla in Verbindung stehenden Küstenplätzen Takaungu, Malindi, Mambrui und Kau Sitte, dass, wenn Europäer im Gallagebiete zu reisen wünschen, die Gouverneure den Galla Mittheilungen machen und sie auffordern, den Reisenden, der ein Freund ihres Sultans sei, nicht zu belästigen. Es geschieht dies immer in dem Falle, dass der Reisende den üblichen Brief des Sultans von Zanzibar mitgebracht hat. Die Galla, welche mehr oder weniger von den Bewohnern der Küste abhängig, willfahren den Wünschen der Gouverneure, zumal die Galla von Kau, welche der Nähe der Somali wegen besonders gefügig sind. Sie wohnen in einer »Kitumbini« genannten Niederlassung in der Nähe von Kau und treiben mit den Suaheli Handel in Butter, Milch und Elfenbein; sie lassen sich auch mit Dollar bezahlen, für welche sie von den Somalen Rinder kaufen, doch ist ihr Viehstand kein grosser. In früheren Jahren zahlten die Bewohner von Kau einen jährlichen Tribut von »Hundert« an die Galla dieser Gegend und ausserdem auch einen Sklaven; die Galla hatten ferner das Recht, jährlich einen Mann der Mohamedaner zu tödten, als Zeichen, dass sie die Herren im Lande seien. Am folgenden Tage liessen die Galla gegen Abend um eine Unterredung bitten. Eine Matte wurde vor unserm Zelte ausgebreitet, auf der sich 13 Galla niederliessen; es waren alle vornehmere Leute, unter ihnen auch der Aelteste der bei Kau ansässigen Galla, Jago Barowa mit Namen. Ihre Speere wurden, bevor

sie sich in zwei Reihen niederliessen, an die Wapokomo abgegeben. Als Einleitung erhielten sie der Sitte gemäss etwas Tabak, den der Aelteste der Wapokomo, der als Dolmetscher fungirte, in 13 Theile theilte, und süsses Getränk. Letzteres wurde aus Wasser, Himbeeressig, Limonensaft und Zucker bereitet und ihnen als ein Getränk aus Europa von dem Dolmetscher in einer Waschschüssel servirt, aus der dieser, nachdem er zunächst selbst gekostet, mit einer alten Conservebüchse jedem Galla der Würde nach einen Trunk reichte. Der Trank mundete und die Galla waren in zufriedener Stimmung. Der Aelteste meinte, es wäre wohl schon etwas spät zur Unterredung, der Mosquitos seien schon viele, und da überdies Manche einen weiten Weg gemacht und müde seien, thäte man wohl am besten sich schlafen zu legen. Andern Morgen liess man uns sagen, wir sollten nur unseren Beschäftigungen nachgehen, denn man erwarte noch einen Aeltesten aus der Umgegend; übrigens, bemerkten sie, hätten sie Hunger; letzterer wurde durch etwas Reis gestillt, wir liessen ihnen jedoch sagen, dass wir bei unsern knappen Vorräthen sie mehrere Tage hindurch nicht füttern könnten. Mittags hatte ich eine Unterredung mit einem Galla, der Suaheli verstand. Er meinte, da wir in ihrem Lande reisten, sei es nicht mehr wie billig, ihnen einen Tribut zu zahlen. Auf die Erwiderung meinerseits, wir reisten doch eigentlich im Lande der Wapokomo und nicht bei ihnen, antwortete der Galla: »Die Wapokomo haben kein Land, sie sind so gut wie unsere Sklaven, ebenso die Waboni; alles Land gehört den Galla, nur Malindi, Mambrui und Kau gehören dem Sultan von Zanzibar.« Später kamen die Galla zur Unterredung; nachdem sie sich auf der Matte niedergelassen und den Tabak hinter die Ohren gesteckt hatten, sagte der Aelteste Jago Barowa, dass nachdem sie gestern den Tabak und das süsse Wasser, auch Nahrung erhalten, sie heute gekommen seien, um sich zu erkundigen, von wannen wir kämen und was wir vor hätten. Als ich kurz entgegnete, wir kämen von Zanzibar und wünschten das Land hier kennen zu lernen, Thiere zu jagen und mit den Bewohnern Freundschaft zu schliessen, hielt der Alte folgende Rede: »Du bist ein Fremdling, du bist noch nicht in dieses Land gekommen, du kennst es nicht, du kennst die Sitte der Leute hier nicht; auch dein Vater ist noch nicht hierher gekommen, auch deine Mutter nicht; sie kennen das Land nicht. Du hast deine Heimath, deinen Vater verlassen und bist von weit her in dies Land gedrungen; was hat dich dazu bewogen, wer hat dich geheissen hierher zu kommen und was suchst du hier? Du bist ein Freier, wenn auch noch ein Jüngling; ich bin ein Freier, aber ein alter Mann; es geziemt sich für freie Männer nicht, Lügen zu sagen, sondern

nur wahre Worte. Ich will dir glauben, dass dir Seid Barghasch Erlaubniss gegeben, hier su reisen, aber es ist wunderbar, dass der Gouverneur von Kau, Seid Ali, uns keine Mittheilung gemacht, dass du sein Freund seiest und hier reisen wollest, auch dir keinen Soldaten, Pokomo oder Galla als Begleiter mitgegeben, wie es Sitte ist, wenn ein Freund von ihm in diesem Lande reisen will. Hätte jener mir gesagt, es kommt ein Dunga (Europäer),*) mein Freund, verwehre ihm den Weg nicht und lass ihn ungehindert ziehen, nicht einen Peis würden wir verlangt haben. Da dies aber nicht der Fall, so sind wir gekommen, dich um den üblichen Tribut von »Hundert« zu ersuchen. Dir hat Gott (Waka) viele Reichthümer gegeben; er wird es gerne sehen, wenn du mir, dem Armen, etwas abgiebst, und du wirst eine gute Reise haben. Wo ist Seid Barghasch hier? wo Seid Sudi (Gouverneur von Lamu)? Hier sind nur Galla; Wapokomo, Waboni, Wassánie sind von uns abhängig. Du hast die Wahl, entweder zurückzukehren oder den Tribut zu entrichten; hast du diesen bezahlt, so bleibst du in unserm Gebiete unbelästigt, Niemand wird dir weiter etwas abfordern. Du hast zu überlegen, ob du mit Gewalt dir einen Weg bahnen willst; der Galla sind viele, der Bararetta und tapfere Männer, wenn sie auch vor den Somali geflohen und viele Leute verloren haben.« Ich liess erwidern, es könne uns nicht einfallen, mit den Galla, die wir uns zu Freunden zu machen wünschten, wegen eines mässigen Tributes uns zu entzweien, doch müssten wir, da nur wenig Gegenstände, die bei der Zahlung eines Tributes üblich, vorhanden, einen unserer Leute nach Kau schicken, um solche zu holen und dem Gouverneur von dem Vorgefallenen Mittheilung zu machen. So unangenehm dem Alten augenscheinlich diese Antwort war, so musste er doch einwilligen; er entliess die Galla in ihre Heimath, er selbst wollte, bis Nachricht von Kau gekommen, warten. Unterdessen hatte sich Seid ben Ali, den wir bei unserer Abreise für jede uns durch die Galla entstehende Ungelegenheit verantwortlich gemacht und vor versammelten Soldaten und Aeltesten

*) Wasuaheli, Wapokomo und Wagala haben folgende Namen für die mit ihnen in Berührung kommenden Völker:

	Kisuaheli	Kipokomo	Kigalla
Europäer . . .	Msungu	Msungu	Dunga
Suaheli	Msuaheli	Msuaheli	Hamara
Galla	Mgala	Mkala	Orma
Boni	Mboni	Mune	Djuán
Pokomo . .	Mpokomo	Mpokomo	Múnio
Somali	Ranjire	Mkátua	Jido
Araber	Marabu	Marabu	Muluscho

hart beschuldigt und ihm gedroht hatten, dem Sultan Mittheilung zu machen, sich eines Andern besonnen. In der Nacht noch kam ein Aeltester von Kau mit einem Briefe des Gouverneurs, in welchem letzterer mittheilte, es stände unserer Reise nichts im Wege und die Galla von Kau — die andern ständen nicht unter seiner Macht — hätten Weisung erhalten, von ihrer Forderung abzustehen. Mit diesem Manöver wollte er sich decken; an der Sachlage wurde dadurch nichts geändert. Nachdem andern Tags die Galla von Kau den Tribut zurückgezogen und uns gute Reise gewünscht hatten, erschienen bald darauf die sogenannten Galla von Dibe, einem Landstrich in der Nähe von Engatana, in dem jedoch gar keine Galla wohnen, um ihrerseits die Tributforderung zu stellen. Zunächst kam nur ein Aeltester angeblich von Dibe ziemlich spät des Abends an, als wir uns bereits zur Abfahrt nach Engatana bereit gemacht. Er protestirte vergeblich gegen die Abfahrt, die noch Nachts vor sich ging. Der Aelteste der Kau-Galla begleitete uns, angeblich weil er fürchtete, wir könnten mit den jungen Galla in Streit gerathen. Kaum in Engatana angelangt, erschienen auch schon 20 Galla, jeder mit zwei Speeren bewaffnet; unter ihnen befanden sich lächerlicher Weise auch alle die Galla von Kau, welche in Ngau uns glückliche Reise gewünscht hatten. Es entspann sich nun eine dreitägige fast ununterbrochene Verhandlung, und schon waren wir nahe daran mit ihnen dahin einig zu werden, dass jeder der fünf Aeltesten, die in der Berathung gesessen, 5 Dollar erhalten sollten, als plötzlich einige Aelteste der Suaheli von Kau erschienen und die Galla bestimmten, auf ihrer alten Forderung bestehen zu bleiben. Der alte Jago erzählte in geheimer Unterredung, die Suaheli hätten verlangt, sie sollten »Dreihundert« fordern, doch hätten sie das zurückgewiesen; den Galla läge daran, sich möglichst rasch mit uns zu einigen und so sollten wir ihnen denn die »Hundert« geben, damit die Intriguen der Suaheli durchschnitten würden; sie würden keine grossen Ansprüche machen. So erhielten sie denn 40 Dollar, die als 40 Gegenstände zählten, die übrigen 60 bestanden in Kleinigkeiten, wie Messingdraht, Stücke Zeug und Eisenwaaren, welche zusammen nur 10 Dollar an Werth ausmachten. Vor seiner Abreise erzählte Jago noch, wie die Suaheli ihn gedrängt den Europäern hohen Tribut abzufordern, wie jene gehofft die Wasungu würden sich darüber mit den Galla entzweien, was sie von den Leuten von Kau zu leiden und auf welche Weise sie von ihnen betrogen würden. Wenn Europäer sich in ihrem Lande niederlassen wollten, würden sie von ihnen mit offenen Armen empfangen werden, und wenn es dann zu einem Kampfe mit den Leuten von Kau käme, würden selbst ihre Weiber mit Messern über jene herfallen.

Dass der Galla gegründete Ursache hatte über die Mohamedaner zu klagen, beweist unter Anderem folgendes Gespräch, das der Suaheli Mohamed ben Faume, einer der Aeltesten von Kau, veranlasste, und das so recht die inhumanen, niederträchtigen Gesinnungen eines grossen Theiles wenigstens der hiesigen Bekenner des Koran kennzeichnet. Mit dem Abbalgen eines Vogels beschäftigt, wurde ich von jenem gefragt, was für eine Flüssigkeit ich in die Haut einreibe. Als er vernahm, dass diese ein starkes Gift sei, bat er um solches, um, wie er gleichgültig sagte, Galla zu vergiften, die ihm im Wege ständen. Entrüstet fragte ich, ob denn Allah erlaube, einen Menschen zu vergiften; lächelnd gab er zur Antwort: »Einen Menschen? Ist ein Galla nicht ein Kafir?«

Nachdem die Galla ihren Tribut erhalten, fand noch am folgenden Tage die übliche Ceremonie des sogenannten Kilemba-*) Schlagens statt, wodurch das getroffene Uebereinkommen besiegelt wurde. Es erschienen hierzu die 10 Vornehmsten; der Dolmetscher zerschnitt das für die Kopftücher bestimmte Stück Zeug und legte Jedem der Reihe nach sein Kopftuch um, nur dem alten Jago legte er es über die rechte Schulter; an Jeden hielt er dabei eine kurze Ansprache, deren Sinn war: jetzt, nachdem die Galla den Tribut erhalten, seien die Europäer ihre Freunde, denen sie beistehen und für deren glückliche Rückkehr sie zu sorgen hätten. Darauf wurde von dem Dolmetscher ein kurzer Gesang angestimmt, in den alle Galla einstimmten. Sodann fand die Vertheilung des Tributes statt; Jeder erhielt seiner Würde nach 2—6 Rupie, auch die anwesenden Waboni erhielten ihr Theil. Das Umlegen des Kilemba's darf nur des Morgens geschehen; zur Eröffnung der Feierlichkeit muss auch der übliche Tabak und die übliche Limonade gereicht werden; der Dolmetscher erhält seinen Lohn von derjenigen Partei, welche den Tribut empfangen hat. Andern Tages wurden uns 3 junge Galla von dem Aeltesten vorgeführt, die uns auf der Reise als Begleiter und Beschützer dienen sollten und als ein Gegengeschenk anzusehen waren; Soje, Hero und Tafi Jilo hiessen sie; sie entfernten sich jedoch nach kurzer Zeit wieder von uns, weil, wie sie angaben, ihre Gegenwart von keinem Nutzen mehr sei, indem alle Bewohner ihres Landes nunmehr erfahren hätten, dass die Europäer Tribut gezahlt, und wir daher unangefochten ohne sie reisen könnten.

Von Engatana Mitte September aufbrechend, gelangten wir in zwei Tagereisen nach Muniuni, mit welchem Orte das von Seid Barghasch beherrschte Land aufhören soll. Der Aelteste mit Namen Nife war

*) Kilemba, Kopftuch.

der Sohn eines Mohamedaners von Kau, der ein Pokomo-Mädchen geheirathet. Wir waren gezwungen uns hier längere Zeit aufzuhalten, um neue Canoes zu miethen, da sich die ersten theils als schadhaft erwiesen, theils von ihren Eigenthümern zurückverlangt wurden. Es verging selten ein Tag, an dem nicht eine Allarmnachricht die Gemüther der ängstlichen Wapokomo in Aufregung versetzte. Bald waren es die Suaheli und Araber von Kau, bald die Somali, welche im Anrücken sein sollten; sogar die Erzfeinde, die feigen Wanika und die wilden Massai liess man sich vereinigt haben, um die Europäer zu vertreiben und die Wapokomo zu berauben, alles Gerüchte, die von den Mohamedanern absichtlich ausgesprengt wurden. Die Aufregung wurde noch grösser, als eines Tages wirklich einige 30 Wanika erschienen, aber nur in der friedfertigen Absicht, einige ihrer Schmuckartikel an die Wapokomo zu verhandeln. Auch kamen des Bettelns wegen einmal einige Leute aus den Sklavenniederlassungen bei Wito — man nannte sie Sklaven der Waboni, in deren Gebiet sie wohnen. Ueberhaupt erhielten wir fast täglich Besuche von Waboni oder Galla. Erstere werden auf ihren Jagdzügen in den Ortschaften der Wapokomo auf's gastfreundschaftlichste bewirthet. Auch weilten eine Zeit lang in Muniuni Galla-Schmiede, die bei den Wapokomo umherzogen und gegen Getreide Angelhaken, die Eisenspitzen für die Fischspeere und derartige Kleinigkeiten anfertigten. Sie besassen Hammer, Zange, Meissel und einen kleinen Amboss, welche Dinge sie sich selbst anfertigen. Ihr Blasebalg bestand aus zwei Säcken von Ziegenfell, an deren einem Ende sich je ein Horn von Antilope Speki anschloss, das durchbohrt war und in einen Trichter von Lehm mündete. Die Umgegend von Muniuni bot kein günstiges Jagdterrain, der Boden war sehr feucht und mit einem äusserst dichten und dicken Hochgrase bedeckt. In dem Uferwalde hielten sich zwei mir unbekannte Cercopithecus-Arten auf; die eine Art, welche ihres Geschreies wegen von den Eingeborenen »Garau« genannt wird, war von schwärzlichgrauer Färbung und besass ziemlich langes Haar, das auf dem Kopfe gescheitelt war und nach beiden Seiten herabhing; die andere Art, »Bellavassi« genannt, besass im Allgemeinen ein dunkel röthlichbraunes Fell mit bräunlichrothem Oberkopf, hielt sich in den höchsten Bäumen auf, aus denen sie nach Aussage der Eingeborenen nie auf die Erde herabsteigt, und wurde nur hier bei Muniuni angetroffen. Ausser diesen Meerkatzen sind noch Cercopithecus griseoviridis, albogularis und pygerythrus in diesem Gebiete häufig.

Nach vielen Schwierigkeiten war endlich die nöthige Anzahl Canoes vorhanden, um am 13. Oktober aufbrechen zu können. Nach zweitägiger

Fahrt gelangten wir in Ualimi an, wo uns ein unverhoffter Aufenthalt von 8 Tagen dadurch entstand, dass unsere in Muniuni neu angenommenen Ruderer auf die Nachricht, die Somalen seien bei Massa erschienen und würden uns einen Hinterhalt legen, zum grössten Theil davonliefen. Sie liessen sich indessen zur Rückkehr bewegen, als wir ihnen sagten, dass alle ungünstigen Nachrichten durch die Suaheli verbreitet würden, welche uns auf jede Weise zu schädigen wünschten. Eine weitere fünftägige Fahrt — den 1—2tägigen Aufenthalt in den beiden Hauptorten Tschewani und Migaroni nicht eingerechnet — brachte uns dann nach Massa, dem Hauptorte des Bezirks Malacote. Wir waren sehr enttäuscht über den unansehnlichen, nicht viele Einwohner zählenden Ort, den man sich nach den Erzählungen der Suaheli als bedeutend hatte vorstellen müssen. Unweit unterhalb von Malacote führt die Strasse, welche die Somali auf ihren Streifzügen hauptsächlich benutzen. Auch wurden wir auf dem Wege von Migaroni nach Massa auf eine Stelle aufmerksam gemacht, welche »mavi ja ngombe« genannt wird, d. h. Rindermist; hier pflegten früher die Kokawa-Galla, welche dieses Terrain inne hatten, ihre Rinder über den Fluss zu setzen; ihr Viehreichthum war so gross, dass man weit und breit die Erde mit dem Miste der Rinder bedeckt sah. Die Sprache der Kokawa-Galla, deren Reste, wie schon bemerkt, im Bezirke Korkoro wohnen, ist von der des Bararetta-Stammes nicht verschieden. Auch soll die Sprache der Borani-Galla nach Aussage der Galla nur wenig von jener abweichen, so dass sich beide Stämme gut verstehen können. Auch stehen die Bararetta mit ihren Brüdern im Norden noch in einem gewissen Verkehr, indem zuweilen Deputationen zu den Borani gesandt werden. Diese ziehen von Korkoro aus durch ein Gebiet, in welchem sie keine Somalen antreffen sollen. Ehemals, so sagen die Bararetta, hätten sie in der Nähe der Borani-Galla gewohnt, später seien sie nach Süden gezogen. In dem Lande der Borani befände sich ein See, in welchen Wasser vom Gebirge fliesse; am Fusse des Gebirges sässe ein Greis, Garsa genannt, der prophezeihe, wenn sich Fremde näherten. Die Borani hätten grosse Macht, während sie selbst solche nicht mehr besässen, da ihnen Gott zürne.

Die Bewohner von Malacote haben fast alljährlich kleinere Kämpfe mit den Somali zu bestehen, bei deren Erscheinen die auf dem Felde oder in kleinen Ortschaften Wohnenden sich in die Hauptorte zurückziehen. In Massa wird häufig das aus dem Bezirk Korkoro kommende Elfenbein verhandelt, denn die dortigen Bewohner fahren nicht gerne weiter stromabwärts. Die Gegend ist sehr reich an Wild, besonders in der trockenen Jahreszeit, wo sich die Thiere in der Nähe des Flusses auf-

halten, da die Sümpfe im Innern zum grössten Theile ausgetrocknet sind. Ausser den oben genannten Antilopenarten, unter den man vorzüglich Alcelaphus Caama begegnet, machte sich auch eine Antilope aus der Gattung Oreas bemerklich. Kobus ellipsiprymnus war in dem mit vielen Lagunen durchsetzten Uferwalde eine sehr häufige Erscheinung. Vom Flusse aus in das Steppengebiet des Gallalandes zu gelangen, war nur an wenigen Stellen möglich; hatte man den Uferwald passirt, so hemmte ein äusserst dichtes aus stachlichen Euphorbien, Mimosen und Schlinggewächsen gebildetes Dickicht jedes weitere Vordringen. Nur wenige schmale Wege, welche die Waboni auf ihren Streifzügen benutzen, führen durch jenes hindurch. Alte Elephantenpfade waren sehr zahlreich; während der Regenzeit halten sich meist nur jüngere Thiere in der Nähe des Flusses auf. Auf ihren Märschen, die meist in der Nacht gemacht werden, reissen die Elephanten immerfort Zweige und Aeste ab oder knicken dieselben, blos des Zeitvertreibes wegen; denn der Rüssel (mkono — Arm — nennen ihn die Suaheli) muss in steter Bewegung sein. Sehr begierig sind sie auf gewisse, dem äussern Ansehen nach den Agaven nicht unähnliche Gewächse mit dicken fleischigen, sehr wasserreichen Blättern, die sie beim Gehen ausreissen und aussaugen. Die trocknen Fasern werden in Ballen von Kindskopfgrösse ausgespieen und von den Suaheli-Jägern zum Laden der Gewehre benutzt. Kommen sie an sumpfige Stellen, so machen sie Halt, um sich mit dem schlammigen Wasser zu bespritzen; auch die Bäume werden zum Zeitvertreib bespritzt, die man an solchen Stellen hoch hinauf mit Schlamm überzogen findet. Einer oder der Andere erprobt auch die Kraft seiner Stosszähne, wie man an den aufgerissenen dicken Stämmen bemerkt. Das gefürchteste Wild ist das Nashorn, dessen Fährte ebenfalls sehr häufig beobachtet wurde. Ohne die geringste Veranlassung greift es an, und sein unverträglicher Charakter zeigt sich schon darin, dass es fast immer einzeln angetroffen wird. Die Stellen, wo es seine Loosung absetzt, sind sehr charakteristisch; es vermengt dieselbe nämlich durch Scharren mit den Füssen mit Erde, welche an solchen Orten aufgekratzt ist, reisst in der Nähe befindliche Zweige ab, zerbricht Aeste und stösst mit dem Horne in die Erde oder gegen Baumstämme. Es scheint demnach bei dieser Gelegenheit in eine gewisse Aufregung zu gerathen. Mitternacht geht es zur Tränke. Zweimal hatte ich Gelegenheit bei nächtlichem Anstande an einer Lagune im Uferwalde dieses Thier zu beobachten. Wackelnd kam es an's Wasser heran, stand vor demselben einen Augenblick still und ging dann vorsichtig einige Schritte in dasselbe hinein. Erst nachdem es unter eigenthümlichem Grunzen den Grund-

mit dem Fusse aufgewühlt, als sei ihm das Wasser noch nicht schmutzig genug, stillte es seinen Durst und entfernte sich dann rasch wieder. Sonstiges grösseres Wild kam nicht zur Tränke, nur einige Cephalophus, die an ihrem eigenthümlichen Fauchen erkennbar, und eine Hyaena crocuta erschienen, welche letztere von den Suaheli »schumra« genannt wird und deren hässliches, wie hu-u-ú klingendes Geheul sehr häufig gehört wurde. Giraffen und Zebra sind jederzeit unweit des Flusses anzutreffen; von ersteren bemerkte ich einmal eine Heerde von 20 Stück, alte und junge Thiere, die einen herrlichen Anblick boten. Eine Hauptplage für die Eingeborenen bilden die auch allenthalben an der Küste sehr zahlreichen Paviane, die auf den Feldern grossen Schaden anrichten. Das südliche Gallaland besitzt eine Art dieser Familie, nämlich Cynocephalus Babuin Desm., ein schlanker, lebhafter und kluger Affe, der häufig mit C. anubis Cuv. verwechselt wird; letzterer liebt mehr gebirgiges Terrain und wird aus dem Südosten nicht selten nach Zanzibar gebracht. Der Babuin ist ein geschickter Kletterer und entfernt sich nicht gerne von höheren Bäumen, auf die er bei Gefahr flüchtet. An der Küste wählt er seine Zufluchtsstätte vorzüglich in den Mangrove-Waldungen. In grossen Zügen sieht man sie des Morgens mit Sonnenaufgang, ein altes Männchen an der Spitze, durch das Hochgras zu den Getreidefeldern wandern. Sie leben jedoch nicht von Pflanzenkost allein, sondern greifen auch auf den Feldern arglos umherlaufende Hühner auf; auch kleinere Säugethiere fallen sie an. In Kipini hatte ich häufig Gelegenheit, zu beobachten, wie sie im Kleinholze und Dorngestrüpp auf Zwergantilopen lauerten, auf die sie von oben herabspringen; sobald jene die Paviane wittern, fliehen sie. Selbst grosse Antilopen, wie Tragelaphus sylvaticus, greifen sie an; wenn diese einen Pavian erblicken, stossen sie gleich ihre eigenthümlichen, dem Hundegebell nicht unähnlichen Warnungslaute aus und ergreifen die Flucht. Flusspferde findet man, abgesehen von der unbewohnten Mündung des Tana-Flusses, im Flusse selbst nicht häufig, da ihnen durch die Wapokomo zu sehr nachgestellt wird. Sie haben sich in die grösseren Seeen abseits vom Flusse zurückgezogen; unweit oberhalb Ngau in jener seeartigen, Schakobabo genannten, Verbreiterung des Flusses fanden sie sich zahlreich. In den Monaten Juli bis September werfen sie Junge; das Weibchen trägt das Junge auf dem Rücken; wenn an's Land gestiegen wird, läuft das Junge neben der Mutter her. Wiederholt habe ich das Junge auf dem Rücken der Alten hocken sehen, wenn letztere sich beim Vorüberfahren des Kahnes schnaubend aus dem Wasser emporbäumte. An Orten, wo sie an den Uferrändern Nahrung genug finden, verlassen sie das Wasser

nicht jede Nacht und wahrscheinlich nur selten; an andern Orten steigen sie jeden Abend gegen Sonnenuntergang an's Land und legen Nachts oft weite Strecken zurück. In Gegenden, wo sie am Tage ungestört sind, steigen sie auch dann wohl aus dem Wasser hervor und legen sich in dem Uferwalde schlafen. — Krokodile finden sich nur an gewissen Stellen des Flusses, wo sich Sandbänke befinden, vor denen das Wasser ruhig fliesst und sich viele Fische aufhalten. An solchen Stellen, wo Ortschaften angelegt sind, kann man ohne Gefahr baden. Die in der Nähe des Flusses gelegenen Seen wimmeln von Krokodilen. Die Eingeborenen behaupten, nur da seien die Krokodile den Menschen gefährlich, wo sie gewohnt seien, kleinere Säugethiere, wie Zwergantilopen und vornehmlich Paviane zu ergreifen. Ausser dem Crocodilus vulgaris, das die Eingeborenen »unguaena« nennen, kommt noch eine andere Art vor, weniger zahlreich als erstere, aber mehr gefürchtet. Ich bekam diese, »Kuro« genannte Art nur einmal zu Gesicht; das Thier war von der Länge des ersteren, aber schlanker gebaut und von schmaler Schnauze.

Massa — so wird die Ortschaft von den Eingeborenen genannt — war, wie bemerkt, der fernste Punkt unserer Reise. Wir hatten hier etwas über die Hälfte der von Wapokomo bewohnten Strecke des Tana-Flusses befahren; es bestand kein äusseres Hinderniss noch weiter stromauf zu fahren und bis an die Grenze der Schiffbarkeit zu gelangen, doch verhinderten die zur Neige gehenden Mittel ein weiteres Vordringen.

Was eine etwaige Niederlassung von Europäern in dem Flussgebiete des Tana anbetrifft, so bieten die Eingeborenen, die Galla sowohl, wie Wapokomo, für eine solche nicht das geringste Hinderniss. Die Galla könnten mit einem einmaligen Tribut im Werthe von 80 bis 100 Dollar zufriedengestellt werden. Dagegen würden die Somalen möglicherweise viel Ungelegenheiten verursachen, wenigstens im Unter- und Mittellaufe des Flusses, weniger im Bezirke Korkoro. Auf alle Fälle könnten sie die Existenz einer Station dadurch gefährden, dass sie den nach der Küste fahrenden oder von derselben kommenden Booten einen Hinterhalt legten. Eine gehörige Zahl gut bewaffneter, zuverlässiger Leute wäre durchaus nothwendig. Mindestens drei Monate hindurch würde eine kontinuirliche Kommunikation auf dem Flusse zwischen Station und Küste nicht möglich sein; selbst für die kleineren Canoes der Eingeborenen ist während dieser die Wassermenge zu gering. Einem kleinen Dampfer würde es, abgesehen von den Unzuträglichkeiten, welche die sehr starken Windungen und die an einzelnen Stellen sehr heftigen Strömungen mit sich brächten, auch häufig an Holz gebrechen.

Es wäre wohl kaum bei einer am Oberlaufe bestehenden Station der Wasserweg dem Landwege vorzuziehen, wenigstens für einen grossen Theil des Jahres nicht. Von der Station zur Küste könnte man immerhin den Fluss benutzen und zur Zeit der Fluth, wo die Windungen abgeschnitten werden können, auch von der Küste zur Station. Unter gewöhnlichen Verhältnissen aber gebraucht man von Kau bis zur letzten Wapokomostadt zu Wasser mindestens 20 Tage, zu Lande aber nur die Hälfte. Die Anlegung einer Strasse längs des Flusses, die die Windungen desselben abschnitt, böte nur wenig Schwierigkeiten, da die Eingeborenen an derselben aus freien Stücken mitarbeiten würden, jedenfalls aber für sehr geringen Lohn dazu bereit wären. Die Gesundheitsverhältnisse am Oberlaufe des Flusses können soweit sich nach den Angaben der Eingeborenen über das Terrain urtheilen lässt, keine ungünstigen sein, besonders da nicht, wo schon felsiges Terrain beginnt. Es unterliegt keinem Zweifel, dass eine wissenschaftliche Station dort ein weites Feld für ihre Thätigkeit fände; in vollkommen unbekanntem Gebiete gelegen, unweit des Schneeberges Kenia und der Landschaft Kikuju, könnte sowohl in diese Gebiete von der Station aus gereist, als auch der Versuch gemacht werden, durch das Gebiet der Wadjore-Galla und Wakore zu den Borani zu gelangen. Die Unterhaltung der Station selbst würde nicht sehr kostspielig sein, zumal wenn die gemachten Sammlungen verkauft würden. Ob aber eine sogenannte Handelsstation bestehen könnte, halte ich für sehr zweifelhaft. Am Unter- und Mittellaufe ist ausser Elfenbein kein Produkt, das mit Vortheil ausgeführt werden könnte, und ob dieses allein rentirt, ist fraglich. In dem Monat September wurden allerdings etwa 100 Zähne den Fluss stromab nach Kau gebracht, die im Durchschnitt vielleicht je 1 Frassila (35 ℔) wiegen mochten. Vielleicht fänden sich am Oberlaufe auch andere werthvolle Ausfuhr-Produkte. Eisenhaltiger Sand findet sich dort; auch wächst dort ein Baum mit sehr schönem aromatisch riechenden Holze, das von den Galla mitgebracht und an die Wapokomo am Unterlaufe verkauft wird, die es pulvrisiren und sich damit einreiben.

Während meines dreimonatlichen Aufenthaltes am Tana-Flusse und überhaupt während der siebenmonatlichen Abwesenheit von Zanzibar, liess mein Gesundheitszustand nichts zu wünschen übrig, obwohl im Wapokomolande das Wasser sehr lehmhaltig war und die Nahrung fast nur aus Reis bestand. (Alkoholische Getränke wurden während der ganzen Dauer der Reise nicht berührt.) Einzelne gelinde Fieberanfälle traten natürlich auf, hinderten mich aber niemals an der täglichen Beschäftigung. Der Reis für sich allein gegessen wird bald zuwider,

zusammen mit Erbsen, in der passenden Weise zubereitet, liefert er eine gute Nahrung für den Europäer. Was letzterem besonders im Innern wohlthut, sind die kühlen Nächte. Das Thermometer zeigte sehr häufig 6 Uhr Morgens 20 ° C.; besonders im Nordostmonsun ist die Differenz zwischen Tag und Nacht bedeutend (10—12 ° C.), und zuweilen zeigte sich des Morgens über dem Flusse dicker Nebel. Das Flusswasser hatte vor Sonnenaufgang noch eine Temperatur von 28 ° C.

An der Küste, und besonders auf Zanzibar, ist die Haut Tag und Nacht mit Schweiss bedeckt; sie kann sich niemals ausruhen, und des Morgens beim Aufwachen hat man selten das wohlthuende Gefühl der neuerlangten Kraft, wie es ein guter Schlaf hervorbringen soll. Im Zelte war es während der Stunden von 9½ Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags nicht auszuhalten; das Thermometer zeigte dann in demselben eine Temperatur von 36—40 ° C. In den Canoes zeigte das Thermometer unter dem Sonnenschirm eine Temperatur von 35 ° C.

Erst nach der Rückkehr nach Zanzibar befiel mich ein heftiges mit Icterus einhergehendes Fieber, von dem ich mich jedoch rasch wieder erholte. Was meine Reisegefährten betrifft, so blieb Herr Denhardt sen. in den ersten vier Monaten gänzlich vom Fieber verschont; dann aber wurde er von bösartigen mit Diarrhoeen einhergehenden Fiebern befallen, die ihn auch, kurze Interwalle abgerechnet, nicht mehr verliessen und grosse Schwäche hervorriefen. Herr Denhardt jun. wurde zwar von dem Fieber, das seit seiner Abreise von Zanzibar sich von Zeit zu Zeit einstellte, wenig angegriffen, dagegen litt er seit Ende Oktober an Dyssenterie, die auch in Zanzibar noch längere Zeit anhielt und eine solche Schwäche und Anhämie hervorrief, dass seine Rückkehr nach Europa nothwendig wurde.

Kultur-Bestrebungen in West-Afrika.

Vortrag, gehalten in der Geographischen Gesellschaft zu Hamburg am 1. Mai 1879

von

A. Woermann.

Durch einige neuere Publikationen und durch die energische Thätigkeit des handelsgeographischen Vereins in Berlin, welche besonders darauf hinzielen, das Deutsche Reich zur Gründung und zur Erwerbung überseeischer Kolonieen zu veranlassen, ist neuerdings in Deutschland das Interesse für überseeische Länder und Verhältnisse ein allgemeineres geworden. Weber's »Vier Jahre in Afrika« und Dr. Fabri's »Bedarf Deutschland der Kolonieen?« haben eine bedeutende Anregung zum Nachdenken über die Kolonialfrage gegeben, in ebenso bedeutender Weise Dr. Hübbe-Schleiden's Werk »Ethiopien« *) und ganz neuerdings sogar am meisten die dem Reichstag vorgelegten »Verträge und Uebereinkünfte des Deutschen Reichs mit den Samoa-Inseln und anderen unabhängigen Inselgruppen der Südsee.« **)

Wir Hamburger und besonders wir Kaufleute, können derartigen Ausführungen natürlich nur zustimmen und hoffen, dass solche Worte an maassgebender Stelle auf einen fruchtbaren Boden fallen mögen, damit die geeigneten Personen noch rechtzeitig handelnd in dieser Frage aufzutreten vermögen, bevor auch die letzten etwa geeigneten disponiblen Länderstrecken von anderen Mächten vorweg genommen sind. Aus diesem Grunde sind positive Vorschläge, wie sie Dr. Hübbe-Schleiden in seinem Werke »Ethiopien« und noch ausführlicher in einem in der Geographischen Gesellschaft in Hamburg gehaltenen Vortrage †) gemacht, gewiss mit Freuden zu begrüssen; allein bei dem allgemeinen Interesse, welches alle diese Vorschläge gefunden haben, und bei dem Aufsehen, welches auch Dr. Fabri's Schrift erregt hat, ist es doppelt nothwendig, diese Vorschläge auch von der praktischen Seite und auf ihre Ausführbarkeit hin genau zu prüfen, damit man sich nach keiner Richtung hin Illusionen hingebe und damit Erwartungen, die sich durch zu sanguine Vorstellungen an die Erwerbung mancher Länderstrecken knüpfen könnten, auf das richtige Maass zurückgeführt werden.

*) Ethiopien. Studien über West-Afrika. Hamburg, L. Friederichsen & Co. 1879.

**) Verträge und Uebereinkünfte des Deutschen Reichs mit den Samoa-Inseln und anderen unabhängigen Inselgruppen der Südsee, nebst Uebersichtskarten etc. — Mit Genehmigung des Auswärtigen Amts herausgegeben. Hamburg, L. Friederichsen & Co. 1879.

†) Rentabilität der Kultur Afrika's, Deutsche Revue, Berlin 1879. III. p. 367—82.

In diesem Sinne möchte ich die Hübbe-Schleiden'schen Vorschläge in Nachfolgendem einer Besprechung unterziehen, und zwar sowohl in Hinsicht auf das besprochene Land als auch in Hinsicht auf die vorgeschlagenen Mittel.

Dr. Hübbe-Schleiden will, wenn ich ihn recht verstehe, mittelst von der Regierung koncessionirter grosser Handelsgesellschaften, in der Art der Ostindischen Kompagnie und der Hudson's Bai-Gesellschaft, das Land von Eloby an der Westküste Afrika's landeinwärts bis zum Congo, wenn es sein kann friedlich, sonst aber durch Eroberung in Besitz nehmen, den Congo durch eine Etappenstrasse mit der Küste verbinden, und dieses so erworbene Land dem Deutschen Reiche zur Verfügung stellen. Dr. Hübbe-Schleiden stellt als erste Bedingung für das zu wählende Gebiet, die Rentabilität desselben für den Handel, und versucht für das in Frage stehende Gebiet eine solche Rentabilität für den Handel mittelst Zahlen zu beweisen.

Um Täuschungen vorzubeugen, möchte ich nun zunächst meine Ansicht dahin aussprechen, dass eine auch nur annähernde Rentabilitätsberechnung für ein Unternehmen, wie das von Dr. Hübbe-Schleiden geplante, in das Bereich der Unmöglichkeit gehört. Eine jede Kalkulation hört überall da auf, wo man mit unsicheren und nicht ganz feststehenden Zahlen und Verhältnissen zu rechnen hat. Nirgends sind aber Verhältnisse unbestimmbarer als gerade in West-Afrika. Ist uns doch nicht einmal bekannt, welche Hindernisse sich auf der vorgeschlagenen Etappenstrasse von Eloby landeinwärts bis zum Congo einer Expedition entgegenstellen, ob flaches Wiesenland oder dichter Urwald, Berge oder Flüsse zu überwinden sein würden. Wenn auch keine grossen Gebirge, keine breiten Flüsse vorhanden, so können dennoch geographisch unbedeutende Unebenheiten des Terrains einem faktischen Vordringen grosse Schwierigkeiten bereiten, so dass absolut jeder Anhalt dafür fehlt, wie weit denn das von Dr. Hübbe-Schleiden geplante vierwöchentliche Vordringen von der Küste nach dem Innern eigentlich ist. Wenn es in Europa schon schwierig, Zeit-Entfernungen in Längen-Entfernungen umzusetzen, so ist dies in West-Afrika auf unbekanntem Terrain mit dem Neger als einzigem Beförderungsmittel doppelt schwierig, ja unmöglich. Keinenfalls lässt sich aber auf solcher Angabe eine Kalkulation basiren, da Niemand weiss, ob man in vier Wochen 100, 200 oder 300 englische Meilen weit in's Innere vorzudringen vermag. — Es fehlt uns aber auch jeder Beweis dafür, dass ein 50—60pfündiger Elephantenzahn in den erwähnten Distrikten höchstens 50 Mark kosten kann, wie Dr. Hübbe-Schleiden behauptet. Auch der Arbeitslohn von 15 Mark pr. Monat für jeden Neger ist

durchaus nicht als feststehend anzusehen, denn der Preis des Lebensunterhaltes steigt mit jeder Tagereise ganz bedeutend, weil alle Nahrungsmittel entweder in natura oder in Waaren, mit denen dieselben gekauft werden sollen, von der Küste aus mitgenommen werden müssen.

Aber selbst angenommen, dass alle von Dr. Hübbe-Schleiden aufgeführten Zahlen richtig seien, und dass Elfenbein und andere Produkte an der Küste mit 100 % Avance gegen den Kostenpreis verkauft werden könnten, so wäre damit eine Rentabilität noch immer nicht erwiesen; denn es ist gar nicht zu übersehen, ob genügend Produkte einkommen werden, um durch diesen Gewinn die bedeutenden allgemeinen Unkosten an der Küste, das Etablissement daselbst, die Gehalte aller Kommis u. dgl. m. zu decken. Um bei dem Artikel Elfenbein zu bleiben, so würden bei dem von Dr. Hübbe-Schleiden angenommenen Gewinne von 3 ℳ. pr. ℔, wenn per Jahr 20,000 ℔ einkommen, ℳ. 60,000 zur Bestreitung dieser Unkosten verdient werden, bei 10,000 ℔ und ebenfalls bei 100 % Avance aber nur ℳ. 30,000. Wer garantirt aber dafür, dass auf dem von Dr. Hübbe-Schleiden vorgeschlagenen Terrain 20,000 ℔ oder selbst nur 1000 ℔ Elfenbein per Jahr zu kaufen sein werden. Gerade von Eloby werden jetzt im ganzen Jahre bei weitem keine 1000 ℔ Elfenbein verschifft. Die beiden grossen Elfenbein-Märkte dieses Distrikts sind Batanga und Gabun. Ersteres liegt etwa 1° nördlicher, letzteres 1° südlicher als Eloby. Es wäre doch sehr fraglich, ob sich Elfenbein, auch von einem grossen Unternehmen geleitet, plötzlich einen anderen Weg aus dem Innern suchen würde, als den, auf welchen der Handel es seit langen Jahren geleitet hat. Sind doch nicht allein die Wege dafür in Berücksichtigung zu ziehen, sondern auch die vielen dazwischen liegenden Völkerschaften, welche jetzt alle an dem Elfenbein verdienen und schwerlich ohne harte Kämpfe zugeben würden, dass dasselbe im Innern direkt an Europäer verhandelt würde.

Für die Kalkulation kommt aber auch noch der Werth an der Küste in Betracht. Seitdem Dr. Hübbe-Schleiden selbst in Afrika war, ist der europäische Werth des Elfenbeins um 2 bis 3 Mark pr. Pfund gefallen, so dass, um dem europäischen Werth zu entsprechen, an der Gabun-Küste ebenfalls eine ganz bedeutende Werth-Verminderung eintreten muss. Nimmt man eine solche von 2 Mark pr. Pfund an, so ist damit allein schon die ganze Kalkulation Dr. Hübbe-Schleiden's über den Haufen geworfen; denn, wenn in dem Einstandspreis von 3 Mark pr. Pfund 2 Mark Unkosten enthalten sind, so lässt sich das Elfenbein niemals dem Küstenwerth entsprechend billiger an die Küste legen. Schweinfurth sagt allerdings, dass das Elfenbein bei den Niam-

Niam nur 5 % des europäischen Werthes koste, er fügt aber hinzu, dass die enormen Transportkosten bis nach Chartum trotz des billigen Einkaufspreises den Elfenbeinhandel im Innern Afrika's zu einem höchst unrentablen machen. Die Transportkosten sind in West-Afrika jedenfalls ähnlich wie in Ost-Afrika; ob man aber aus den Preisen bei den Niam-Niam auf die Elfenbeinpreise am Congo schliessen kann, dürfte doch auch zweifelhaft sein.

Um eine Rentabilitäts-Berechnung aufstellen zu können, muss man ferner das nöthige Anlage-Kapital in Betracht ziehen. Es ist aber unmöglich auch nur annähernd die Summen zu berechnen, welche erforderlich sein würden, bis eine erste Forschungs-Expedition das betreffende Land in Besitz genommen hätte. Ein preussisch geschulter Unteroffizier genügt da ganz gewiss nicht, und es entzieht sich jeder Berechnung, wie viele Europäer und wie viele Eingeborene dazu nöthig sein, und wie lange Zeit dieselben gebrauchen würden, die Famfam zu unterwerfen. Gerade weil dies ein energischer und intelligenter Volksstamm ist, wird er sich fremden Eindringlingen nicht so leicht fügen. Es würde auch eine beständige bewaffnete Macht nöthig sein, um einen gewonnenen Besitz zu vertheidigen; die Kosten aber, die dadurch entstehen, lassen sich nie im Voraus berechnen.

Aus allen diesen Gründen sollte man nicht von Rentabilität grösserer Handels-Expeditionen sprechen. Es ist ja nicht unmöglich, wenn auch nicht wahrscheinlich, dass dieselben rentiren können; aber eine Unmöglichkeit bleibt es, die Rentabilität im Voraus zu beweisen. Ueberdies lehrt die Erfahrung, dass alle grösseren Handels-Unternehmungen an der Westküste Afrika's, welche sich nicht aus kleinen Anfängen aus sich selbst heraus entwickelt haben, z. B. alle Aktien-Gesellschaften, an den enormen Unkosten gescheitert sind. Handels-Unternehmungen in fernen Gegenden, welche einer sehr komplicirten Leitung bedürfen, können erfahrungsgemäss ebensowenig wie Forschungs-Expeditionen durch Majoritätsbeschlüsse eines Verwaltungsrathes, sondern immer nur durch die energische Thätigkeit eines Einzelnen (Barth, Rohlfs, Nachtigal, Schweinfurth, Livingstone, Cameron, Stanley) und konsequente schnelle Entschlüsse geleitet werden. Auch diese Thatsachen sollten den Gedanken an die Gründung grösserer Gesellschaften zur Ausbeutung des westlichen und inner-afrikanischen Gebietes nicht aufkommen lassen. Gesellschaften wie die East-India Company, die holländische Handels-Maatschappy und die Hudson's Bay Company, sind in jetziger Zeit der Telegraphen und des Dampfes nicht mehr möglich, weil dadurch Monopole und Koncessionen für ferne Länder werthlos werden. Nur die schärfste Konkurrenz und die im Kon-

kurrenzkampfe sich entwickelnde Intelligenz der Einzelnen kann jetzt im Handel noch etwas leisten. Und was sollte ein Monopol oder eine Koncession oder gar staatlicher Schutz im Innern von Afrika nützen können? In der Konkurrenz der verschiedenen Nationalitäten beim Handel, würde keine Nation ein von einer fremden Regierung ertheiltes Monopol respektiren, und die Inhaber eines Monopols oder einer Koncession würden ihre vermeintlichen Rechte nicht nur gegen eine eingeborene Bevölkerung, sondern ebenso sehr gegen ähnliche Unternehmungen anderer Nationen zu vertheidigen haben. Staatlicher Schutz ist auf insularen Gebieten gewiss wirksam, aber im Innern eines grossen Kontinents würde derselbe, wenn überhaupt nützlich, immer nur zu spät kommen können. An Küstenländern und bei Inseln lassen sich Kriegsschiffe stationiren; 4 Wochen von der Küste entfernt kann man doch wohl nicht gut ein Landheer aufstellen!

Handels-Unternehmungen in West-Afrika in grösserem Umfange als dieselben dort bereits existiren, haben aber auch noch andere bedenkliche Seiten, die ich durch eine kurze Besprechung der Landesprodukte zu charakterisiren versuchen werde.

In seinem Buche »Ethiopien« weist Dr. Hübbe-Schleiden selbst darauf hin, dass sich das Produktionsgebiet West-Afrikas immer weiter von der Küste entferne, und es hat in der That den Anschein, als ob eine Zeit kommen muss, in welcher daselbst manche Produkte nicht mehr zu erhalten sein werden.

Der bedeutendste Handels-Artikel in dem erwähnten Gebiete ist Gummi elasticum. Vor 10—12 Jahren wurde dasselbe noch in unmittelbarer Nähe der Küste gewonnen, jetzt aber wird dasselbe nur von weit aus dem Innern her an die Küste zum Verkauf gebracht. Wenn der Export dieses Artikels bisher nicht ab- sondern zugenommen hat, so liegt das nicht an einer vermehrten Produktion, sondern daran, dass immer grössere Terrains im Innern des Landes ausgebeutet werden, und dass immer mehr Menschen sich mit der Gewinnung des Gummi beschäftigen. Die Ausbeutung des Landes durch rücksichtsloses Zerstören der Pflanzen ist so vollständig, dass diejenigen Strecken, auf welchen früher die Gummipflanze wuchs, erst nach vielen Jahren, wenn überhaupt je wieder, ohne Anbau Gummi hervorbringen können.

Ganz ähnlich geht es mit den verschiedenen Holzarten. Ebenholz und manche Farbehölzer können nur in grossen Blöcken für den Handel verwendet werden. Wenn ich auch nicht sagen kann, welches Alter ein Ebenholzbaum haben muss, um für den Handel brauchbare Blöcke zu liefern, so liegt es doch auf der Hand, dass auch die üppigste Natur

nicht gegen den Konsum an produciren kann, wenn immer nur geerntet wird.

Bei einer andern Sorte Holz, dem Camwood, welches allerdings nicht in Eloby, sondern nördlicher, in Liberia wächst, ist es schon jetzt ersichtlich, dass keine grossen Bäume mehr wachsen; denn während vor 10—12 Jahren fast nur schöne schlanke Stammstücke zum Verkauf kamen, sind jetzt nur noch Wurzeln und dünne, neugewachsene Splitter zu haben, ein Zeichen, wie sehr die Produktion auch dieses Artikels abnimmt.

Elfenbein kommt vorläufig noch in ebenso grossen Quantitäten an den Markt wie früher; ob Afrika aber dasselbe auf die Dauer in solchen Quantitäten wird liefern können, das erscheint sehr fraglich, wenn man die folgenden Zahlen erwägt. In Liverpool, dem Hauptmarkt für west-afrikanisches Elfenbein, sind in den letzten 4 Jahren im Durchschnitt laut Makler-Katalogen über die vierteljährlichen Auktionen, etwa 120 Tons pr. Jahr importirt worden; in London, wo mehr ost-afrikanisches und aegyptisches Bein verkauft wird, ist weniger direkt, sondern meistens nur über Lissabon west-afrikanisches Elfenbein importirt worden; schätzt man dieses in London verkaufte Quantum auf etwa 40—50 Tons pr. Jahr, und nimmt man an, dass in kontinentalen Häfen, Hamburg, Holland, Hâvre, auch noch 30—40 Tons Elfenbein direkt von der Westküste Afrikas importirt werden — die Zahlen können möglicherweise grösser sein, kleiner sind sie gewiss nicht —, dann hätten wir im Ganzen mindestens 200 Tons oder 400,000 ℔ Elfenbein-Export jährlich von der Westküste Afrikas allein. Bei Annahme eines hohen Durchschnitts-Gewichtes von 20 ℔ pr. Zahn — es giebt allerdings Zähne, welche bis 150 ℔ und darüber wiegen, aber die meisten sind viel kleiner, und ein grosser Theil wiegt nur 5—8 ℔ pr. Stück —, würden 20,000 Zähne, oder 10,000 Elephanten, (nach Schweinfurth sogar 10,000 männliche Elephanten, da die Weibchen keine Stosszähne haben) dazu nothwendig sein, um dem jährlichen Export das nöthige Elfenbein zu liefern. Dieser Export vertheilt sich aber keineswegs gleichmässig auf die ganze Westküste, sondern auf nur wenige Elfenbein-Märkte, hauptsächlich auf den Niger, Batanga, Gabun, und weiter südlich auf Kinsembo und die Angola-Küste. Die nördlicher gelegenen und die Zwischen-Plätze exportiren sämmtlich Elfenbein nur in sehr geringen Quantitäten.

Ob nun wirklich alljährlich in dem Gebiete dieser Elfenbeinmärkte 10,000 männliche Elephanten getödtet werden, oder ob aus grösseren Vorräthen im Innern geschöpft wird, — nach Stanley's Berichten sollte man das Letztere denken, — das bleibt sich gleich, jedenfalls werden

die Vorräthe im Innern sich allmählich lichten müssen, und bleibt es zweifelhaft, ob die Elephanten sich in dem Grade vermehren können, wie sie getödtet werden. Bedenken dieser Art würden sich steigern, wenn eine neue grosse Handels-Gesellschaft noch grössere Quantitäten aus dem Innern holen wollte, als bisher geschehen. Nimmt die Elfenbein-Produktion in dem befürchteten Grade ab, dann bleibt schliesslich nur noch die Palmöl- und Palmkern-Produktion übrig. Diese beiden Produkte wachsen allerdings so leicht und in solchen Quantitäten, dass auch ein viel grösserer Bedarf befriedigt werden könnte. Zweifelhaft bleibt immerhin, ob die europäischen Märkte verstärkte Zufuhren dieser Artikel vertragen können, und damit würde abermals eine Rentabilität in Frage gestellt sein.

So sehen wir, dass durch den Handel, welcher nicht durch den Anbau des Landes ergänzt ist, das Land nur ausgebeutet, und die Produktion vermindert wird, und daraus folgt unmittelbar, dass grosse Handels-Unternehmungen nicht rentiren können, bevor nicht durch Anbau des Landes für vermehrte Produktion gesorgt ist. — Handels-Unternehmungen, auf welche Weise sie auch geleitet werden, ob von der Küste aus, oder weiter im Innern, werden immer nur in den bereits bestehenden scharfen Konkurrenzkampf bei der Ausbeutung des Landes eintreten können, und werden ebenso sehr unter demselben leiden, wie die bereits jetzt bestehenden Privat-Geschäfte. Diese leiden speciell in Gabun und Eloby viel weniger durch die Konkurrenz der verschiedenen Firmen, welche den Negern immer höhere Preise für ihre Produkte zahlen, als dadurch, dass das Produktions-Gebiet sich immer weiter von der Küste entfernt, und die Produkte durch vermehrten Zwischenhandel und durch bis in's Unberechenbare gesteigerte Transportkosten, naturgemässer Weise vertheuert werden.

Die Verminderung der Produktion und die Vertheuerung der Produkte schreibt Dr. Hübbe-Schleiden nicht den soeben erwähnten natürlichen Verhältnissen zu, sondern dem schlechten Management der dort etablirten Kaufleute, welche durch Einführung des an der ganzen Westküste Afrika's im Handel herrschenden unkaufmännischen Trust-Systems allein an allen diesen Uebelständen Schuld seien! In Erwiderung darauf muss ich zunächst konstatiren, dass in fast allen Ländern, in denen der Europäer direkt mit den Eingeborenen handelt, von allen Kaufleuten, auch den bedeutendsten Firmen der Welt — vielleicht ebenso unkaufmännisch —, genau dasselbe System befolgt wird. In Birma z. B. bekommt der Birmanische Zwischenhändler lange vor der Reisernte von dem europäischen Kaufmann grosse Summen vorgeschossen — viel grössere, als in Afrika Sitte ist —,

ohne irgend eine andere Sicherheit für die Kaufleute, als das braune Gesicht derselben; zur Erntezeit muss der Birmane den Reis dann dagegen abliefern, — mancher von ihnen thut es auch allerdings nicht. In Siam ist es genau ebenso. In Madras und Calcutta werden den Hindus auf zu liefernde Ernten grosse Summen vorgeschossen. In Java und China werden den Malayen und Chinesen grosse Posten von europäischen Waaren auf langen Kredit verkauft; in der ganzen civilisirten und uncivilisirten Welt ist das Kreditgeben mit und ohne Sicherheit Sitte. Sollte dasselbe System in Afrika also unkaufmännischer sein, weil des Negers Gesicht vielleicht etwas schwärzer ist, als das anderer Menschen? Das Kreditgeben ist gewiss sehr häufig eine lästige Zugabe beim Handel; aber uncivilisirten Menschen gegenüber sind regelrechte Bankerott-Gesetze ganz gewiss kein Vortheil, denn die schlauen Eingeborenen benutzen die Gelegenheit sich vom Gericht bankerott erklären zu lassen sehr häufig, um dem Gläubiger nichts zu zahlen. — Bei dem Trust-System im uncivilisirten Afrika kommt es im Gegentheil dem europäischen Kaufmann zu gute, dass er seine Waaren dem Neger nicht eigentlich verkauft, sondern dem Zwischenhändler dieselben nur anvertraut (trusted), damit dieser als bezahlter Angestellter für die immer das Eigenthum des Europäers bleibenden Waaren Produkte eintauscht. Im Uebrigen bedingt die grosse Entfernung des Produktions-Gebietes von der Küste das Trust-System! Der Europäer kann nicht selbst in den Urwald gehen um Produkte zu kaufen; er muss Zwischenhändler haben, welche ihm diese an die Küste bringen. Wollte der Europäer selbst den Produkten nachgehen, so würde er nie mit den Negern in Hinsicht auf Transportkosten konkurriren können; ja es ist für ihn immer noch billiger gelegentlich an Trust zu verlieren, als selbst weiter in's Innere vorzudringen. Von den Kosten, die der Transport europäischer Waaren in's Innere, und afrikanischer Produkte aus dem Innern an die Küste verursacht, können eben nur diejenigen sich einen Begriff machen, welche selbst darin Erfahrungen gesammelt haben. Es ist immer nur eine Sache der kaufmännischen Erfahrung und Berechnung, ob der höhere Preis für Waaren, oder der niedrigere Einstandspreis für Produkte, oder sonstige Vortheile das Risiko eines gelegentlichen Verlustes ausgleichen können. Unkaufmännisch ist das Trust-System in West-Afrika sicherlich nicht.

Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit auch der Kalkulation der Manchester-Leute Erwähnung zu thun. Dieselben können sich gar leicht ausrechnen, dass in Central-Afrika ein Absatzgebiet für 2400 Millionen Yards Zeug pr. Jahr ist. Es ist im Handel überhaupt

nichts leichter, als Absatz und Absatzgebiete für Waaren zu finden. Ein vorsichtiger Kaufmann frägt aber nicht zuerst darnach, ob er seine Waaren verkaufen kann, sondern darnach, ob die Abnehmer auch dafür zahlen können, und sobald grössere Kapital-Anlagen gemacht werden, ob auch auf die Dauer darauf zu rechnen ist, dass der Gegenwerth der Aussendungen inklusive Kosten gedeckt werden wird, mit einem Worte, ob dem Absatzgebiet auch ein Produktionsgebiet gegenübersteht.

Ehe Afrika nicht mehr producirt als jetzt, und bevor diese Produktion nicht rationell betrieben wird, eher kann man nicht mit einiger Sicherheit auf eine Rentabilität grösserer Handels-Unternehmungen rechnen. Ich weiss über diesen Punkt nichts Besseres zu sagen, als Dr. Hübbe-Schleiden's eigene Worte:*) »Wenn Afrika oft ein reiches Land genannt wird, so sollte man sich doch stets dabei bewusst sein, dass der Erdtheil im Vergleich zu anderen tropischen Ländern keineswegs reich ist an Erträgen, wohl aber reich an Ertragsfähigkeit. Diese Art Reichthum — wenn es denn einmal Reichthum genannt werden soll — möchte ich denn als einen Reichthum der Zukunft bezeichnen.«

Diesen Worten kann man in Bezug auf das Vorhergesagte nur die Frage hinzufügen: »Ist ein solches Land geeignet, um von einer grossen Handelsgesellschaft ausgebeutet zu werden, und sollte es gerechtfertigt sein, dass irgend ein Staat ein Unternehmen in dieser Richtung unterstützt?«

Wenn Dr. Hübbe-Schleiden auch in seinem Vortrage speciell auf diese Verhältnisse hinweist, so ist es um so unerklärlicher, dass er trotzdem auf Handels-Unternehmungen dringt. Was soll denn eine politische Handelsgesellschaft in diesen Verhältnissen mehr ändern können als jedes Privat-Unternehmen?

Es darf nicht die Aufgabe des deutschen Kapitals sein, neue Handels-Unternehmungen in West-Afrika zu gründen, sondern, wenn man denn einmal dieses Land der Kultur erschliessen will, so müssen alle Unternehmungen darauf hinarbeiten, den Boden in Afrika anzubauen und der Produktion zurückzugeben, wie dies in anderen tropischen Ländern bereits geschehen. Wer dies unternimmt, wird zugleich eine wahrhaft civilisatorische und philantropische Aufgabe erfüllen können, nämlich den Neger Afrika's zur Arbeit zu erziehen.

*) Ethiopien, pag. 234.

Und damit komme ich auf den letzten Punkt zu sprechen, den ich gegen alle neuen Unternehmungen anzuführen habe, die in West-Afrika lediglich auf dem Handel basirt sind.

Es ist schon viel darüber gesprochen und geschrieben worden, dass die Europäer an der Westküste Afrika's bisher nicht im Stande gewesen sind, den Neger auch nur einen Schritt der europäischen Kultur näher zu bringen; ja man hat sogar von dem demoralisirenden Einflusse des Weissen auf den west-afrikanischen Neger gesprochen. Missionare, welche meist nur das ihnen zunächst vor Augen liegende Resultat beachten, schreiben diesen Einfluss lediglich dem Handel mit Rum zu, Andere, unter ihnen z. B. v. Weber, dem Handel mit Schusswaffen und Pulver; Dr. Hübbe-Schleiden wiederlegt sehr treffend beide Behauptungen, schreibt aber andererseits die Demoralisation der Neger dem oben erwähnten im Handel herrschenden Trust-System zu. Darin scheinen aber alle übereinzustimmen, dass der Handel innerhalb irgend einer speciellen Branche die Schuld an der mangelnden Civilisation des Negers trägt. Ich möchte dem widersprechen und behaupten, dass weder der Handel mit Rum noch mit Waffen oder Pulver im Speciellen, noch das Trust-System einen verderblichen Einfluss auf den Neger gehabt haben, sondern dass der Grund in der Thatsache wurzelt, dass alle daselbst gelandeten Europäer nur Handel getrieben haben. Ausser einigen Missionaren und wissenschaftlichen Forschern sind niemals andere als handeltreibende Europäer an der Küste von Afrika gewesen. Deshalb haben die Neger niemals etwas Anderes gelernt und gesehen als »handeln!« Anfangs, als wenige Europäer kamen, wurden einige grosse Häuptlinge durch den Handelsverkehr mit denselben gross und mächtig; als immer mehr Europäer kamen, trachteten immer mehr Eingeborene darnach durch den so bequemen Handel mit den Weissen reich zu werden, bis denn kein Küstenneger mehr daran dachte, etwas anderes zu treiben, als wie »trader« für den fremden Kaufmann zu sein. Zuerst wurde nur mit Sklaven gehandelt, dann mit Elfenbein und schliesslich mit dem fast ohne jegliche Arbeit zu gewinnenden Palmöl und Gummi, und den nur zu fällenden Holzarten. Es ist dieselbe Sucht und dieselbe leichte Möglichkeit, schnell und mühelos reich zu werden oder den Lebensunterhalt zu verdienen, welche in Europa in der Gründungszeit so viele Leute zu Spekulanten gemacht hat, die in West-Afrika einen jeden Neger ohne Ausnahme zum »trader« macht. Der demoralisirende Einfluss der Europäer ist allein in diesem Umstande zu suchen, denn niemals haben Europäer den Neger zum sesshaften Arbeiten angehalten, oder ihm auch nur durch Beispiel bewiesen, dass

der Boden für ihn zu einer Quelle des Reichthums werden könne. Anstatt den Boden zu bebauen, erntet der Neger mühelos die für den Export-Handel fast fertigen Produkte und verkauft sie dem weissen Händler an der Küste. Wenn keine Produkte in seiner Nähe mehr zu haben sind, dann geht er weiter in's Innere und vermittelt als Zwischenhändler den Verkehr zwischen den weiter im Innern wohnenden Völkerstämmen und den Europäern, eine leichte, oder vielmehr gar keine Arbeit; denn Schwatzen und Lügen, wodurch der Neger seine Geschäfte abzuschliessen sucht, ist zugleich seine Lieblingsbeschäftigung.

Dass der Neger auf einer tiefen Kulturstufe stehen geblieben ist und der Europäer einen schlechten Einfluss auf ihn geübt hat, so dass scheinbar in dem Umgange mit letzterem nur alle schlechten Eigenschaften des Negers entwickelt wurden, das hat einzig und allein seinen Grund in dem fehlenden Segen der Arbeit! So lange nicht der Neger zur Arbeit erzogen worden, so lange wird er, selbst wenn Handels-Unternehmungen ohne Rum, ohne Waffen und ohne Trust durchzuführen sein würden, auf derselben Kulturstufe und ebenso demoralisirt bleiben, wie jetzt. Dem Neger West-Afrika's den Segen der Arbeit zu bringen, das sollte der Kernpunkt aller Bestrebungen sein! Und so sehr ich in dieser Hinsicht den Hübbe'schen Ausführungen beistimme, eben so sehr muss ich es als einen Irrthum bezeichnen, wenn Hübbe-Schleiden diese grosse Aufgabe und die der Ausdehnung des deutschen Wirthschafts-Gebietes durch Handels-Unternehmungen erfüllen zu können glaubt. Nur solche Unternehmungen, welche den Reichthum des Bodens zu erschliessen bezwecken, also speziell die Gründung von Plantagen, können in beider Hinsicht Erfolg haben. Dass Plantagen-Unternehmungen rentiren würden, und sicherer rentiren würden, als Handels-Unternehmungen, das kann man auch ohne in den von mir selbst gerügten Fehler einer speziellen Rentabilitäts-Berechnung zu verfallen, und ohne dem schwindelhaften englischen Gründungsprospekte beizupflichten, welcher mit £ 150,000 Kapital eine Liberia-Coffee-Company zu gründen beabsichtigt, und bereits nach dem fünften Jahre 75 % Dividende in Aussicht stellt, annehmen. Man darf dabei aber nicht mit Hübbe-Schleiden den Fehler begehen und für Kaffee-Plantagen in West-Afrika die Ertragsfähigkeit des Ceylon- oder Java-Kaffee in Kalkulation stellen; denn der Kaffee, der in den westafrikanischen Niederungen wächst, ist eine ganz andere Pflanze als der auf Ceylon oder Java wachsende; ersterer, coffea liberica, ist ein Baum, letzterer, coffea arabica, ist ein Strauch; ersterer gedeiht auch auf Meereshöhe, letzterer nur in

einer gewissen Höhe über dem Meere; ersterer trägt bis 50 Jahre lang, letzterer nur etwa 15 Jahre. Damit soll aber durchaus nicht gesagt sein, dass coffea liberica besser rentiren würde als andere Kaffee-Sorten.

Es liegt auf der Hand, dass in Afrika zwei grosse ungehobene Schätze sind: Die Fruchtbarkeit des Bodens und die Arbeitskraft vieler Millionen Neger. Wer diese Schätze zu heben versteht, und es kommt nur auf die richtigen Leute dabei an, der wird nicht nur Geld verdienen, sondern auch gleichzeitig eine grosse Kultur-Mission erfüllen.

Näher auf diese beiden Punkte einzugehen, dürfte kaum nothwendig sein. Es ist notorisch, dass fast alle tropischen Produkte, sei es Kaffee, Zucker, Indigo, Baumwolle, Cacao, Reis oder andere ausser den jetzt bereits vorkommenden, in Afrika ebenso gut gedeihen, wie in irgend einem anderen tropischen Lande. Was man bauen will, hängt eben nur von der Bodenbeschaffenheit des in Frage stehenden Terrains und von den Ideen des betreffenden Pflanzers ab.

Was die Arbeitskraft des Negers betrifft, so ist es ganz besonders Dr. Hübbe-Schleiden's Verdienst, zum ersten Male in Deutschland wenigstens darauf hingewiesen zu haben, dass gerade die betreffenden Distrikte früher Jahrhunderte lang die Arbeitskräfte für ganz Amerika geliefert haben, und dass alle Kaffee-Plantagen in Brasilien, Zucker-Plantagen in West-Indien und Baumwoll-Pflanzungen in Nord-Amerika nur durch Neger-Arbeit bestanden haben. Die freigelassenen Sklaven in Nord-Amerika produciren sogar mehr Baumwolle, als je zur Zeit der Sklaverei in Nord-Amerika geschehen. An den Kruleuten in Afrika haben wir ferner den allerbesten Beweis, dass auch der freie Neger arbeitet. Nachdem in der Neger-Republik Liberia lange Jahre vergeblich darnach gestrebt worden, scheint auch dort die aus Nord-Amerika eingewanderte Negerbevölkerung endlich mehr zu der Einsicht gekommen zu sein, dass nur die eigene Arbeit die Hauptquelle des Wohlstandes für das bisher arme Land werden kann; denn thatsächlich ist im Monat April ein Schiff mit über 100,000 Pfund in Liberia gebauten Kaffees von Monrovia nach New-York abgegangen. Durch diese Thatsachen ist zur Genüge bewiesen, dass auch der freie Neger arbeiten kann; er wird auch arbeiten, sobald er sieht, dass es ihm Vortheil bringt. Sein Nachahmungstrieb wird dann das meiste dazu thun.

Die vielfach in der Presse aufgetauchten Ideen einer Importation von Kulis aus Indien oder China nach West-Afrika, dürften mit obigen Thatsachen ein für allemal abgethan sein.

Bei allen Kultur-Bestrebungen in Afrika, müssen wir aber auch in Berücksichtigung ziehen und dürfen wir nicht verkennen, dass

Deutschland nicht reich genug ist, um kostspielige Versuche zu machen. Es ist in Deutschland nicht Geld genug dazu vorhanden, und schwerlich würde irgend Jemand Geld genug auftreiben können, um Eisenbahnen in's Innere Afrika's zu bauen, oder neue grossartige Handels-Unternehmungen zu gründen. Derartige Versuche müssen wir den Engländern überlassen.

Was aber von Deutschland aus geschehen könnte, das ist, den Versuch zu machen, Plantagen zu gründen, und zu dem Ende ganz allmählich auf friedlichem Wege durch Ankauf in den rechtlichen und faktischen Besitz von Länderstrecken zu gelangen. — Es bedarf dazu zunächst durchaus nicht der Gründung irgend einer Gesellschaft, vielmehr wären vorläufig die jetzt bereits in den fraglichen Distrikten Handel treibenden Europäer darauf hinzuweisen, dass sie ihr eigenes Interesse und das Interesse des Landes durch Anlage von Plantagen viel besser fördern würden, als durch fortgesetzte Ausbeutung des Landes durch den Handel allein. Auch würde ein Theil der grossen Summen, welche bis jetzt alljährlich für Missionszwecke und Forschungs-Expeditionen aufgewendet werden — und sogar meistentheils ziemlich erfolglos — vortheilhafter und auch wahrscheinlich mehr im Sinne vieler Beitragenden angewendet werden können, wenn dieselben zur Gründung von Plantagen, zunächst als Versuchsstationen an verschiedenen Plätzen der Küste, verwendet würden.

Wenn es auf diese Weise mit deutscher Vorsicht und mit der nöthigen Ruhe und Ausdauer gelänge, an verschiedenen Stellen zugleich festen Fuss zu fassen, und auch den Neger vom vagabondirenden trader zum ruhigen sesshaften Arbeiter zu machen, dann würde man mit geringen Mitteln eine grössere Kultur-Aufgabe erfüllen, als jemals durch plötzliches und kampfbereites Vorgehen von Handels- und Forschungs-Expeditionen möglich sein würde.

Wenn ein weiteres Vordringen in's Innere des Landes zuerst auch nur sehr langsam gehen könnte, so würde es um so sicherer geschehen, wenn man feste Ausgangspunkte an der Küste gewonnen hätte; und sobald man einmal festen Fuss gefasst, wird fast von selbst der Fall eintreten, dass ganze Länderstrecken durch den Anbau friedlich erworben werden können.

Solche Unternehmungen würden das Land durch Vermehrung der Produktion bereichern, sie würden eine wahre Kultur-Aufgabe erfüllen durch die Civilisirung des Negers, sie würden dem sich dabei gleichzeitig immer bedeutender entwickeln könnenden Handel nützen und stützen, indem sie demselben vermehrte Exporte und Handels-Artikel zuweisen, sie würden auch vor Allem dem Heimathlande dienen,

weil für eine sesshafte civilisirte Bevölkerung und für eine in der Civilisation fortschreitende Negerbevölkerung der immer grösser werdende Bedarf an heimischen Artikeln von der heimischen Industrie gedeckt werden könnte.

Doch auch das sind vorläufig noch weite Perspektiven und Luftschlösser. Wiederholt sei aber darauf hingewiesen, dass bisher in West-Afrika nur ganz klein angefangene Unternehmungen, die aus sich selbst herausgewachsen sind, gedeihen konnten. Versuchs-Plantagen können recht wohl mit geringen Mitteln an vielen Orten zugleich — z. B. an der Küste zwischen Camerun und Eloby oder auch zwischen Ogowe und Congo — angelegt werden, und möchte ich dies sowohl Privaten als Missions- und wissenschaftlichen Gesellschaften, welch' letztere ja neuerdings auch Summen zur Gründung von Handels-Stationen in Central-Afrika ausgeworfen haben, empfohlen halten. Ob derartigen Unternehmungen für den Anfang noch ein anderer staatlicher Schutz nothwendig oder auch nur erwünscht sein könnte, als derjenige, den das Deutsche Reich bisher schon allen seinen Angehörigen, seien sie in West-Indien, Süd-Amerika, Australien oder in Afrika sesshaft, hat zu Theil werden lassen, das wird im Wesentlichen von dem Glauben an die Allmacht des Staates abhängen, der die betreffenden Unternehmer beseelt. Eine frei sich entwickelnde Intelligenz, die sich auf die eigene Kraft verlassen muss und nicht auf staatliche Hülfe zu hoffen hat, kann natürlich Grösseres leisten, als jedes durch staatliche Kontrolle gehemmte Unternehmen.

Anders würden die Verhältnisse vielleicht liegen, wenn sich nach vielen Jahren die ersten Anfänge zu bedeutenden und erfolgreichen Anlagen erweitert haben würden. Vielleicht wäre es dann an der Zeit, den Eingangs erwähnten Wünschen nach Kolonien auch in West-Afrika näher zu treten, vielleicht wäre es dann auch an der Zeit, die sowohl von Dr. Fabri als auch von Dr. Hübbe-Schleiden angeregte Frage der Straf-Kolonien in nähere Erwägung zu ziehen.

Doch das sind Fragen, welche über den Rahmen einer geographischen Abhandlung hinausgehen; in meiner Absicht lag nur darauf hinzuweisen, dass nach den bisherigen Erfahrungen alle grossen Handels-Gesellschaften in West-Aequatorial-Afrika Misserfolge aufzuweisen gehabt haben, dass nicht einzusehen ist, inwiefern staatliche Hülfe solchen Unternehmungen bessere Erfolge sichern könnten, und besonders, dass alle Kultur-Aufgaben in West-Afrika nicht mehr durch den Handel, sondern nur durch den Anbau und durch Hebung der Produktion des Landes zu erfüllen sind.

Kulturfähigkeit der Neger.

Vortrag, gehalten in der Geographischen Gesellschaft zu Hamburg,
am 9. Januar 1879,
von

Hübbe-Schleiden D. J. U.

Nachfolgende Werke sind nach den hier bezeichneten Ausgaben in dieser Arbeit mehrfach und daher nur mit den Namen ihrer Verfasser citirt; wo nichts anderes angegeben ist, bezeichnen die römischen Ziffern den Band, die arabischen die Seite des betreffenden Werkes.

Walter Bagehot, *Physics and Politics,* III Ed., King, London 1875.

Adolf Bastian, *Das Beständige in den Menschenrassen,* D. Reimer, Berlin 1868.

Otto Caspari, *Die Urgeschichte der Menschheit,* 2 Bde., Brockhaus 1873.

Georg Gerland, *Ueber das Aussterben der Naturvölker,* Fr. Fleischer 1868.

Robert Hartmann, *Die Nigritier,* Wiegandt, Berlin 1876.

Eduard Jenkins, *The Coolie,* Strahan, London 1871.

John Lubbock, *Prehistoric Times,* Williams & Norgate, London 1865.

Friedrich Müller, *Allgemeine Ethnographie,* Hölder, Wien 1873.

J. C. Nott and G. R. Gliddon, *Types of Mankind,* VIII Ed., Philadelphia, und Trübner, London 1859.

Oscar Peschel, *Völkerkunde,* Duncker & Humblot 1874.

A. de Quatrefages, *L'espèce humaine,* IV Ed., Paris 1878.

Gerhard Rohlfs, *Reise durch Nord-Afrika* (1865—67) in *Petermanns Mittheilungen.* Ergänzungshefte No. 25 (1868) und No. 34 (1872).

Wilhelm Roscher, *System der Volkswirthschaft,* davon I Bd.: *Nationalökonomie,* VII Aufl., Stuttgart 1868.

Friedrich Ratzel, *Die chinesische Auswanderung,* Breslau 1876.

Edw. B. Tylor, *Primitive Culture*, deutsch von Spengel und Poske, *Die Anfänge der Cultur,* 2 Bde., Winter, Leipzig 1873.

Theodor Waitz, *Anthropologie der Naturvölker,* 6 Bde. (Band 5 und 6 von Gerland) Fr. Fleischer 1859 ff.

Uebersicht.

Werth einer Kultur-Erziehung der Neger. Bedeutung der Frage in Anknüpfung an Schweinfurth, 74; Historische Entstehung der Frage, 75; Die Neger-Sklaverei, 75; Die Unterdrückung des Sklavenhandels, 75; Die Emancipation der Sklaven, 76; Theilweises Fehlschlagen der *Apprenticeship,* 76; Die amerikanische Anthropologenschule, 76; Theodor Waitz, 77; Englands Vordringen in Süd-Afrika, 78; Kulies und Chinesen in Natal, 79; Afrika ein zweites Indien, 79; *Africa for the Chinese,* 80; Gegen chinesische Kultivation in Afrika, 80; Kultur-Initiative und Jobberthum, 81; Neger wider Chinesen, 82; Gegen Kulie-Arbeit in Afrika, 83; Zulus wider Kulies, 83; Islam wider Missionen, 84; Gegen Mohamedanismus in Afrika, 85; Neger wider Araber, 85.

Theoretische Möglichkeit einer Kultur-Erziehung der Neger. Unzulänglichkeit bisheriger Kultur-Bestrebungen, 86; Gegen primitiven Raubhandel in Afrika, 87; Gegen einseitiges Missionswesen in Afrika, 88; Handel und Missionen nur auf Grundlage staatlicher Organisation wünschenswerth, 89; Verschiedene Bedeutung des Wortes Kulturfähigkeit, 90; Leistungsfähigkeit der Rasse, dargestellt in ihrer Kulturstufe, 90; Naturvölker und Kulturvölker, 91; Einseitige und gehässige Darstellungen, 91; Der gegenwärtige Negertypus kulturunfähig, 92; Unveränderlichkeit ist Täuschung, 93; Grenzen der Veränderlichkeit machen die Begriffe Individualität, Typus und Species, 93; Negertypus und Mumienweizen, 94; Lebensfähigkeit und Differencirung, 94; Zeit, 94; Civilisation oder Rassentod, 95; Elegien und Prophezeiungen, 95; Jugendliche Lebenskraft der Neger, 96; Lebensfähigkeit des Affengeschlechts, 96; Gott und Schöpfung, 97; Einheit des Menschengeschlechts, 98; Rückschluss auf entwicklungsfähige Keime, 98; Uebergang der äusseren Rassentypen in einander, 99; Grössere Entwicklungsfähigkeit der psychischen als der physischen Rassentypen, 100; Kulturstufe aller Rassen war anfänglich gleich niedrig, 101.

Praktische Möglichkeit einer Kultur-Erziehung der Neger. Frage der Kulturstärke unserer Rasse, 102; Ursachen der verschiedenen Rassenbildung, 103; Schöpfungscentrum und Entwicklungsherde, 104; Schema der Rassenbildung in Zeit und Raum, 105; Animismus und Monismus, 105; Die Negerrasse, das Resultat ihrer Naturumgebung, 106; Vielseitige Elemente der höheren Kultur-Entwicklung der europäischen Rasse, 107; Ermöglichung der Civilivation, 108; Schema der Kultur-Entwicklung, 109; Kultur-Kapital, Arbeits-Kapital und Kultur-Arbeit, 109; Innere und äussere Natur, 110; Lange Zeitdauer einer Kultur-Erziehung im grossen Maassstabe, 111; Regelmässige Arbeit, 112; Arbeitsunlust, 112; Socialer Zwang, 113; Okkupation des Landes durch eine civilisirte Kulturmacht, 113; Das *Jesuiten-System* der romanischen Missionen, 113; Das *Kultuurstelsel* der Niederländer, 114; Das *Indenture-System* der Engländer, 115; System der Kultivation, 116; Transmigration der Stämme und Uebersiedlung von Frauen, 116; Nachahmungstrieb, 116; Wissen und Reichthum, Selbstachtung, 117; Religion, Kunst und Wissenschaft, 118; Staatliche Organisation, 118; Kultur-Typen und internationale Arbeitstheilung, 119; Kultur-Arbeit, 119; Das Klima Afrikas, Kultur-Kapital, *Management,* 120; Drei Forderungen, 120; Kultur-Organisation, 121; Afrikanische Fieber und Anämie, 121; Arbeits-Kapital, *Nervus rerum,* 122; Rentabilität, die Kulturfähigkeit Afrikas, 123.

Kulturfähigkeit der Neger.

Ich habe Afrika gesehen und habe es noch vor Augen wie es ist, als das grosse Haus der Knechtschaft, nicht wie es sein sollte, als das weite Gebiet einer freien Mitarbeit an den Gesammtaufgaben der Menschheit. An einem endlichen Siege der guten Sache aber, sowie an der Zukunft des schwarzen Menschengeschlechts werde ich nie zweifeln!

Kairo, den 22. März 1878.

Dr. Georg Schweinfurth (*Im Herzen von Afrika* pg. VII.).

Dieser Glaube, meine Herren, an eine Zukunft des schwarzen Menschengeschlechtes ist es, den ich mir zum Gegenstand der Erörterung gesetzt habe. Ob es mir gelingen wird, diesen Gegenstand über den Standpunkt des Glaubens und Zweifelns zu erheben, das mag wiederum zweifelhaft sein; indessen hoffe ich wenigstens Ihre Zustimmung zu erhalten zu dem Wege, den ich zur Lösung dieser Frage einschlage.

Die Frage nach einer Kulturfähigkeit der Neger, präciser gefasst, lautet etwa: Ist die Negerrasse der Hebung zu einer Kulturstufe fähig, welche es ihr möglich macht, als selbstständiges Glied in den Kreis der Civilisation*) einzutreten? — Von grosser praktischer Wichtigkeit ist diese Frage gegenwärtig für uns hauptsächlich deshalb, weil von ihrer befriedigenden Lösung die Erschliessung Aequatorial-Afrikas für unsere Kultur und damit zugleich die Kultivation des ganzen schwarzen Erdtheils in erster Linie abhängt. Wird die Negerrasse nicht mit der Zeit in den Kreis der Civilisation eintreten, so wird auch ihr Land, Afrika, nie als selbstständiges Glied an der Kultur-Entwickelung der Erde Theil nehmen. Manchem freilich

*) Das Wort »Kultur« gebrauche ich für Völker und Rassen ganz so wie das Wort »Bildung« für Individuen. Unsere Nachbarvölker haben sogar ausser dem Worte »Erziehung« nur den Ausdruck »Kultur« für das was wir »Bildung« nennen. »Civilisation« zum Unterschiede vom und im Gegensatz zum Begriffe »Kultur« nenne ich die solidarische Kultur-Entwickelung der Menschheit. Gegenwärtig ist die europäische Rasse die Trägerin und Vorkämpferin der Civilisation und wird es hoffentlich immer bleiben; aber schon jetzt nehmen auch Theile anderer Rassen an der Civilisation Antheil. »Europäische Kultur« und »Civilisation« fallen daher für mich als Begriffe in sofern nicht ganz zusammen, als auch die Typen anderer Rassen und ihre Kultur-Charaktere mindestens in gleichberechtigter Stellung neben uns innerhalb des Kreises der Civilisation denkbar sind. Ja schon jetzt will mir scheinen, dass manches nicht civilisirte Kulturvolk höher steht in der Kultur als einige civilisirte Völker mit Staats-Einrichtungen, deren Formen durchaus einen universell menschlichen Charakter haben. Chinesen, Türken und Araber sind Kultur-Völker aber kaum civilisirte Völker zu nennen; beispielsweise aber ist wohl die Kultur Chinas reifer, besser organisirt und höher differencirt als die Perus und Boliviens.

mag heutzutage der Zweifel an einer Entwicklungsfähigkeit des schwarzen Menschengeschlechts als das anachronistische Ueberbleibsel der überwundenen Periode eines noch ungeübten Ringens nach Aufklärung erscheinen; und in der That scheint unsere deutsche Wissenschaft mit nur wenigen Ausnahmen jetzt so sehr über diesen Zweifel erhaben zu sein, dass man sich das Aufwerfen dieser Streitfrage heute kaum noch mag erklären können, wenn man sich nicht die geschichtlichen Ereignisse vergegenwärtigt, welche dieselbe veranlasst haben.

Die historische Thatsache, an welche diese Frage sich anknüpft, ist die Sklaverei, in welcher die europäische Rasse von jeher die Neger gehalten hat, aber weniger die Sklaverei der alten Kulturvölker, als vielmehr die der europäischen Kulturvölker, nachdem sich bereits die ersten Keime einer »Civilisation« zu entwickeln anfingen, und wir dann trotzdem doch der Negersklaverei durch den Sklavenhandel nach Amerika im Jahre 1510 (nach St. Domingo, 1520 Lascasas nach Sta. Martha, 1521 nach Cuba), einen erneuten Aufschwung gewährten. Anfangs geschah dies aus relativer Humanität uud später aus gedankenlosem Eigennutz. Als aber Gewissen und Nachdenken wieder zu erwachen anfingen, machte sich, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts etwa, das Bedürfniss mehr und mehr geltend, diese anormale Institution durch eine verstandesmässige Rechtfertigung zu stützen. — Nur langsam fingen unsere Völker an, sich aus dieser Barbarei herauszuarbeiten, die ja auch heute noch nicht überwunden ist. England und Frankreich waren es, welche zuerst dem Gefühle der Menschlichkeit ein praktisches Uebergewicht verschafften. Die Quäker emancipirten schon 1751 ihre sämmtlichen Negersklaven in Amerika und gründeten 1774 zu dem gleichen Zwecke die Pensylvanische Gesellschaft. 1773 trat Wilberforce, damals noch ein unscheinbarer Student, mit seinen Bestrebungen hervor, 1780 Thomas Clarkson, 1787 wurde die *African Institution* gegründet und seit jener Zeit ist die *Anti-Slavery*-Bewegung in England nicht wieder verschwunden, hat ihre schwere Arbeit mit rastlosem Eifer bis auf unsere Tage fortgesetzt, und noch heute wendet die brittische Nation, die noch vor kurzem fast allein-herrschende Repräsentantin der Civilisation in der weiten Welt war, mehr Kräfte und Mittel zur Unterdrückung des Sklavenhandels auf, als die gesammte übrige Menschheit zusammengenommen (35 gegen 1400 Millionen).

Jemehr sich diese Bestrebungen in England Bahn brachen, und dann sogar Frankreich während der ersten Revolution die Sklaverei in den französischen Kolonien eine Zeit lang (1794—1802) aufhob, suchten die Interessenten der Sklavenwirthschaft die absolute Kultur-

unfähigkeit der Neger um so mehr zu urgiren. Seit 1788 wurde jedoch der Antrag auf Abschaffung des Sklavenhandels im *House of Commons* alle Jahre eingebracht und demselben endlich vom 1. Januar 1808 an Folge gegeben. 1815 wurde dann die Unterdrückung des Sklavenhandels wenigstens von den europäischen Kulturmächten am Wiener Kongress beschlossen, ein unzweifelhafter Akt der Civilisation, wenn auch zunächst nur ein nomineller*).

Wiederum war es dann England, dem die Menschheit das weitere praktische Vorkämpfen für die Civilisation zu danken hat. Nachdem bereits 1807 Lord Percy und 1816 wieder Wilberforce vergeblich für die Emancipation der Sklaven in *House of Commons* aufgetreten waren, brachte endlich am 15. Mai 1823 Buxton (unterstützt von Canning) mit etwas mehr Erfolg den Antrag auf Abschaffung der Sklaverei ein, und derselbe wurde schliesslich am 25. August 1833 unter Derby (Lord Stanley) durchgesetzt, nachdem schon 1831 die Regierung alle Kronsklaven freigegeben hatte. — In England aber gewann am Ende der dreissiger Jahre die Ansicht von einer Kulturunfähigkeit der Neger wieder besonders dadurch an Geltung, dass man zu der Emancipation derselben in den englischen Kolonien mancherwärts fast ganz ohne alle Vorbereitung schritt. Im besten Falle erwartete man von diesen Naturmenschen nach einer vierjährigen Uebergangszeit (*Apprenticeship* vom 1. August 1834—38) eine kulturelle Leistungsfähigkeit, wie doch selbst unsere eigene Rasse unter ungleich günstigeren Verhältnissen sie erst in Jahrtausenden erworben hatte. Die kolonialen Grundbesitzer, deren eine grosse Anzahl durch diese ungenügenden Maassregeln schwer geschädigt waren, warfen in der Folge ihren Hass ungerechter Weise auf die unglücklichen Neger.

Zu den bedeutendsten Konflikten späterer Zeit gaben die gleichen Verhältnisse in Amerika Veranlassung; dieselben knüpfen sich dort im Wesentlichen an den Namen Calhouns (1844), des Begründers der jetzigen demokratischen Partei in den Vereinigten Staaten, und es sind vornehmlich die Autoritäten Morton und Agassiz, an die sich jene amerikanische Schule von Anthropologen (wie Nott, Gliddon und eine Reihe anderer) anschliesst, welche, verblendet durch den Parteistandpunkt der Sklavenwirthschaft, darzuthun suchte, dass die

*) Die ersten internationalen Akte gegen den Sklavenhandel der europäischen Mächte waren ein Zusatz-Artikel des Pariser-Friedens (30. Mai 1814), sanktionirt am Wiener Kongress (4. Februar 1815), dann erneuert im 2. Pariser Vertrage (20. November 1815) und auf den Kongressen zu Aachen (1818) und Verona (1822). Anfangs aber machten die andern Mächte ausser England wenig Ernst mit der thatsächlichen Durchführung dieser Grundsätze. 1816 fing zuerst Frankreich an mit England gemeinsam zu wirken.

Neger nicht Menschen von derselben Art wie wir seien, sondern eine aparte Thierspecies, über die wir mit demselben Rechte verfügen könnten, wie über Hund oder Pferd, Ochs oder Esel. »Dieser gehässigen »Schule von Völkerkundigen war der Neger zum Inbegriff alles Rohen »und Thierartigen geworden. — Sie suchten die Vielheit der Menschen»arten zu begründen, um dem Neger das Mitgefühl milder Gemüther »zu entziehen und die Stimme des Gewissens über die Entwürdigung »des Menschen zum Lastthier in der tropischen Landwirthschaft zu »besänftigen.« (Peschel pg. 8 und 497; vergl. auch die ausdrückliche Erklärung dieser Tendenz bei Nott und Gliddon 50 und 51). Solchen wissenschaftlichen Vertretern dieser Ansicht konnte natürlich nur die Wissenschaft entgegnen.

Die Begründer unserer Anthropologie, Blumenbach in Göttingen und Pritchard in England hatten, wenn auch mit theilweise unzureichendem Material doch immerhin sehr bedeutsam, die Einheit der Art des Menschengeschlechts dargethan. Wie aber im vorigen Jahrhunderte Blumenbach der Schöpfer dieser Wissenschaft war, so wurde auch Deutschlands grösster Anthropologe dieses Jahrhunderts ihr Reformator; es ist vor allem Theodor Waitz, dem die Welt es zu danken hat, dass dem Unwesen jener tendenziösen Wissenschaft Amerikas gesteuert wurde. Er widerlegte die Irrlehren dieser Schule mit einem so reichhaltigen Material, wie wir es vorzugsweise bei den besten Gelehrten unserer deutschen Wissenschaft zu finden gewohnt sind. Auf seiner vortrefflichen Arbeit, sowie ferner auf dem von Bastian in überwältigender Fülle zusammengetragenen Material basiren wesentlich auch die tüchtigsten späteren Arbeiten in England wie in Deutschland. Ich erwähne nur unter anderen Tylor dort und hier Gerland, den Vollender jener Waitz'schen Anthropologie.

Während nun aber so auf dem Gebiete der Wissenschaft Begriff und Bedingungen der Kultur-Entwicklung für die verschiedenen Rassen mehr und mehr klar gestellt wurden, stagnirte beim grossen Publikum, das allen wissenschaftlichen Sphären fern lebt, die unklare Anschauung von einer Kulturunfähigkeit der Naturvölker und besonders der Negerrasse fort. An beständiger Anregung zur vulgären Diskussion dieser Frage fehlte es auch bis auf die neuste Gegenwart nicht. Wichtig erscheint dem »gesunden Menschenverstande« freilich nur dasjenige, dessen unmittelbare praktische Bedeutung ihm sofort einleuchtet.

Mit der Beendigung des Secessionskrieges in den Vereinigten Staaten und der darauf folgenden Gleichstellung der Neger mit den Weissen waren alle weiteren Bemühungen zu Ungunsten der Schwarzen in Amerika einstweilen nutzlos geworden. Inzwischen aber hatte die

Frage in England durch die Kultur-Unternehmungen in Afrika von Neuem erhöhte Bedeutung gewonnen. Die brittische Macht dehnte ihre Herrschaft über diesen Erdtheil von Süden her mehr und mehr aus und die Nutzbarmachung des Landes war ein unerlässliches Erforderniss, welches damit Hand in Hand ging. Im Jahre 1873 hatte England die Diamantfelder (Griqualand) annektirt, im April 1877 folgte die Republik Transvaal, ganz kürzlich wieder die Walfish-Bay im Westen. Ueber die Abtretung der Delagoa-Bay schweben, wie man sagt, Verhandlungen mit Portugal, und der Zulu-Krieg kann doch schliesslich auch nur mit einer weiteren Konsolidirung und Ausdehnung brittischer Kultur in Süd-Afrika enden. Damit aber sind die Engländer schon bis an die Tropen des Kontinents vorgerückt. Bis dahin reichen wohl die Verwaltungsmaximen europäischer Staats- und Gesellschaftsverhältnisse; im ganzen Kaplande können Europäer schon gegenwärtig ohne Schaden für ihre Gesundheit leben und arbeiten: die Tropen Afrikas aber sind, wenn auch nicht dem Management, so doch der Akklimatation unserer Rasse bis jetzt verschlossen. Ob es überhaupt möglich ist, dass unsere eigene Kultur und unsere Herrschaft über die Hindernisse, welche uns die Natur und namentlich das Klima des Landes entgegensetzen, je einen solchen Aufschwung nehmen werden, dass auch europäische Arbeitskräfte in jenem Lande gedeihen und dass die europäische Rasse auch die äquatorialen Theile des Landes bevölkern könnte*), mag hier dahingestellt bleiben (vergl. dazu Peschel 21 und 546, Quatrefages 161 und *Ethiopien* 277 ff.); die Engländer haben jedenfalls nicht die Geduld, auf solche fernliegende Eventualität zu warten, und werden sich deshalb zur Benutzung und Erziehung der eingeborenen Arbeitskräfte genöthigt sehen. Aber auch für die Kultivation der südlicheren Landestheile sehen sie sich thatsächlich schon grössten Theils auf die Arbeitskraft niederer Rassen angewiesen.

Sei es nun, dass die englischen Praktiker damals überhaupt noch an der Kulturfähigkeit der afrikanischen Völker zweifelten und wahrscheinlich, der Richtung ihrer Zeit folgend, an ein Aussterben der Neger in Afrika glaubten, sei es, dass sie sich selbst wenigstens unfähig fühlten, diese Völker zur Kultur zu erziehen, oder dass sie sich scheuten, die erforderlichen Maassregeln zu solcher Kultur-Erziehung der Afrikaner durch Heranziehung derselben zur Arbeit in Anwendung

*) Wir werden einstweilen genug zu thun haben, auch nur europäisches Management in den Tropen Afrikas so, wie in denen Asiens und Amerikas zu akklimatisiren, und werden überdies europäischer Arbeitskraft dort schwerlich jemals bedürfen.

zu bringen, vielleicht wegen des bösen Gewissens, das die europäische Rasse nicht ohne Grund den Negern gegenüber hat: — man überliess die Schwarzen sich selbst und holte sich Kulies von Indien. 1864 wurden zuerst 1362 solcher Arbeiter aus Madras nach Port Natal verschifft, 1865 von Bengalen 401 und von Madras wieder einige Tausend Kulies. Seitdem nahm diese Transmigration für ein Jahrzehnt ihren regelmässigen Fortgang; ja man begnügte sich nicht allein mit den Hindus, sondern holte sich später auch Chinesen von Hongkong resp. Macao.

Erhöhte Bedeutung gewann endlich diese Kulturfrage in diesem Jahrzehnt durch die in England auftauchende Idee, aus ganz Afrika ein brittisches Ethiopien zu machen, in der Art ihres *British-India*. Das Augenmerk der Engländer wurde schon durch ihren Feldzug gegen Abyssinien (1868) und später durch ihre Expedition von der Goldküste nach Aschante (1873) mehr als früher auf Afrika gelenkt. Dazu kamen ferner ihre Bestrebungen zur Unterdrückung des Sklavenhandels der Mohamedaner, ihr fast gewohnheitsgemässes Vordringen vom Süden her und die hervorragenden Leistungen einer Reihe der bedeutendsten Reisenden angelsächsischen Stammes, beginnend mit Livingstone und endend mit Cameron und Stanley, sowie die Thätigkeit einiger angesehenen Engländer in egyptischen Diensten, welche ihr Interesse auf alle Theile des grossen Kontinents, den Westen wie den Osten, den Norden wie den Süden, gespannt hielten. Und endlich war es das Siegen der Tory-Partei, welches zuletzt den weitgehendsten Bestrebungen Vorschub leistete und eine praktische Gestaltung zu geben anfing, wofür die Berufung des Admirals Sir Bartle Frere zum Gouverneur der Kap-Kolonie als typisches Beispiel gelten kann.

Freilich lag diesem ganzen Streben durchweg der Gedanke einer Kultivation Afrikas durch gleichzeitige Civilisirung seiner Eingeborenen fern; als Hauptsache erschien vielmehr nur die wirthschaftliche Verwerthung des Kontinents für Europa und natürlich, wie immer, vorzugsweise für England. Ob die Engländer überhaupt zur Erfüllung jener Aufgabe befähigt sein werden, mag um so mehr bezweifelt werden, als man so viele ihrer hervorragenden Afrika-Reisenden noch fast unbedingt an der Kulturunfähigkeit der Neger festhalten sieht. Solche Darstellungen, wie z. B. Richard Burton in fast all seinen Reisebeschreibungen von den Negern giebt, beweisen doch, dass bei aller Tüchtigkeit ihrer sonstigen Leistungen, solche Leute jedenfalls nicht im Stande sind, den Neger zur Kultur zu erziehen. Ganz ähnliche Anschauungen veranlassten sogar den als Reisenden wie als

Gelehrten (namentlich um die Meteorologie und um die Kenntniss der Vererbung geistiger Fähigkeiten) sehr verdienten Francis Galton (in den *Times* vom 5. Juni 1873, pg. 8) den ebenso wunderlichen wie grandiosen Vorschlag zu machen, *Africa for the Chinese!* Die Absicht dabei war keine geringere, als die Negerrasse *(lazy, palavering savages)* womöglich ganz durch Chinesen zu verdrängen und aus Aequatorial-Afrika ein Neu-China zu machen. Die Unmöglichkeit der Ausführung, ja die Absurdität dieses Vorschlages wurde freilich schon von den *Times* selbst in einem Leitartikel derselben Nummer und von andern Korrespondenten in den folgenden Nummern des Blattes nachgewiesen. Aber wenn ein englisches Sprüchwort wohl sehr mit Unrecht sagt: *Bad German philosophy after death goes to Oxford,* so könnte man viel eher umgekehrt sagen: »Abenteuerliche englische »Pläne pflegen nach ihrem Tode auf dem Kontinent wieder aufzu»leben.« In Frankreich und Deutschland kam Galtons Gedanke in bescheidneren Dimensionen wieder zum Vorschein und in Grossbritannien war es nur die *Edinburgh Review,* welche in ihrem ersten Hefte 1878 (pg. 177) noch einmal auf die Chinesen zurückkam. — Sonderbar! Denn trotzdem mögen gerade Deutsche und Schotten in erhöhtem Maasse berufen sein, die Frage der Kultivation Afrikas praktisch zu lösen.

In beschränktem Maasse wäre es natürlich möglich, auch in Afrika chinesische Arbeiter einzuführen und solches Experiment könnte unter Umständen in Ost-Aequatorial-Afrika eben so gut, wenn nicht noch besser rentiren als der Plantagenbau mit Kulie-Arbeitern in Natal; aber im günstigsten Falle würde dabei der Chinese doch immer nur die Arbeitskraft zur Ausführung oder höchstens zur Nachahmung der Pläne europäischer Intelligenz liefern. Eine chinesische Republik oder auch nur eine afrikanisch-chinesische Kolonie als Dependenz des Kaiserreiches China war offenbar nur ein Geistesprodukt Galtons in einem Augenblicke höchsten Aergers über die gegenwärtige Unkultur des Naturnegers, für die er keinen Rath wusste. Es ist ganz undenkbar, dass ein Mann wie Galton nicht hinreichend von der Natur des chinesischen Wesens und von den Principien der chinesischen Regierung unterrichtet sein sollte, um bei ruhiger Ueberlegung solche Eventualität für möglich zu halten. Allerdings waren die Chinesen einst ein »grossartig kolonisatorisches« oder doch wenigstens wirthschaftlich und kulturell eroberndes Volk; heute aber kann man sie als solches nicht mehr betrachten. Die chinesische Einwanderung in Java, Australien und Californien ist allerdings eine wirthschaftliche Eroberung

vieler einzelner Chinesen *), eine kulturelle Leistung wie die der früheren Jahrhunderte scheint den Chinesen als Volk heutzutage unmöglich, weil ihnen dazu der nöthige Grad kräftiger Kultur-Initiative fehlt. Auch die romanischen Völker unserer Rasse waren einst hervorragende Kolonisations-Völker und sind es doch gegenwärtig nicht mehr. Dem deutschen Volke ist die Kraft der Kultur-Initiative und aller grossartig-gemeinsame Unternehmungsgeist schon mit den Zeiten der Hansa abhanden gekommen und mit den Fuggern und Welsern begraben worden. Ob unser Volk diese Kraft, die Kraft extensiver Kultivation (wirthschaftlich und geistig) je wiedererlangen wird?! — Heutzutage steht jedenfalls das Aktienwesen und das Jobberthum der Fondsbörse in Deutschland obenan.

Wenn es nun aber auch möglich wäre, Afrika mit einer genügenden Anzahl von Chinesen zu bevölkern und dadurch wenigstens die Produktivität des Landes zu heben: unserer Kultur würde dasselbe damit ja doch nicht erschlossen werden. In den Kreis der Civilisation würde es durch solche Bevölkerung noch nicht hineingezogen werden, wenn auch die Bedingungen und Gesetze der Kultur-Entwickelung es zweifelhaft erscheinen lassen, ob solche Chinesen nicht unter dem Einflusse der veränderten Naturumgebung nach einer Reihe von Generationen ihren Rassentypus oder ihren Nationalcharakter wesentlich verändern würden, und ob derselbe dann nicht vielmehr dem jetzigen Wesen des Negers in bedeutenden Charakterzügen ähneln würde. Afrika mit Chinesen bevölkern zu wollen, scheint mir eine gänzliche Verkennung des stets werdenden *Hereditary Genius* der Rassen und eine mangelnde Kenntniss der Entwickelungs-Gesetze der Civilisation zu beweisen.

Ferner ist jedenfalls ausser Frage, dass die Neger mindestens ebenso lebensfähig sind als die Chinesen. Die Neger würden doch immer die eigentlichen Eingeborenen des Landes bleiben; und alle Bestrebungen zur Verbreitung der Civilisation in Afrika würden doch niemals ohne diesen hauptsächlichsten Theil dieser naturgemässen Bewohner des Erdtheils rechnen können.

*) Eine Kolonisation, als was unter andern auch Ratzel (252) geneigt ist diese Einwanderung gelten zu lassen, kann man dieselbe doch gewiss nicht nennen, schon deshalb nicht weil derselben das kulturell — assimilirende Element, also die Hauptsache, gänzlich fehlt. Aber auch die einstigen Leistungen der Chinesen kann man kaum als «kolonisatorische» bezeichnen. Kulturvölker ausserhalb des Kreises der Civilisation, wie Chinesen und Araber drücken ihren Eroberungen höchstens den subjektiven Charakter ihrer Halb-Kultur, nicht aber den der Civilisation auf, und Kolonisation im höheren Sinne des Wortes ist doch nur eine Ausdehnung der Civilisation, deren principielle Gegner die Chinesen heutzutage noch sind (vergl. hierzu u. a. Leroy-Beaulieu, *De la Colonisation* pg. III und 563).

Endlich aber — und das ist die Hauptsache — liegt dem Galton'schen Vorschlage eine durchaus irrige Beurtheilung der Negerrasse zu Grunde. Wenn es nämlich zu konstatiren ist, dass die Neger, obwohl intellektuell gegenwärtig sehr viel weniger entwickelt als die Chinesen, dennoch an geistigen Anlagen vielseitiger sind als diese, dass sie ferner ihnen körperlich an Arbeitskraft überlegen sind und dass sie vor allem sich ungleich besser in die Civilisation hineinfügen, wie dies bei grossen Massen von Negern in Afrika und Amerika thatsächlich geschehen ist, dass es aber dem Wesen des Chinesen grundzuwider ist, an der solidarischen Kultur-Entwickelung der Menschheit Theil zu nehmen: dann erscheint es in der That unzweifelhaft, dass die Verbreitung der Civilisation in Afrika nicht von Chinesen zu erwarten ist, sondern dass überhaupt die ganze Zukunft des Kontinents in erster und in letzter Linie nur von der Kultivation der Neger abhängt.

Im grösseren Publikum gewinnt ohne Frage der Gedanke einer Kultur-Entwickelung der Neger mehr und mehr Boden, namentlich auch in dem früheren Hauptherde der Streitfrage, in Nord-Amerika. Einen Beweis hierfür liefert unter andern wieder das *Bluebook* der *United States* über die Chinesen-Einwanderung (*Report of the joint Special Committee* 1877, 44[th] *Congress* 2[nd] *Session* No. 689 pg. 294, 1004—5, 1036 und 1134). Dort findet sich mehrfach in anscheinend unparteiischer Weise konstatirt, dass und bis zu welchem Grade der Neger in den Vereinigten Staaten unsere Kultur angenommen hat. »Der Neger war gezwungen Amerikaner zu werden, aber er wurde »auch vollständig Amerikaner in Geschmack, Amerikaner in Interessen, »Amerikaner in Religion, Amerikaner in Gewohnheiten, Amerikaner in »Moralität«. Namentlich wird dort auch vielfach ausdrücklich konstatirt, dass gerade der Chinese sich absolut gar nicht in die Civilisation hineinfügt. (Vergl. über früher konstatirte Thatsachen u. a. Waitz I, 79 ferner auch Gerland § 21.)

Gleichzeitig überzeugten sich auch die Engländer in Süd-Afrika mehr und mehr von der Tauglichkeit der Kaffer-Völker zur Verwendung im europäischen Wirthschaftsleben und zur Erziehung für civilisirte Verhältnisse. Tausende solcher Schwarzen arbeiten jetzt im Kaplande und seinen nördlicheren Nachbarprovinzen freiwillig und zur Zufriedenheit ihrer Herren, in den Minen sogut wie auf Feldern und Weiden. Ebenso macht sich in Natal nach und nach die Ueberzeugung geltend, dass die Importation von Kulies und der Plantagenbetrieb mit ihrer Arbeitskraft verhältnissmässig so unvortheilhaft wie unverständig ist, weil der Zulu billigere und voraussichtlich sehr bald auch bessere Arbeit zu leisten im Stande ist, als der Hindu (vergl. u. a. Anth.

Trollope, *South Africa* I, Chp. 15). — Natürlich arbeiten indische Kulies ebenso wie Chinesen unter tüchtiger europäischer Leitung irgendwo, in Afrika sogut wie in Asien oder Amerika, Australien oder Oceanien. In sofern konnte sich also solches Vorgehn nicht sogleich als ein Missgriff herausstellen; man hat sich aber ausgerechnet, dass die dort an Ort und Stelle zu habende Arbeit von Zulus selbst dann noch billiger zu stehen kommt, wenn man dabei zu Gunsten der Kulie-Arbeit die Vortheile in Anschlag bringt, welche der Zwang gewährt, den der Arbeitsherr über die an ihn kontraktlich geketteten fremden Arbeitskräfte der Kulies oder Chinesen ausübt. Der Neger liefert nachgewiesener Massen, unter gleichen Verhältnissen dem Hindu oder Chinesen gegenüber gestellt, nicht nur bei weitem billigere Arbeit, sondern gerade in der Feldarbeit des Plantagenbaus die bei Weitem beste Arbeit, welche bis jetzt auf der Erde bekannt ist (vergl. *Ethiopien* 254—66). Dazu kommen dann überdies die exorbitanten Kosten des Hin- und Hertransportes der Kulies oder Chinesen zwischen ihrer Heimath und dem Pflanzungslande, in welchem sie arbeiten sollen. An eine Verdrängung der Negerarbeit aus der tropischen Kultivation ist meiner Ansicht nach überhaupt ebenso wenig zu denken wie an eine Ausrottung der Neger in der Art, wie man die Indianer Amerikas und andere Völkerstämme verdrängt und vernichtet hat. Wie die Negerrasse thatsächlich eine der lebensfähigsten und tüchtigsten von allen Menschenrassen ist, so wird auch die Kultur Afrikas, namentlich des tropischen Afrikas, im Wesentlichen auf der Kultur-Entwickelung der Neger beruhen.

Auch die brittischen, deutschen und französischen Missionen im Tropen-Afrika, und unter ersteren ganz besonders die schottische, machten wenigstens innerhalb der Grenzen ihrer Wirkungskreise sichtliche Fortschritte in der Heranbildung der Neger zur Kultur. Aber freilich sind so schwache und verhältnissmässig geringe Bestrebungen für das Ganze des ungeheuren Kontinentes oder der Rasse bisher nur von experimenteller Bedeutung. Auf das Ungenügende dieser civilisatorischen Unternehmungen beruft sich auch der erwähnte Artikel der *Edinburgh Review*. Derselbe ventilirt diese Kulturfrage nach ihren verschiedenen Seiten und seine Argumentation lässt deutlich erkennen, wo die Fehler im gegenwärtigen Vordringen unserer Kultur, und wo mithin auch die Ursachen des verhältnissmässig geringen Erfolges der Civilisation in Afrika liegen. Indem er aber diese Schäden aufdeckt, begeht er zugleich den Irrthum, daraus, dass es bisher nicht anders gewesen sei, zu folgern, dass es nicht anders geschehen könne.

Es handelt sich da besonders um zwei Hauptpunkte. Der Artikel weist zunächst darauf hin, dass die gegenwärtige Produktion des Landes viel zu gering sei, um unserm jetzt dort existirenden Tauschhandel ein weiteres Vordringen rentabel erscheinen zu lassen; dass aber Verbreitung von Kultur unter den afrikanischen Völkern die Produktion des Landes entsprechend heben würde, das lässt der Verfasser jenes Artikels freilich ausser Acht, weil ihm eben der Neger so gut wie kulturunfähig erscheint. Dagegen hebt er ferner sehr mit Recht das ungeheure Missverhältniss hervor, welches zwischen den Anstrengungen und Erfolgen der christlichen Missionen im Gegensatz zur Ausbreitung des Islams besteht. Livingstone hat diese Thatsache zwar für den Süd-Osten des Kontinents mehrfach bestritten; für die übrigen Theile desselben aber wird dies ziemlich allgemein von den Afrika-Reisenden aller Nationen konstatirt, selbst durchweg auch von Rohlfs, der sich dabei sehr entschieden gegen irgend welchen vortheilhaften Einfluss des Mohamedanismus erklärt.

Die deutschen Reisenden sind ihm darin fast einstimmig gefolgt und unsere deutschen Gelehrten daheim gleichfalls; ich erinnere nur daran, dass unter andern auch Petermanns *Mittheilungen* (Dr. Behm) stets in diesem Sinne redigirt worden sind. *) In England dagegen war es schon seit längerer Zeit Gang und Gebe geworden, dem Islam das Wort zu reden und wer für besonders kühn und freisinnig gelten wollte, that sich etwas darauf zu Gute, dass er die Zukunft Afrikas von der Thätigkeit der Mohamedaner erwarte. Dass dies im Grunde ein ganz klägliches *Testimonium paupertatis* war, mögen diese »Praktiker« wohl nicht gefühlt haben, aber thatsächlich ist dies nur ein neuer Beweis, wie zweifelhaft die Befähigung der Engländer zu einer Civilisirung der Neger im tropischen Afrika ist. Es muss dagegen als das Verdienst Sir George Campbells hervorgehoben werden, dass er zuerst in der *Fourtnightly Review* (Febr. 1876 pg. 157 ff.) in ruhiger und klarer Weise hervorhob, worauf es in Afrika ankomme, und was die Zukunft des Landes und seiner Bewohner sein müsse. An die von ihm gemachten Vorschläge reihten sich dann bald andere Darstellungen in demselben Geiste an, wie z. B. Edward Hutchinsons *The Development of Central Africa* und von demselben kürzlich wieder *The Contact of Civilisation and Barbarism in Africa* (im *Journ.* der *Soc. of Arts* 1876 pg. 689 ff. und 1879 pg. 636 ff.)

Dass der Mohamedanismus bei Naturvölkern leichter Eingang

*) Freilich nennt Friedr. Müller (1873 pg. 146) noch den »Islam die Religion der »Zukunft Afrikas.«

findet, als die Civilisation, ist natürlich, weil er selbst dem Naturzustande so viel näher steht. Er verlangt nicht soviel von dem Neger, wie die Civilisation es heutzutage thut (vergl. Rohlfs im *Ausland* 1870, pg. 485). Im Prediger des Islam sieht der Neger mehr seines Gleichen, als in dem europäischen Missionar. Hieraus aber erklärt sich zugleich, warum die Mohamedanisirung der Neger die Kultur derselben nur ausserordentlich wenig erhöht, namentlich auch den Anforderungen unserer Kultur und unseres Handels so wenig näher bringt. Rohlfs hat mehrfach (beispielsweise in *Petermann's* Ergänzungsheft No. 25, pg. 60 und No. 34, pg. 21) hervorgehoben, wie schlecht begründet die Prätensionen sind, welche die Mohamedaner an die Kultivation der Negervölker und ihres Landes erheben. Ueberdies aber steht der Islam selbst ausserhalb des Kreises der Civilisation. Damit, dass Völker für mohamedanische Kultur gewonnen werden, sind sie noch nicht in die solidarische Kultur - Entwicklung der Menschheit hineingezogen. Selbst als Vorstufe zur Civilisation kann der Islam schwerlich gelten, denn der Naturneger fügt sich überall besser in dieselbe hinein, als der mohamedanisirte Neger. Die gegentheilige, durchaus irrthümliche Anschauung war es, welche die *Edinburgh Review* (Jan. 1878, pg. 190) veranlasste, einer Erschliessung Afrikas von Egypten aus das Wort zu reden, und doch hob schon vordem Sir George Campbell (*Fourtn. Rev.* 1876, pg. 168) sehr mit Recht hervor: »Das Civil-Recht der Mohamedaner »beruht auf ihrer Religion, und als Glieder der menschlichen Gesell»schaft trennen diese Rechtsbegriffe sie mehr als ihre Religion von »anders-gläubigen Völkern. Dem Koran folgen die Gesetze der Araber, »Polygamie, Sklaverei und was dergl. mehr; und dies vertieft gerade »die grosse sociale Kluft zwischen allen Mohamedanern und Europäern »oder andern civilisirten Völkern.« Er ist unmöglich, den Mohamedanismus zu begünstigen und zugleich den Sklavenhandel in Afrika zu unterdrücken. Es wundert mich daher auch durchaus nicht, dass z. B. Schweinfurth von dem Treiben der anglo-egyptischen Verwaltung in Sudan sehr wenig erbaut zu sein scheint. Campbell bezweifelt sogar, dass ein einmal mohamedanisirtes Land wirklich je in den Kreis der Civilisation eintreten könne. Dass dadurch europäischen Kulturbegriffen der Eingang ganz ausserordentlich erschwert wird, kann jedenfalls keinem Zweifel unterliegen. Wie sehr sogar, auch wirthschaftlich betrachtet, die Kultur der Neger derjenigen der umwohnenden Araber überlegen ist, dafür sind oft auch von anderen Reisenden, als Rohlfs, die schlagendsten Beispiele angeführt worden (vergl. Waitz II 207, Quatrefages 332, auch *Ethiopien*

307—8). Selbst Galton sagt in seinem Artikel *Africa for the Chinese*, vom arabischen Wesen sei die Kultivation Afrikas sicherlich nicht zu erwarten. »Der Araber lebt fast nur von der Produktion anderer »Menschen; er ist viel mehr ein Zerstörer, als ein Schöpfer.« Die richtige Folgerung daraus hätte nun allerdings sein müssen, dass mithin nur auf einer Kultur-Entwicklung der Neger die Zukunft Afrikas beruhen könne. Kaum war ein bedenklicherer Irrthum möglich, als Galtons Idee einer Bevölkerung des schwarzen Kontinents mit der gelben Rasse. Mir wenigstens scheint nur das schwarze Menschengeschlecht als die Bevölkerung des subtropischen Afrikas annehmbar.

Diesen Gedanken der zukünftigen Kultur eines von der schwarzen Rasse bewohnten Afrikas habe ich vor Kurzem in einer Reihe von Studien über die wesentlichsten Punkte dieser Kulturfrage dargestellt und unter dem Begriffe eines dadurch zu schaffenden *Ethiopien* (L. Friederichsen & Co., Hamburg 1879) zusammengefasst. — Zur Beurtheilung dieser Frage handelt es sich zunächst um die theoretische, dann um die praktische Möglichkeit, die Negerrasse zur Kultur zu erziehen.

Die theoretische Möglichkeit

ist es, welche von allen Verächtern der Neger von vorne herein bestritten wird, und deren Verneinung denn freilich jedes weitere Eingehen auf eine praktische Verwirklichung solcher Möglichkeit ausschliesst. Ausser etwa den persönlichen Erfahrungen, die solche Leute im Umgang mit Negern gemacht haben, sollen in der Regel die bisher so geringen Erfolge in der Kultivation Afrikas und die Schwierigkeiten unserer Kultur-Bestrebungen unter Negern auch in andern Erdtheilen den ausreichenden Beweis einer Kulturunfähigkeit der Rasse liefern.

Können denn aber diese Thatsachen irgendwie als ein Beweis hierfür gelten? — Sobald sich nachweisen lässt, dass solche Kultur-Bestrebungen unrichtig und ohne genügende Erkenntniss der Sachlage vorgingen, oder dass sie gerade dort, wo sie unrichtig vorgingen, nur geringe oder gar keine Erfolge erzielten, so wird damit jene Schlussfolgerung hinfällig. Schon die unzähligen Beispiele von Negern aber, die sich in Amerika vollständig in civilisirte Verhältnisse eingelebt haben, sowie der Bildungsgrad solcher Männer wie Bischof Crowther, entkräften jenen Beweis thatsächlich, und nicht minder thun dies die zahlreichen Erfolge, welche unsere Kultur an verschiedenen Orten im Innern, wie an den Küsten Afrikas, und auch in grösserem Maassstabe in den brittischen Besitzungen am Kap ganz unzweifelhaft aufzuweisen hat. Mehr noch aber geschieht dies ferner durch den

direkten Nachweis der Verkehrtheit aller solcher einseitigen Bestrebungen in Afrika, welche selbst einen viel zu ungenügenden Begriff von dem Wesen der Civilisation haben, als dass von ihnen nennenswerthe Erfolge für dieselbe zu erwarten sein könnten. Während die Civilisation ein vielseitiges und untrennbares Ganze, wie die Kultur überhaupt nicht etwa das Wissen oder Können des Menschen, sondern nur seine sociale Entwicklung ist: so kümmerten sich fast alle bisherigen Privat-Unternehmungen um diese Gesammt-Entwicklung der Verhältnisse durchaus garnicht, überliessen dieselbe vielmehr dem Zufall und der »freien Konkurrenz«. So gingen einerseits unser Handel allein und andrerseits unsere Missionen allein, oder wohl gar in Feindschaft gegen einander in Afrika vor; und gerade die Klagen beider über mangelnde Erfolge sind der klarste Beweis ihres mangelnden Verständnisses für Wesen und Vorbedingungen der Civilisation.

Dies ist vor allem der Grund, warum der gegenwärtige Handel in Afrika, ein Tauschhandel auf einer wirthschaftlichen Basis der aller primitivsten Art, so wenig zur Förderung des Landes leistet, und anstatt weiter vorzudringen, eher in der Abnahme begriffen ist. Nur durch Verbreitung von Kultur, durch Hebung der intellektuellen Entwicklung der Einwohner eines Naturlandes kann die Produktivität desselben gehoben werden. Nur die Produktion eines Landes aber macht seinen Reichthum, und bietet daher auch die einzige Basis der Rentabilität für den Handel mit demselben. Es ist mithin klar, dass kein Handel in einem Lande vordringen kann, durch den nicht die Kultivation desselben zunimmt. Alle bisherigen Handels-Unternehmungen in Afrika aber pflegten nach brittischen resp. einseitig-europäischen Grundsätzen die Verbreitung der Civilisation sich selbst zu überlassen. Man liess die Verhältnisse gehen in der gedankenlosen Voraussetzung, sie würden sich in Afrika wohl ebenso gut entwickeln wie in England oder Deutschland, obwohl es im tropischen Afrika bisher an all und jeder Organisation der Kultur-Verhältnisse fehlt, die dort doch in viel höherem Grade erforderlich ist, als in Europa. Fast durchweg trieb überdies das eigene Interesse, um jeden Preis rentable Geschäfte zu machen, den Handel dazu, in der irrationellsten Weise das Aufkeimen der Kultur zu schädigen und zu hindern. Günstigsten Falls beruhigte man sich damit, dass die Kultur eine Aufgabe der Missionen sei, kümmerte sich aber wenig oder garnicht darum, ob die Missionen diese Aufgabe auch richtig erfassten und durchführten. Oft arbeitete man aus Gedankenlosigkeit, oft bewusster Maassen, mit gänzlicher Verkennung des eigenen wirklichen Vortheils gerade den besten Bestrebungen der Missionen entgegen.

Ueberdies war und ist meist auch noch heute die Klasse von Europäern, denen der unmittelbare Handelsbetrieb in Afrika in die Hände gegeben ist, eine so niedrige und kulturschwache, dass sie öfter zum Niveau afrikanischer Unkultur hinabsinken, als dass sie die Neger in ihrer Umgebung auch nur zu ihrem eigenen geringen Kulturgrade erheben. *) Dass unser Handel bisher wenig Erfolg in der Verbreitung von Civilisation in Afrika gehabt hat, ist also sicherlich kein Beweis einer Unfähigkeit der Negerrasse zu einer Kultur-Erziehung, die ihr eben bisher gar nicht zu Theil wurde.

Das Gleiche gilt für die Missionen alten Stils. Auch den irrthümlichen Anschauungen des einseitigen Missionswesens von einer Völker-Erziehung liegt ein gänzliches Verkennen des Wesens und der Vorbedingungen der Civilisation zu Grunde. Ferner aber laborirt dasselbe an der handgreiflich unrichtigen Annahme einer geistigen Gleichheit aller Menschen. Von einer Gleichheit intellektueller Begabung der verschiedenen Rassen in ein und demselben Zeitpunkte kann so wenig die Rede sein, wie von einer solchen bei einzelnen Individuen einer und derselben Rasse. Wenn auch die Individualität (Typus) einer Rasse unbegrenzt entwicklungsfähig sein mag, soweit und so lange sich dieselbe lebensfähig erweist, so ist doch die Entwicklungsfähigkeit des Individuums schon in soviel grösserem Maasse beschränkt, wie seine Lebensdauer kürzer ist, als die seiner Rasse. Einzelne Ausnahmen bestätigen nur die Regel; offenbar aber ist die gegenwärtige intellektuelle Leistungsfähigkeit der Negerrasse zu gering zur unmittelbaren Annahme der Civilisation und ebenso zum Eingehen auf das Wesen des Christenthums. Mit Taufen und Predigen allein glauben die meisten Missionare Naturmenschen zu Christen machen zu können, als ob ein »Christ« nicht in erster Linie ein civilisirter Mensch sein müsste! »Ihr Streben ist«, wie Max Müller (*Chips* III, 274) ihnen sehr mit Recht vorwirft, »das Christen- »thum unserer Kultur in seiner vollen Integrität von Europa nach »fremden Welttheilen zu verpflanzen, als ob man einen ausgewachsenen »Baum von einem Lande in ein anderes verpflanzen könnte!« Ebenso fordert auch Gerland (pg. 139). »Man mache die Naturvölker erst »zu (civilisirten) Menschen, dann zu Christen; man bilde sie langsam

*) Vergl. u. a. Waitz I., 453 und Tylor I., 29. Diese Thatsache ist übrigens so allgemein bekannt und objectiv konstatirt, dass es kaum eines besonderen Hinweises für dieselbe bedarf. Dagegen bin ich genöthigt, hier wieder darauf aufmerksam zu machen, dass von solchem generellen Urtheile sich selbstverständlich auch in Afrika manche rühmliche Ausnahme findet. Im *Ethiopien* habe ich durchweg Gelegenheit gehabt, die Deutschen, mit denen ich in West-Afrika bekannt geworden bin, als solche Ausnahmen hervorzuheben.

»zu der und durch die Kultur vor, deren höchste Blüthe das Christen-»thum ja eben sein will. Nicht Wissen und Erkennen, und wäre es »das der höchsten Weisheit, — Thätigkeit vielmehr und selbstständiges »Bauen des eigenen Lebens giebt dem Menschen erst sittlichen Halt »und sittliche Kraft: Diese wecke, gestalte, fördere man, und man wird »das Christenthum fördern.«

Die Erschliessung Afrikas für Missionen wie für Handelsunternehmungen kann nur glücken, wenn sie beiderseits vom höheren Standpunkte einer Kultur-Aufgabe erfasst wird. Kultur-Entwicklung ist aber nur die sociale Entfaltung des menschlichen Intellekts. Der ausgewachsene Baum menschlicher Kultur kann des Bodens, in dem er gewachsen, nicht entbehren; die ideelle Kultur kann der materiellen nicht entrathen; europäische Kultur ist ohne europäische Wirthschaft undenkbar. Soll aber beides, materielle Wirthschaft und ideelle Kultur, in einem Naturlande erwachsen, so ist in erster Linie erforderlich, dass dasselbe in den Kreis der Civilisation hineingezogen, d. h. einer civilisirten Herrschaft unterworfen wird, und ferner bedarf es erziehender Pflege während einer genügend langen Zeit, um beide gemeinsam organisch wachsen zu lassen. Nicht einseitig, sondern nur als Gesammt-Entwicklung des Menschen oder der Rasse ist eine Kultur-Erziehung möglich. Handel und Verkehr können in Afrika nicht ohne eine ideelle Kultivation und diese wiederum nicht ohne Handel und verwandte Unternehmungen gedeihen. Ein unsystematisches neben und gegen einander arbeiten beider, wie es gegenwärtig noch im tropischen Afrika meist geschieht, kann unmöglich Erfolg haben. Nicht auf einer Trennung der Kräfte beruht die Civilisation, sondern auf einer Vereinigung derselben; Arbeitstheilung allein macht die Kultur noch nicht, vielmehr nur die gleichzeitige Arbeitsvereinigung. Diese Vereinigung aber, als welche sich die Civilisation überhaupt darstellt, ist eine systematische Organisation der menschlichen Gesellschaft. In einer solchen nur stellen sich die Kultur-Leistungen der einzelnen Menschen und der Völker relativ dar, und sie allein ist es auch, welche Kultur zu fördern vermag. Ohne die socialen Verhältnisse eines Landes auf die Grundlage einer staatlichen und rechtlichen Ordnung zu stellen, ist an eine höhere Kultur-Entwicklung seiner Eingeborenen auch bei dem besten Streben des Handels und den edelsten Bemühungen der Missionen nicht zu denken. Wo es hieran fehlt und gefehlt hat, wären daher auch von der kulturfähigsten Rasse keine Erfolge in ihrer Erziehung zu erwarten gewesen. *) Wo

*) Mangel an Kultur-Initiative ist zwar ein Beweis von Inferiorität des zeitweiligen Rassentypus, aber kein Beweis für dessen Entwicklungsunfähigkeit. Kultur-Initiative ist

die Neger aber sich unter einer civilisirten Gesellschaftsordnung entwickeln konnten, wie z. B. in den Vereinigten Staaten, waren schon nach wenigen Generationen merkliche Resultate zu konstatiren.

Fragen wir nun aber weiter nach dem positiven Nachweise der theoretischen Möglichkeit einer Kultur-Erziehung der Negerrassen, so ist natürlich zunächst zu erörtern, welche Art von Kulturfähigkeit wir denn dabei von den Negern fordern wollen oder dürfen. Man kann unter der »Kulturfähigkeit der Rasse« die Entwickelungsfähigkeit des Rassentypus verstehen — und das ist eben die Bedeutung des Wortes, wie ich sie oben durchweg genommen habe — oder die Leistungsfähigkeit des Rassentypus in irgend einem gegebenen Zeitpunkte und im Vergleich zu andern Menschenrassen, also etwa in der Gegenwart, oder vor 5000 Jahren, oder im nächsten Jahrhundert u. s. w. Um diese beiden verschiedenen Bedeutungen des Wortes »Kulturfähigkeit« dreht sich offenbar die ganze Streitfrage und ich meine wir werden finden, dass wenn wir in dem einen Falle auch die Neger allerdings für relativ sehr kulturunfähig erklären müssen, wir ihnen doch im ersteren Sinne eine Kulturfähigkeit werden keineswegs absprechen können.

Im Sinne der Leistungsfähigkeit des gegenwärtigen Rassentypus der Neger fällt der Begriff Kulturfähigkeit mit der durchschnittlichen intellektuellen Begabung aller gesammten jetzt lebenden Menschen dieser Rasse zusammen, und zwar stellt sich diese intellektuelle Begabung oder Leistungsfähigkeit der Rasse in ihrer durchschnittlichen Kulturstufe dar. — Ich will Sie nun hier nicht mit der Erzählung von allerhand Anekdoten oder ausführlichen Schilderungen von Dingen aufhalten, die ich als Ihnen Allen bekannt voraussetzen darf. Es würde nur ein sehr oberflächliches Verständniss der vorliegenden Frage bekunden, wollte ich hierauf sonderlich Gewicht legen, und dagegen die Klarstellung der Frage selbst mit zwei Worten abzumachen versuchen. Denn nicht um streitige Thatsachen handelt es sich hier, sondern lediglich um die verschiedene Auffassung einfacher Begriffe. Die Thatsache, dass die Ethiopier keine Europäer sind, ist ebenso unzweifelhaft wie die, dass wir die Neger nicht weiss waschen können. Der Typus des Negers ist Unkultur, der unsere ist Civilisation; die Neger stehen als Naturvölker unserer Rasse als Kulturvölkern gegenüber. Wenn auch einige Völker und Volksklassen

selbst bei den civilisirtesten Kulturvölkern rein individuell und nur insofern die Initiative der Einzelnen durch die Verschiedenheit der Kultur-Zonen der Erde mehr oder weniger begünstigt wird, zeigen Völker und Rassen verschiedene Grade der Kultur-Initiative.

unserer Rasse in niederer Kultursphäre und auf geringerer Bildungsstufe leben als manche Völker, ja als der Durchschnitt der Negerrasse und so gewissermassen den Typus unserer Rasse verleugnen, so bleibt doch der maassgebende und der durchschnittliche Typus unserer Rasse sehr viel höher stehen als derjenige der Neger. In ihrer höchsten gegenwärtigen Entwicklung reicht die Negerrasse schon weit über die niedrigsten Kulturstufen innerhalb unserer Rasse hinaus; die Stufen ihrer Kulturverhältnisse stehen aber durchweg proportionirt niedriger als die unsrigen.

Wohl hebt ganz neuerdings wieder Gerland (in *Behm's Jahrbuch* 1878 VII, 343) sehr mit Recht hervor: «Je mehr wir mit Afrika »bekannt werden, um so bedeutender stellen sich neben der Kultur-»fähigkeit auch die Kulturleistungen der nicht all zu schlecht situirten »Völker Afrikas heraus;« obwohl auch ihm dabei natürlich die Inferiorität der intellektuellen Begabung des gegenwärtigen Typus der Neger ganz unbestreitbar bleibt. Indessen scheint es auch heute noch angesichts der einseitigen Schilderungen oberflächlicher Reisenden und gehässiger Gelehrten nicht überflüssig, an das wohlmeinende Bedenken Theod. Waitzs (II, 223 und I, 360) zu erinnern: »Wer den Neger aus »eigener Anschauung kennen gelernt hat, beurtheilt ihn leicht zu un-»günstig; denn der Kontrast der Rohheit mit der uns umgebenden »Civilisation erlangt bei ihm nur zu leicht das Uebergewicht »über die verständige Reflexion, welche nach den Gründen der Motivirung fragt«. — Ein solches selbstbewusstes Herabsehen auf den Naturmenschen, der Rassenstolz ganz wie der Ahnenstolz, hat in der Regel seinen Grund in dem sehr naiven Gefühle, dass die Ueberlegenheit unserer Rasse oder unsere persönliche Vortrefflichkeit irgendwie unser eigenes Verdienst sei; sehr häufig aber äussert sich dasselbe bewusst oder unbewusst, stillschweigend oder ausdrücklich im Gegensatz zu den andrerseits ebenso kindlich naiven Illusionen mancher Erzieher und Missionare, welche sich die geistige Begabung aller Menschen als gleich vorstellen und meinen: ein Mensch sei doch ein Mensch, einerlei ob er dumm oder klug, schwarz oder weiss sei, sie könnten den einen ebensowohl civilisiren wie den andern. — Aber man sollte sich auch vor einer übertriebenen Ausdrucksweise für die intellektuelle Inferiorität der Rasse hüten, wie z. B. selbst Fr. Müller (pg. 125) in seiner übrigens wohlgelungenen Charakteristik des Negertypus die Redensart unterschreibt: »Der Neger lässt sich zwar abrichten, aber »nur sehr selten wirklich erziehen.« Das Wort »abrichten« sollte gerade zum Unterschiede von »erziehen« doch nur da gebraucht werden,

wo von einer Bethätigung menschlichen Intellekts überhaupt nicht die Rede ist. In dem Sinne aber, in welchem hier das Wort »abrichten« gebraucht ist, müsste man auch von den europäischen Rekruten, denen soldatische Disciplin beigebracht wird, sagen, »sie werden abgerichtet« und ebenso von den europäischen Dienstboten, die sich den Launen unseres Willens fügen sollen. — Der afrikanische Neger kann *caeteris paribus*, und wenn ihm übrigens die gleichen Vortheile wie dem Weissen in Europa zu Theil werden und dieselben Ursachen auf ihn einwirken, durchschnittlich nicht zu derselben Kulturstufe wie dieser gelangen. In diesem Sinne ist allerdings die Frage einer Kulturfähigkeit der Neger ganz entschieden zu verneinen.

Meint man also mit dem »Neger« nicht den Rassentypus, wie er sich im Laufe der Jahrtausende gestaltet, sondern die Gesammtheit oder den Durchschnitt der jetzt lebenden Neger, so muss man diese allerdings für relativ sehr kulturunfähig erklären; anders aber ist es mit dem »Neger« als Typus der gesammten Rasse in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Diese Verschiedenheit der Auffassung des Begriffes »Neger« korrespondirt genau mit den beiden verschiedenen Begriffen von »Kulturfähigkeit«. Der eine bezeichnet die Kulturfähigkeit des Negers in einem gegebenen Zeitpunkte und unter gegebenen örtlichen Verhältnissen, der andere die Kulturfähigkeit des Negers durch die Kontinuität der Generationen hindurch bei nöthiger Zeitdauer und unter dem Einflusse der erforderlichen Ursachen.

Ist nun also der Intellekt des Negers in gegenwärtiger Zeit durchschnittlich bei weitem nicht so leistungsfähig wie der des Europäers, so ist damit ja nicht ausgeschlossen, dass sich diese durchschnittliche Leistungsfähigkeit der Negerrasse nicht heben und vielleicht gar annähernd auf dieselbe Kulturstufe heben könnte, auf welcher unsere Rasse gegenwärtig steht. Bis zu welchem Grade die afrikanischen Völker je im Stande sein werden, speciell unsere europäische Kultur anzunehmen oder wie sehr ihre Kultur stets einen von der unseren verschiedenen Rassentypus ausprägen wird, darüber Spekulationen anzustellen, ist hier müssig und werthlos. Wohl aber fragt es sich, ob von der Negerrasse, wenn sie durch eine Okkupation ihres Landes von Seiten einer civilisirten Macht in den Kreis der Civilisation hineingezogen würde, eine solche Kultur-Entwicklung zu erwarten sein wird, dass sie fernerhin wird an der Civilisation der Menschheit Theil nehmen können.

Zunächst muss bei der Erörterung dieser Frage die Annahme einer Unveränderlichkeit der Rassentypen als eine durchaus irrthüm-

liche zurückgewiesen werden.*) Leider ist dieselbe jetzt vulgär fast ebenso verbreitet, wie jene andere entgegengesetzte, aber ebenso thörigte, Annahme von einer gegenwärtigen Gleichheit der Begabung aller Rassen. Nicht zwei Formen in der Welt sind sich ganz gleich und keine einzige Erscheinung ist unveränderlich. Wie keine Individualität, kein Typus, keine Species den andern völlig gleich sind, so sind auch keine Individualität, kein Typus, keine Species zu verschiedenen Zeiten ihrer Existenz sich selbst gleich. Diese Unterschiede und die Grenzen, wirkliche oder doch in unserem gegenwärtigen Vorstellungskreise angenommenen Grenzen, ihrer Veränderlichkeit machen eben das Wesen der Begriffe Individualität, Typus und Species aus. Diese Grenzen der Veränderlichkeit lassen sich aber bei keiner Erscheinung mit Sicherheit nach denjenigen Merkmalen beurtheilen, welche wir an derselben im Verlaufe irgend einer Zeit zu beobachten im Stande sind, sondern nur nach vorheriger Kenntniss der Bedingungen der Zeitdauer, welche der Existenz solcher Individualität, solches Typus oder solcher Species gesetzt sind und fernerer Kenntniss des Grades der Differencirung welchen diese Erscheinung im Laufe der vergangenen Zeit oder Zeiten bereits erreicht hat.

In den meisten Fällen, wo man eine Unveränderlichkeit der Formen zu bemerken glaubt, rechnet man mit zu kurzen Zeitbegriffen und täuscht sich innerhalb des zu beschränkten Feldes der Beobachtung. Dieses ist hinsichtlich der Neger namentlich mit der oft angeführten Behauptung der Fall, der Typus der Rasse sei unveränderlich, weil derselbe so wie er heute sei, schon auf den 4 bis 5 Jahrtausende alten Bildwerken der Egypter zu Hagar-Selseleh, Qurnet Murray, Biban-el-Molouk und Abu-Simbil zu erkennen sei. Es sind besonders

*) Ueber die Veränderlichkeit der Rassentypen und die Möglichkeit der Akklimatation, Anpassung und Umgestaltung von Rassen in ihnen durchaus fremdgearteten Ländern ist vor allem Waitz' erster Band zu vergleichen, besonders I, 102, 254—55 und 388; ferner Peschel 21, 102 und 516; Gerland 82; Bastian 18—20; Quatrefages Liv. VI und 190—91. —

Für die unveränderliche Inferiorität der Naturvölker erklärt sich Fr. Müller 44; ebenso Crawfurd, *Trans. Ethn. Soc., New Series* II, 252. Eine den Negern ungünstige Richtung vertritt besonders Friedrich von Hellwald in seiner *Kulturgeschichte* (Augsburg 1875): Unveränderlichkeit der Rassentypen 64 u. 342; Unmöglichkeit der Akklimatation 71 u. 745; Rassen nur Resultat der Naturumgebung 54 u. 61; Sieg der Civilisation über die Natur unwahrscheinlich 20, 21 u. 62; aber Demoralisation möglich 342; je schneller die Naturvölker aussterben, desto besser für die Civilisation 745. Auch Carus, *Ueber ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschenstämme,* Leipzig 1849, hält die Naturvölker für prädestinirt niedere Menschenrassen und meint nicht, dass auch unsere Vorfahren je auf so niederer Stufe der Kulturfähigkeit gestanden haben.

Nott und Gliddon, welche dieses Argument geltend gemacht haben, aber dasselbe ist auch über Gebühr von hervorragenden deutschen Gelehrten benutzt worden (vergl. z. B. Rob. Hartmann 96 und Fr. Müller 47). Abgesehen von der Ungenauigkeit der einer solchen Behauptung zu Grunde liegenden Charakteristik im Objekte der Beobachtung (Waitz I, 249), kann doch für eine unbegrenzte lebensfähige Rasse die geringe Fortentwicklung derselben während einer Periode von 4000 oder 5000 Jahren nicht maassgebend sein für ihre Entwicklungsfähigkeit, sobald die erforderlichen Ursachen unter den geeigneten Verhältnissen des Orts und der Zeit auf sie einwirken (Lubbock 476 fg.). Oder bezweifelt denn Jemand die Entwicklungsfähigkeit des Mumienweizens deshalb, weil er sich seit 5000 Jahren nicht entwickelt hat?! Dort in jenen Gräbern Egyptens wächst er allerdings nicht: wenn man ihn aber in der rechten Weise pflanzt und ihm dazu die nöthige Zeit lässt, dann wächst er.

Dieses Beispiel veranschaulicht zugleich die beiden Grenzen der Veränderlichkeit, welche jeder Erscheinung innerhalb des Kausalzusammenhanges der Welt gesetzt sind, und auf welche es bei der Möglichkeit der Fortentwicklung einer Form nach einer bestimmten Richtung hin ankommt: die Vorbedingung der Zeit (also hinreichenden Lebensfähigkeit) und die der Art (also einer solcher Differencirung der Form, dass sie zu derjenigen, in welche sie übergeführt werden soll, im Verhältniss der Ascendenz oder äussersten Falls der Descendenz [Atavismus] steht). Beide Vorbedingungen der Veränderlichkeit sind von gleicher Unerlässlichkeit.

Leben ist Entwicklung. Kraft und Länge der Lebensfähigkeit sind in erster Linie für die Entwicklungsfähigkeit jeder Individualität, jedes Typus, jeder Species entscheidend. Gerade so wie der Bildungsgrad des einzelnen Menschen sich zu ändern pflegt in der Kindheit, in der Jugendblüthe, in der Mannesreife und im Greisenalter, so kann auch die Kultur einer lebenden und lebensfähigen Rasse wechseln, zunehmen und abnehmen. Wie aber die Lebensfähigkeit des Kindes die unerlässliche Vorbedingung seines Heranwachsens zum Manne ist, so ist auch die Lebensfähigkeit einer Rasse die erste Vorbedingung ihrer Fortentwicklung über die Stufe ihrer Kindheit hinaus. Die grössere Lebensfähigkeit, die längere Lebensdauer der Negerrasse durch die Kontinuität ihrer Generationen allein ist es, welche uns die Möglichkeit einer Kulturfähigkeit ihres Typus vermuthen lässt, die wir dem heute typischen Neger absprechen müssen; Zeit ist das erste Erforderniss zur Lösung solcher Kultur-Aufgaben. Hört auch die Jugend und die Bildungsfähigkeit des Negers mit dem Eintritt seiner

Pubertät auf so bleibt doch die Rasse bis auf Weiteres jung. Ja, von allen Menschenrassen ist bei der afrikanischen wohl die grösste Lebensfähigkeit und Widerstandskraft konstatirt, mindestens steht sie darin der europäischen und der mongolischen gleich. Von einseitig unterrichteten Schriftstellern ist allerdings von dem Aussterben mancher Naturvölker auf das Aussterben aller Naturvölker geschlossen worden. Allerdings ist die allen Völkern in fernster Zukunft gesetzte Alternative: Civilisation oder Rassentod. »Wo die nothwendigen Uebergangs»stufen fehlen, die ein Naturvolk durchlaufen muss, um zu einer höheren »Entwicklung zu gelangen, da wird es nach kurzer und meist bloss »scheinbarer Erhebung aus seiner ursprünglichen Rohheit rasch wieder »in diese zurücksinken, und wie dies bei nachbarlicher Berührung von »Natur- und Kulturvölkern so gewöhnlich und erklärlich ist, ein früher »Untergang wird sein unvermeidliches Loos sein. Die Civilisation »wird alsdann fortfahren die Grenzen der bewohnten Welt zu erweitern, »zugleich aber auch diese Völker zu zertreten, die sich ihr nicht rasch »genug hinzugeben und anzuschliessen vermögen.« (Waitz I, 486.) Alle Völker und Rassen, welche sich entweder überhaupt nicht in die Civilisation hinein finden können, oder doch nicht in der Art und unter den Umständen, wie ihnen die dieselbe entgegen tritt, sterben diesen Rassentod und andere sind schon vor ihnen von der Erde verschwunden. Daraus aber folgt noch nicht, dass kein solches Naturvolk ein Kulturvolk werden könnte, wenn man alle zur Kultur-Erziehung nöthigen Ursachen auf dasselbe einwirken liesse.

In eben diesem Missverständnisse befangen ist namentlich in England öfter ein Verdrängtwerden oder Aussterben der Neger vor der Civilisation entweder cynisch und lyrisch geschildert worden. Als ein Beispiel für letzteres erinnere ich nur an Winwood Reades berühmte Schluss-Elegie seines *Savage Africa* (pg. 578). »Wenn erst die »Cockneys von Timbuktu ihre Vergnügungs-Lokale in den Oasen der »Sahara haben werden, und wenn es dann Hôtels und Reisehandbücher »bis nach den Quellen des Nils geben wird, wenn es Mode sein wird, »sich Segelböte auf dem Tanganika oder dem Victoria Nyanza zu »halten, und wenn Edelleute sich ihre Landsitze in Central-Afrika »mit Elephanten-Parks und Hippopotamos-Teichen bauen werden: dann »werden zarte junge Damen, die dort auf Feldstühlen unter Palmen»bäumen sitzen, mit Thränen in den Augen vom »Letzten der Neger« »lesen und dann wird auch der Niger ein ebenso romantischer Strom »werden, wie der Rhein!« — Man könnte diese Phantasie als ein *Pendant* zu der bekannten Vision Macauleys betrachten von dem neuseeländischen Touristen, der auf dem letzten Brückenbogen von

London-Bridge sitzend die Ruinen der *St. Pauls-Cathedral* skizzirt. Auch hat es noch andere Propheten gegeben, welche meinten, die gelbe Rasse würde beide anderen, die weisse und die schwarze überdauern, und die Reste derselben in sich aufnehmen. Welche von diesen verschiedenen Prophezeiungen am unwahrscheinlichsten ist, mag schwer zu sagen sein; jedenfalls hat die von Reade, wissenschaftlich betrachtet, auch nicht den leisesten Scheingrund, der sie zu stützen vermöchte.

Es ist besonders von Gerland (namentlich pg. 121—31) definitiv nachgewiesen worden, dass das Aussterben der Naturvölker in keinem uns bekannten Falle ein absoluter Mangel an Lebensfähigkeit war und ist, sondern stets nur eine relative Lebensunfähigkeit unter den besonderen Umständen, welche auf die betreffenden Völker einwirkten und veranlasst durch die unrichtige Art wie die Civilisation diesen Völkern entgegentrat. Dagegen hat aber Gerland ferner ganz besonders hervorgehoben, dass die afrikanischen Neger andere Völker an specifischer Lebensfähigkeit überragen und darin selbst die Kulturvölker zu übertreffen scheinen. Es ist keine einzige Ursache, welche andere Völker aufgerieben oder doch fast vernichtet hat, die nicht in demselben oder noch höherem Grade auch auf die Negervölker eingewirkt hätte — »und sie gedeihen doch!« (pg. 132). Die ungünstigsten Einflüsse des Klimas, epidemische Krankheiten, ausschweifende Lasterhaftigkeit, verheerende Kriege, massenhafte Menschenschlächtereien, roheste Wildheit bis zur Menschenfresserei, Sklavenhandel und die scheusslichsten Misshandlungen durch die europäische Rasse waren nicht im Stande, die Bevölkerung Afrikas merklich zu verringern; im Gegentheil, diese scheint nur noch üppiger nachzuwachsen. Wie Temperamente, Anschauungen und Kultur der Neger den Charakter der Kindheit an sich tragen, so scheint die Rasse auch in ihrer Lebensfähigkeit die höchste Vollkraft der Jugend zu entfalten. In diesem Urtheil stimmen alle irgend wie maassgebenden Autoritäten der Wissenschaft überein.

Mit der Konstatirung unbegrenzter Lebensfähigkeit allein aber ist die Kulturfähigkeit der Neger noch nicht nachgewiesen, denn auch Affen und andere Thierarten zeigen ganz unzweifelhafte Lebensfähigkeit und doch steht fest, dass wir den Typus des Affengeschlechts nicht bis zur Menschlichkeit heben, geschweige denn die Affen in den Kreis der Civilisation hineinziehen können. Auch nach Darwin und Häckel kann aus keiner jetzt lebenden Affenart sich je ein Mensch entwickelt haben und ihre Annahme, dass beide, Mensch und Affe, von einer gemeinsamen Urspecies abstammen, kann ich hier unerörtert

lassen, da es unbestritten ist, dass andrerseits auch der Typus des Negers oder irgend einer andern Menschenrasse diese Urspecies jedenfalls nicht ist.

Um nun die Grenzen der Veränderlichkeit der Rassentypen zu bestimmen hat die Anthropologie es unternommen nachzuweisen, dass diese Grenzen mit denen des Menschengeschlechts zusammenfallen und es ist hauptsächlich das Verdienst der deutschen Wissenschaft seit Waitz, dass diese Aufgabe gegenwärtig zu annähernder Befriedigung gelöst ist.

Es ist hier sonderlich auf einen Grundirrthum der gegentheiligen Ansicht hinzuweisen, dass man die Verschiedenheit der Rassentypen auf eine Mehrheit von Schöpfungen zurückführen zu können glaubte (vergl. namentlich Nott und Gliddon). Die Entstehung der Dinge mit dem Worte »Schöpfung« abzuschliessen (vergl. u. a. auch Bastian, *Schöpfung oder Entstehung*), ist ebenso wenig eine Erklärung wie die Zusammenfassung der Kausalität in dem Worte »Gott« denn eben darum handelt es sich ja, wie diese Schöpfung vor sich gegangen ist. Diesen Leuten, die ihr Kausalitätsbedürfniss dadurch befriedigen, dass sie sich aus dem Worte »Gott« einen Fetiesch machen, der ihnen mit irgend einer neuen »Schöpfung« aushilft, wo das Begriffsvermögen ihres Verstandes zu Ende ist, ruft Waitz (I, 430) sehr mit Recht spottend zu: »Wie viele Vorzüge hat doch eine solche Theorie! Sie »versöhnt uns zugleich mit Gott und mit den Niederträchtigkeiten der »Menschen; sie schmeichelt unserm Selbstgefühle mit der specifischen »Vorzüglichkeit unserer intellektuellen und moralischen Begabung und »sie überhebt uns der Mühe nach einer Motivirung der Culturzustände »der Völker zu suchen.« — Wenn nun die Vertreter dieser Ansicht die verschiedenen Menschenrassen auf ebensoviele verschiedene geartete Menschenpaare zurückführen, so müssen wir sie doch nur weiter fragen: wie sind denn diese ersten Paare verschieden geworden, sei es denn mithin auch vor ihrer Menschwerdung? Nähme man also etwa wegen der Grundverschiedenheit der allgemeinsten Gruppen von Sprachstämmen an, dass verschiedene Gemeinschaften von Wesen unabhängig von einander die Erfindung der Sprache gemacht, und damit den ersten Beweis ihrer Menschlichkeit gegeben hätten, und dass damals schon eine Rassenverschiedenheit dieser Gemeinschaften existirt habe,*) so fragt sich doch immer nur wieder: wie können denn diese Gemeinschaften ver-

*) Wallace (*Origin of human races* in der *Anthropol. Review* 1864) ist geneigt die Rassenbildung, wenn auch nicht vor der Menschwerdung und Sprachentwicklung so doch vor allen Kulturanfängen anzunehmen. Die Differencirung der Völkerstämme dagegen und die Entstehung von Nationalcharakteren ist jedenfalls erst späteren Ursprungs.

schieden geworden sein, ehe sie menschlich wurden? Und auch dann könnte es noch fraglich sein, ob dieselben Ursachen, vermöge deren damals die eine Form (Rasse) anders geworden ist als die anderen, nicht auch gegenwärtig noch die eine in die andere würden verwandeln können, wenn sie unter den gleichen Bedingungen, Verhältnissen und Umständen der Zeit und des Ortes wirken würden. Die Möglichkeit solcher Verwandlung gewinnt aber an Wahrscheinlichkeit und an Einfachheit dadurch, dass wir den gemeinsamen Ausgangspunkt der Gegenwart näher gerückt sehen und uns die Verschiedenheiten der Formen aus Ursachen erklären können, die wir noch heute allgemein wirken sehen. Hierin liegt die grosse Bedeutung und dies ist der praktische Werth, den die jetzt von fast allen maassgebenden Autoritäten der Wissenschaft angenommene Art der Einheit des Menschengeschlechts hat.

Innerhalb der gesammten Menschheit sind gegenwärtig keine Grenzen der Veränderlichkeit bekannt, welche die Möglichkeit ausschliessen, dass alle Rassen von einem Paare abstammen könnten, dass also, wenn sie von mehreren Paaren abstammen sollten, diese sich jedenfalls nicht nur ähnlich waren, sondern auch dieselben Grenzen der Veränderlichkeit hatten (vergl. Blumenbach, *De generis humani varietate nativa* Ed. III, Göttingen 1795, pg. 75 ff.; Waitz I 101; Quatrefages Cap. 8 u. 9; Peschel 7—27). Hierdurch ist nun freilich nicht bewiesen, dass jede Form, die sich aus dieser Urform entwickelt hat, noch jetzt sich in jede beliebige andere Form, welche aus derselben entstanden ist, umbilden könnte; wohl aber ist dadurch sichergestellt, dass da, wo wir in der einen Form eine Entwicklung wahrnehmen, die wir in einer andern Form vermissen, die Keime zu solcher Entwicklung auch in dieser Form vorhanden sein werden, und dass diese Keime auch zu höherer Blüthe gelangen können, wenn nur dieselben Ursachen unter denselben Umständen auf sie einwirken, wie in jener andern Form. Wirken ähnliche Ursachen unter veränderten Umständen, so wird das Resultat soweit ein anderes sein, als eben die wirkenden Ursachen und die Proportionen der Umstände andere sind. Nur soweit aber solche Keime noch unentwickelt sind, ist freilich die analoge Wirkung ähnlicher Ursachen mit Sicherheit zu erwarten. Hat durch andere Ursachen schon eine andersartige Differencirung der Formen stattgefunden, so mag dadurch die Wirkung seiner Ursachen entweder ganz ausgeschlossen sein, oder ihre Wirkung wird doch nur eine um den Betrag der schon geschehenen andersartigen Entwicklung veränderte sein. Dies ist beispielsweise auch der Grund,

warum es so schwer ist, aus einem Chinesen einen civilisirten Menschen zu machen, schwerer als aus einem Neger.

Alle höhere intellektuelle Entwicklung und Differencirung innerhalb des Menschengeschlechts ist nun jedenfalls eine sehr viel spätere als die körperliche; sie ist verhältnissmässig sogar überhaupt noch sehr jungen Datums. Es ist daher erklärlich, dass uns die geistige Umgestaltung eines Negers in einen Europäer viel leichter möglich erscheint, als die Ueberführung seines körperlichen Typus in den unsern. Dennoch ist es von allen Verschiedenheiten körperlicher Rassenformen hinreichend nachgewiesen, dass sie nicht nur ganz ohne alle bestimmbare Grenze in einander übergehen, sondern dass auch wahrscheinlich mit der Zeit durch die Kontinuität der Generationen hindurch die eine sich in die andere mehr oder weniger verwandeln kann. Beispielsweise mag hierfür angeführt werden, dass man an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten durchaus unabhängig von einander konstatirt hat, dass unter der geistigen Einwirkung unseres Kultureinflusses sich schon in der dritten Generation eine merkliche Umgestaltung der geistigen Fähigkeiten und, denselben analog, der Schädelformationen gezeigt hat, — Formationen, deren Typus sich vielleicht durch Hunderte von Generationen unter gegentheiligen Natureinflüssen ausgebildet hatte (vergl. Waitz I., 81 u. 87 und die dort citirten Stellen, ebenso Quatrefages, 190—91). Die meisten äusseren Eigenthümlichkeiten der Rassen, wie Gesichtsbildung, Behaarung, Statur und anderes, erklären sich einfach aus den Einflüssen der Naturumgebung, in denen die betreffenden Rassen und Völker leben oder gelebt haben und wechseln auch annähernd mit dem Wechsel dieser Ursachen. Am wenigsten klargestellt ist bisher noch die Möglichkeit einer gegenwärtigen Umgestaltung des Rassentypus hinsichtlich der verschiedenen Hautfärbungen.

Freilich gehen auch hier die Schattirungen ganz unmerklich in einander über und sind auch keineswegs durchweg für den Rassentypus entscheidend — es giebt Völkerstämme der afrikanischen Rasse, welche hellere Hautfarbe haben als einige Völker der europäischen Rasse —; aber es ist bis jetzt noch nicht gelungen, unzweifelhaft festzustellen, welche sämmtlichen Ursachen die Ablagerung des farbigen Pigmentes unter der Haut bewirken können. Zu erwähnen ist hier die ältere Erklärung, welcher sich auch Baron J. W. de Muller, der frühere Direktor des Zoolog. Gartens in Brüssel (*Des Causes de la coloration de la peau et des différences dans les formes du crane*, Stuttgart 1853) anschliesst. Danach ist in warmen Klimaten die Leber bei der verminderten Thätigkeit der Lungen nicht im Stande, eine

hinreichende Menge Kohlenstoff aus dem Blute auszuscheiden, daher die Blutgefässe einen reichlicheren Antheil davon führen, der bei vermehrter Hautthätigkeit unter der Epidermis zurückgehalten wird. Ebenso besteht das, was als Einbrennen von tropischer Sonne erscheint, darin, dass in heissen Klimaten die geringere Menge des eingeathmeten Sauerstoffs nicht ausreicht, um den Kohlenstoff in den Blutgefässen der Lungen in Kohlensäure zu verwandeln und dass sich daher dieser in den Pigmentzellen der Haut ablagert. Diese Ablagerung wird nach Foissac (*Ueber den Einfluss des Klimas auf den Menschen* Göttingen 1840 pg. 67) noch dadurch vermehrt, dass sich der Neger überwiegend von vegetabilischer Kost nährt, die viel kohlenstoffreicher ist, als die animalische. — Dagegen ist jedoch zu bemerken, dass sich auch im kalten Norden dunkle Menschenrassen und selbst im Innern Afrikas hellere Volksstämme finden, während sonst freilich öfter nicht nur ein Dunklerwerden der Haut mit dem Uebergang in ein heisseres Klima, sondern auch ein Hellerwerden derselben mit dem dauernden Aufenthalte in einem kälteren Klima konstatirt ist; (vergl. hierzu auch Waitz I 40, und über den Einfluss des Klimas überhaupt I, 37—62.)

Eine unbegrenzte Veränderlichkeit und Umgestaltung eines Rassentypus in den anderen ist schon an sich durch die Ungleichheit der Bedingungen und Ursachen aller Formen und Verhältnisse ausgeschlossen. Die Wirkung keiner Ursache kann vollständig ungeschehen gemacht (Bastian 26), sie kann nur relativ überwunden und verwischt werden. Weil aber die geistige Entwicklung später geschieht als die körperliche, so ist auch der äusserliche Typus des Menschen um so veränderlicher, je näher er noch dem Naturzustande steht; auch haben dann äussere Einflüsse meist deshalb eine grössere Wirkung auf den Menschen, weil er dann noch so viel abhängiger von seiner Naturumgebung (Land, Klima, Boden, Fauna, Flora) ist als der Kulturmensch. Die äusseren Typen der Rassen haben sich also in jenen frühen Zeiten schon höher differencirt. Je höher der Mensch aber in der Kultur-Entwicklung steigt, desto mehr differencirt sich sein geistiges Wesen; und nur diejenigen äusseren Formen, welche mit demselben in unmittelbarer Verbindung stehen, wie der Schädel, die Gehirnsubstanz und dergl., werden dann durch seine Fortentwicklung vorzugsweise umgestaltet Waitz I, 87, Bastian 10). Daraus ist zu schliessen, dass die psychischen Typen der Rassen nicht nur noch jetzt in hohem Grade veränderlich sind, sondern dass sie es auch jetzt jedenfalls mehr sind als vor Zeiten und als die physischen Typen es noch gegenwärtig sind, und dass sie es mit dem Vordringen der

Civilisation und mit der zunehmenden Kultur-Entwicklung aller Rassen mehr und mehr sein werden. Während aber die geistige Begabung der Naturvölker sich zu annähernd gleicher Kapacität wie die der Kulturvölker erheben mag, wird doch jede Rasse auch ihren geistigen Charakter bewahren, und diesen Typus mehr oder weniger in ihren Kulturformen ausprägen. Die verschiedenen Rassen werden sich im Niveau ihrer Entwicklungsstufen einander nähern, sich in ihrer Eigenart aber mehr und mehr differenciren. Erhöhte Specialisirung auf der einen Seite und zugleich vermehrter Austausch und intensiveres Zusammenwirken auf der andern stellt sich uns als der Gang der Civilisation dar.

Für die Kultur-Entwicklung der verschiedenen Menschenrassen, um die es sich hier hauptsächlich handelt, ist uns der gemeinsame Ausgangspunkt noch durch die unmittelbare Vergleichung der Zustände und Leistungen der Naturvölker mit der historisch oder prähistorisch uns bekannten Entwicklung der Kulturvölker viel näher gerückt als der gemeinsame Ausgangspunkt ihrer physischen Entwicklung. Wir brauchen uns hier nicht mit dem Nachweise der Einheit des Menschengeschlechts und der gleichen Keime intellektueller Kräfte in allen Rassentypen zu begnügen; es kann als unzweifelhaft konstatirt angesehen werden, dass alle Menschenstämme ohne Ausnahme einmal auf einer gleich niedrigen Kulturstufe gestanden haben (vergl. u. a. Waitz I 383 u. 386, Gerland 136 und Rich. Andree, *Parall.* u. *Vergl.* pg. VI; hinsichtlich unserer eigenen Vorfahren u. a. auch Andrees Monographie, *Die Verbreitung der Anthropophagie* pg. 5 u. 61). Für die Völker Nord- und Mittel-Europas liegt sogar die Zeit, dass sie auf derselben Kulturstufe standen, auf der jetzt die meisten Naturvölker und ebenso auch die Neger durchschnittlich stehen, garnicht einmal so fern. Unsere eigene Entwicklung zu höherer Kultur ist erst wenige Jahrhunderte alt, und bei den viel grösseren Facilitäten, welche die Civilisation jetzt jenen Naturvölkern bieten kann, und die doch unsern Vorfahren in dem Maasse wenigstens fehlten, wäre unter übrigens gleichen Verhältnissen eine viel schnellere Entwicklung der Naturvölker zu erwarten. Dass freilich ohne annähernd gleichwirkende Ursachen und ohne ähnliche Verhältnisse und Umstände eine solche Entwicklung so wenig jetzt statthaben wird, wie sie während der letzten 5000 Jahre stattgefunden haben mag, das ist selbstverständlich.

Alles bisher Gesagte sollte nur die theoretische Möglichkeit eines Eintretens der Negerrasse in die solidarische Kultur-Entwicklung der Menschheit nachweisen. Werth erlangt solche Theorie dagegen

freilich erst durch ihre praktische Verwirklichung; und ich habe die feste Ueberzeugung, dass wenn nur ein auf der Höhe der Civilisation stehendes Volk den Versuch einer geistigen Kultivation der Neger systematisch unternähme, man schon in 10 bis 20 Jahren merkliche Resultate solcher Kultur-Erziehung in Afrika sehen würde. Aber *the proof of the pudding is in the eating;* oder sagen wir mit Göthe: »Grau ist alle Theorie und grün allein des Lebens goldner Baum!« Dieser »Baum des Lebens« ist offenbar nicht nur jugendfrisch und »grün« sondern auch sehr rentabel und »golden«, denn es ist leicht ersichtlich, dass, welches Volk diese Aufgabe praktisch lösen wird, auch selbst dabei ganz unermesslich gewinnen kann.

Die praktische Möglichkeit

einer Kultur-Erziehung der Neger wird nun nach meiner eben gegebenen Darstellung nicht so sehr als eine Frage der Kulturfähigkeit der Negerrasse, wie vielmehr als eine Frage der Kultivationsfähigkeit der heutigen Civilisation oder etwa der Kulturstärke *) unserer eigenen Rasse erscheinen: Wird es uns möglich sein, in Afrika solche Vorbedingungen zu erfüllen und solche Ursachen zur Wirkung zu bringen, wie sie unserer Rasse und allen anderen Völkern, die sich selbstständig zu höherer Kultur entwickelt haben, zu Theil wurde?

Um diese Aufgabe lösen zu können, müssen wir uns zunächst vergegenwärtigen, wie denn überhaupt die Rassen verschieden geworden sind, namentlich auch, welche Ursachen die Entwicklung der Negerrasse zurückgehalten und welche Ursachen dagegen unsere höhere Kultur-Entwicklung ermöglicht haben. Während die naturelle Seite dieser Ursachen nicht nur früher und länger wirksam gewesen ist, sondern auch zukünftig nie ganz beseitigt werden wird, sieht dagegen die kulturelle Seite derselben überhaupt erst einer zukünftigen Entwicklung unter den kommenden Geschlechtern der Naturvölker entgegen.

Die Verschiedenheit der Rassen nun leiten sich ursprünglich von der Thatsache her, dass niemals zwei Individuen ganz vollständig gleich sind (Waitz I, 101). Selbst zwei Brüder von denselben Eltern sind verschieden, ihre Kinder und Kindeskinder sind noch mehr

*) Diese Kultivations-Fähigkeit oder Kulturstärke könnte man auch als eine »aktive Kulturfähigkeit« bezeichnen gegenüber den bisher gebrauchten Bedeutungen des Wortes als »passive Kulturfähigkeit«, ähnlich wie man aktive und passive Wahlfähigkeit unterscheidet. Nicht zu verwechseln aber ist dieser Begriff Kulturstärke oder aktive Kulturfähigkeit mit Kultur-Initiative; jener Begriff bezeichnet das Können, dieser das Wollen.

einander unähnlich und wenn diese unter sich in Streit gerathen, so wird von den streitenden Parteien die stärkste zuletzt die Oberhand behalten und die anderen verdrängen. Der begabteste Mensch und seine Nachkommen blieben so im Mittelpunkte der Entwicklung, also am »Schöpfungscentrum« der Menschheit (*centre d'apparition* nach Quatrefages Cap. 15), und je weniger begabt die Individuen und Stämme waren, desto mehr mussten sie der Ueberlegenheit anderer weichen, desto weiter wurden sie an die Peripherie des Entwicklungskreises gedrängt (Caspari I, 207—9; Bismarck würde sagen: »sie wurden an die Wand gedrückt«, eine Verbesserung des Englischen, *they went to the wall*). — Welches Land der Erde dieser Herd der Entwicklung gewesen ist, das ist mit irgend einer Bestimmtheit jetzt nicht mehr anzugeben. Nach den Vermuthungen des englischen Zoologen Sclater soll dies »Paradies« an der Stelle des jetzigen Indischen Oceans in einem untergegangenen Welttheile gelegen haben, den er nach einer besonderen Affenart »Lemurien« nennt. Jedenfalls muss es das der Zeit (wahrscheinlich gegen Ende der Tertiärperiode) für menschliche Entwicklung günstigste Land gewesen sein, denn sonst würde solche Entwicklung eben nicht dort, sondern in dem günstigeren Lande schneller und früher verursacht worden sein. Diesem günstigsten Lande strebten natürlich alle Völker zu, soweit es ihre Kräfte erlaubten. Nur dem überlegensten Stamme konnte es möglich sein, sich dort zu behaupten; aber mit der nach dorthin zunehmenden Dichtigkeit der Bevölkerung steigerte sich naturgemäss der Wettstreit um den Vorrang. »Durch solche Anhäufung der Menschen an einem »und demselben Platze, und sei es auch die reichste Ebene der Erde, »werden Schwierigkeiten und Noth der mannigfaltigsten Art bereitet, »in deren Ueberwindung erst das wahrhaft Bildende für den Einzel»nen wie für die Völker liegt — nicht aber in der Erleichterung der »Existenz, die der Reichthum des Landes bietet« (Waitz I, 427). In solchem Ringen um den Vorzug übten und stählten sich die Kräfte, wuchsen und reiften die geistigen Gaben in ausserordentlich viel schnellerer Progression als in den entfernter liegenden Ländern, welche nur noch schwach von den geistigen Lichtwellen der Entwicklungsbewegung berührt wurden.

Wohl mögen dann in diesen entfernteren Ländern sich neue Entwicklungsherde (»Etappen« nach Quatrefages 177) gebildet haben, aber diese mussten an Bedeutung jenem ersten »Schöpfungscentrum« nachstehen, weil die dort hingedrängten Stämme schon von vorne herein dem andern Stamme oder Stämmen im Mittelpunkte der Entwicklung an Begabung nachstanden, ferner weil diese Länder weniger

günstig gestaltet, ihre Naturumgebung für menschliche Entwicklung weniger geeignet war, und endlich weil die Konkurrenz nach diesen weniger günstigen Ländern hin weniger gross, die Reibung der Stämme dort weniger lebhaft und ihre Mischung weniger vielseitig sein musste. Das Feuer auf diesen Entwicklungsherden wurde weniger emsig geschürt und brannte deshalb weniger hell.

Die Entwicklung der Begabung nahm an Intensität ab mit der steigenden Ungunst der Verhältnisse und der Unterschied der Stämme musste um so grösser werden, je abhängiger sie damals von diesen Verhältnissen waren. Als die Menschheit noch am meisten unter dem Einflusse der Naturumgebung stand, bildeten sich offenbar die Rassentypen, deren Unterschiede deshalb am meisten körperlich sind; später erst unterschieden sich die Völker, deren Charaktere sich schon mehr geistig differenciren; je höher dagegen die Kultur stieg, desto individueller wurde sie, und wird sich auch ferner um so mehr individuell gestalten, je mehr die Entwicklung derselben von den äusseren Umständen unabhängiger und die Gestaltung der Verhältnisse mannigfaltiger wird. Es wird dadurch klar, wie sich so bei konstant wirkenden äusseren Ursachen gerade der Unterschied der Rassen verschärfen und vergrössern musste. Wenn also die Progression der Entwicklung der einen Rasse per Jahrtausend wie 1 : 3 und die einer andern wie 1 : 2 ist, so würden wir den Unterschied dieser beiden Rassen finden:

	anfangs	wie	1 : 1,
nach	1000 Jahren	wie	3 : 2,
»	2000 »	wie	9 : 4,
»	3000 »	wie	27 : 8,
»	4000 »	wie	81 : 16,
			(5 : 1) und so fort.

Nur überwiegend körperliche Unterschiede, welche sich vor den Zeiten höherer Kultur-Entwicklung unter vollständiger Abhängigkeit von der konstant wirkenden Naturumgebung ausbildeten, konnten sich annähernd zu solcher Schärfe gestalten. Für die Kultur-Entwicklung der Rassen aber hätten solche Unterschiede nur möglich sein können, »wenn das Tempo der Entwicklung gleich bliebe und der »zurückgebliebenen Rasse nie eine den Abstand ausgleichende Gunst »der Konjunktur, der Anpassung, Vererbung und Anregung durch »Mittheilung der Gaben der Civilisation zu Theil geworden wäre oder »werden könnte. Die Grösse der Typenunterschiede steht im geraden »Verhältnisse zur Verschiedenheit, Stärke und Dauer der eigenthümlichen äusseren Lebensbedingungen und eigenthümlichen socialen

»Wechselwirkungen, sowie zur Schwierigkeit der Uebertragung und »des Austausches solcher Eigenthümlichkeiten« (Schäffle, *Bau und Leben*, II 446, 449 und 464). Bei fortgesetzter Vererbung durch die Kontinuität der Generationen muss die Anpassung an die gleichbleibenden Verhältnisse der Umgebung immer vollständiger werden. Wechsel der Verhältnisse treten in steigendem Maasse erst mit der Zunahme der kulturellen Entwicklung ein, und dabei wirken Vererbung und Anpassung dann ganz in derselben Weise vielseitig gestaltend, wie sie es bei der mehr naturellen Entwicklung in einseitiger Richtung thaten. Ich veranschauliche mir den Kausalzusammenhang der Rassenbildung etwa in folgendem Bilde*):

Zeit — **Raum**

Anpassung Vererbung **körperlich** **geistig**

Naturumgebung Mischung Verkehr

feindlich friedlich

materielle Kultur ideelle Kultur.

Diese Aufstellung mag dazu dienen, es verständlich zu machen, welche Ursachen die Neger in ihrer Kultur-Entwicklung zurückgehalten und welche Ursachen die höhere europäische Kultur ermöglicht haben. Es ist vor allem die Verschiedenheit der Naturumgebung; es sind ferner dort die Kontinuität hier der Wechsel derselben, also die Wanderungen der europäischen Völker, und endlich die Mischung und der Verkehr dort gleichbleibender, hier verschiedener Elemente.

Jeder Europäer, der die Tropen-Welt aus eigener Erfahrung

*) Dieses Schema sowie auch das andere, welches ich weiter unter (pg. 109) gebe, stellen natürlich nur die Form des Strebens, Werdens, Bewegens der Entwicklung dar. Was das eigentliche Wesen dieses Strebens ist und als was wir dasselbe bezeichnen wollen; in welchem Verhältnisse der bewusste Wille zum unbewussten Streben steht; in wiefern der bewirkte Wille auch als ein freier gedacht werden kann; ob überhaupt Stoff und Kraft, Materie und Geist ein und dasselbe oder zweierlei sind; ob sie sich wie Sein und Werden, Ruhe und Bewegung, Gegenwart und Zeit zu einander verhalten oder wie sonst: all diese Fragen gehen so durchaus über das Begriffsvermögen des »Menschenverstandes« hinaus, dass, wenn sie auch als die höchsten Probleme der Philosophie bestehen bleiben, sie doch für rein praktische Zwecke unerörtert gelassen werden können. — Tylor bezeichnet die dualistische Weltanschauung als *Animismus* und hat mit grosser Gelehrsamkeit, Ausdauer und Geschicklichkeit ein ausserordentlich reichhaltiges Material zur Kenntniss der Entwicklung dieser Weltanschauung zusammengetragen. Seine streng induktive Methode ist ohne Zweifel für wissenschaftliche Untersuchungen die richtige, vielleicht sogar die einzig zulässige Methode; es will mir aber scheinen, als ob zur Beurtheilung dieser Frage wohl ein etwas anders organisirtes Gehirn erforderlich sei, als das des Engländers Tylor.

kennt, weiss wie erschlaffend das heisse Klima wirkt und zur Ausdauer in körperlicher sowie geistiger Thätigkeit unfähig macht. »Mit »der Unlust zu körperlichen Anstrengungen verbindet sich eine ent- »sprechende Schwerbeweglichkeit der Gedankenwelt, Trägheit zum »Denken, Mangel an Energie des Willens und geringe Erregbarkeit »zu Affekten. Zu dieser allgemeinen Schlaffheit gesellt sich andrer- »seits aber eine grössere Intensität und Unruhe der Bewegungen, ein »grösseres Maass von physischer und psychischer Aufregung, wenn »der Zustand der Ruhe einmal verlassen wird« (Waitz I, 399). Wer kennte das tropische Afrika und hätte dieses nicht an sich erfahren? Und ist dies nicht gerade das Wesen dessen, was uns als der Rassentypus des Negers erscheint?!

Man hat nicht mit Unrecht die Frage aufgeworfen, woher es komme, dass die Eingeborenen Amerikas, die Inkas in Peru, die Atzteken in Mexico und andere, die doch vom Entwicklungsherde der Civilisation mindestens ebenso sehr getrennt waren wie die Neger, dennoch selbstständig zu einer so viel höheren Kulturstufe gelangt sind als diese (vergl. u. a. Caspari I, 228). Verschiedene Momente ihrer Naturumgebung und Vermuthungen über die wahrscheinlichen Anfänge ihrer Entwicklung geben uns hier Anhalt zur Erklärung. Der Umstand aber, dass es auch die amerikanischen Tropen sind, in denen es unserer Rasse, den Spaniern und Portugiesen, möglich war, unsere Kultur ohne Anwendung besonderer Mittel und Maassregeln zu akklimatisiren und dass dies in den afrikanischen Tropen trotz mancher Versuche bisher keinem europäischen Volke gelungen ist, — dieser Umstand lässt mich vermuthen, dass jener Kulturunterschied so gut wie dieser, auf eine Verschiedenheit des Klimas zurückgeführt werden könnte. Freilich mögen bei der vorzüglichen Entwicklung mancher Menschenstämme, und so auch bei den amerikanischen, Umstände mitgewirkt haben, die sich für immer unserer Kenntniss, ja selbst unserer Vermuthung entziehen werden; aber ich möchte glauben, dass wenigstens manche Unterschiede, die uns gegenwärtig noch räthselhaft erscheinen in der frühen Kultur-Entwicklung Amerikas wie auch in der Egyptens und Indiens, mit der Zeit dadurch ihre ausreichende Erklärung finden werden, dass man sie mehr als bisher auf Verschiedenheiten der Klimate zurückführen wird. Bei den gewaltigen und rastlosen Fortschritten, welche unsere Meteorologie gerade jetzt, Dank unsern tüchtigsten deutschen Gelehrten, macht, wäre es wohl sogar möglich, dass auch unserer Generation noch dieses Verständniss in viel tieferer Weise erschlossen würde, als es gegenwärtig der Fall ist.

Aber auch eine Reihe anderer Elemente der Naturumgebung wirkten offenbar nachtheilig auf die Entwicklung des Negers ein. Die Ueppigkeit seines fruchtbaren Landes wirkte ebenso kulturfeindlich wie der äusserste Mangel es z. B. bei den Eskimos und Feuerländern that. (Caspari I, 230; Roscher § 36 pg. 63, ebenso in seinen *Kolonien* pg. 206). Die Wirkung dieser Ursache tritt uns bei den Negern als Faulheit entgegen (Waitz II, 207). Nur Fülle der Kraft, Nachahmungstrieb und Eitelkeit oder Zwang sind es, welche ihnen als Motiv zur Arbeit dienen. Der erste Antrieb, welcher den Europäer zur Arbeit veranlasst, das Gefühl materieller Noth, ist dem Neger unbekannt. Weshalb sollte so ein Mensch auch arbeiten, wenn ihn doch seine Naturumgebung dieser Mühe überhebt? — In demselben Grade aber wie den Negern das kulturbildende Element der Arbeitsnothwendigkeit fehlt, geht ihnen auch das andere grundlegende Erforderniss des Kulturfortschritts ab, die Fähigkeit des *Managements*. Die geringe Wirthschaftsfähigkeit der Neger, sowie anderer Naturvölker und Halb-Barbaren, ist auf die gleiche Ursache wie ihre Unthätigkeit zurückzuführen. Der Reichthum ihrer Naturumgebung überhebt sie der Sorge um Vergangenheit und Zukunft (vergl. Waitz I 319, 479; Bagehot 209; Roscher § 45 pg. 85).

Andere Momente sind die Unwegsamkeit des afrikanischen Kontinents, der dicke Urwald, der wenigstens einen grossen Theil des Landes bedeckt, die weit ausgedehnten Wüsten und Steppen im Norden und Süden, die ungenügende Schiffbarkeit der grösseren und grössten Ströme und endlich die kompakte, abgeschlossene Form des Kontinents. Durch dieses Alles wurden sowohl Mischung und Verkehr der Völker im Innern des Landes behindert, als auch dieselben bisher von mehr begünstigten Rassen isolirt gehalten (vergl. Peschel 507; Bastian 9 und 17; Quatrefages Cap. 19).

Anders dagegen die Völker der europäischen Rasse. Ohne Zweifel zogen dieselben erst später und mit schon viel stärker entwickelten Anlagen vom »Schöpfungscentrum« fort oder dehnten sich mit wachsender Bevölkerungszahl und mit steigender Kultur von dort mehr und mehr aus. Eine höhere Kulturstufe ermöglichte es unserer Rasse erst, Europa zu einem neuen Entwicklungsherde zu gestalten; die Naturumgebung unseres Kontinentes macht es nicht wahrscheinlich (obwohl es verschiedentlich vermuthet worden ist), dass Europa das »Schöpfungscentrum« der Menschheit sein konnte. Als eine wesentliche Ursache, welche unsere Rasse kräftigte und entwickelte, erwies sich vor allem auch die für uns noch heute historisch und linguistisch nachweisbare Mischung der verschiedenen Stämme unserer

Rasse. Nächst den prähistorischen Wanderungen haben die historisch bekannten Wanderzüge der europäischen Völker, und ihr Zusammenstossen mit Völkern anderer Rassen, wie auch ihr gegenseitiges Sich-Vor- und Ineinanderschieben den bedeutensten Einfluss auf die jetzige Gestaltung und hohe Differencirung unserer Rasse gehabt. (Bastian 18 und Quatrefages Liv. 5). Dabei war es von grossem Vortheil, dass die sich mischenden Völker einander nicht gar zu fremd, andererseits aber auch nicht zu nahe stammverwandt waren und auf verschiedenen Stufen der Entwicklung standen.

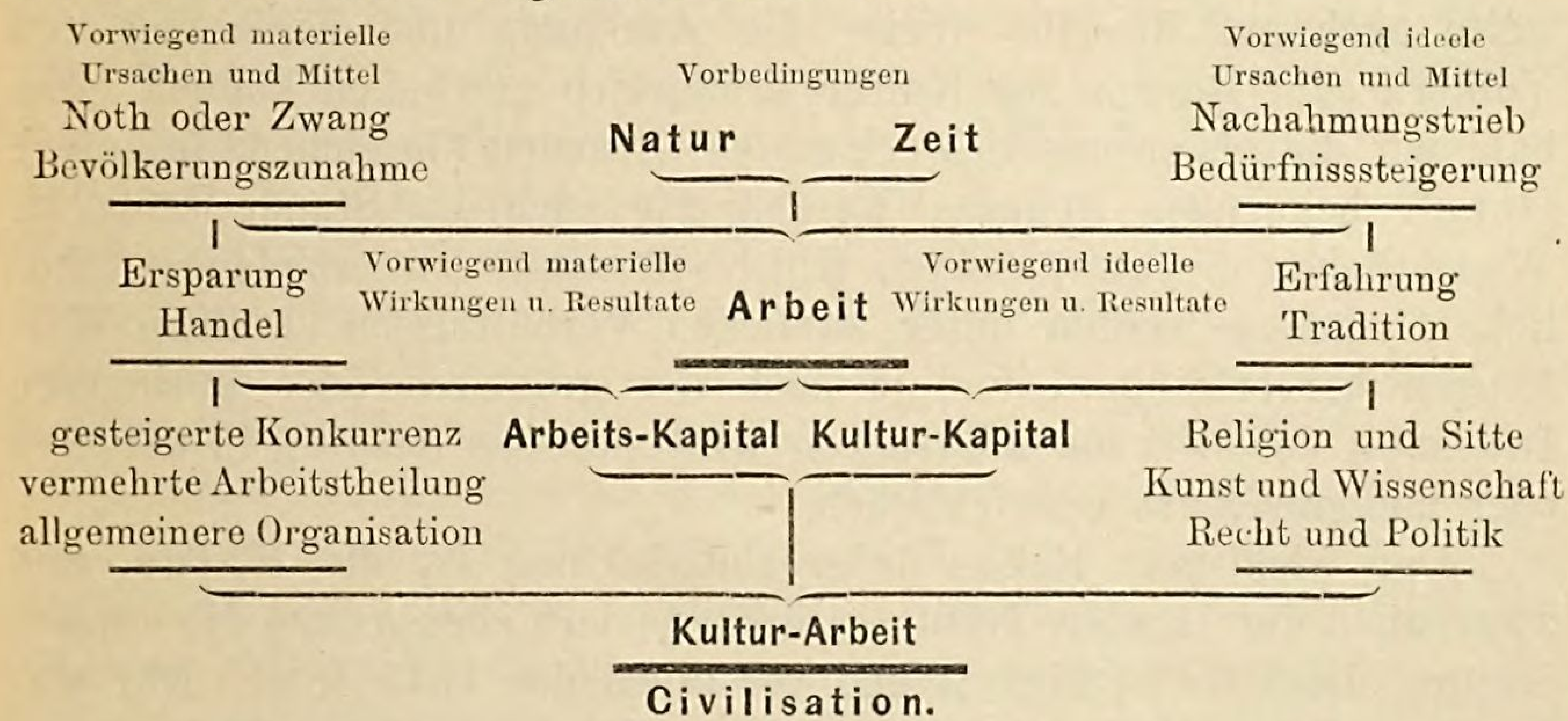
Nachdem nun unsere Rasse einmal fähig geworden war, dem Klima Europas zu widerstehen, wurde sie dann wieder durch dieses Klima und den verhältnissmässig geringen, äusseren Reichthum unseres Kontinents in erhöhtem Grade zur Arbeit angetrieben und ferner wurde ihre Entwicklung hier in besonderem Maasse durch die Vortheile eines grossen Binnensees, wie das Mittelmeer, begünstigt. Der feindliche oder friedliche Verkehr, welcher dadurch unter den verschiedenartig entwickelten Völkern der verschieden gestalteten und gelegenen Ländertheile ermöglicht wurde, veranlasste nicht nur weitere Mischungen der Stämme, sondern förderte auch in erhöhtem Maasse den Austausch der verschiedenen Kultur-Leistungen, die Specialisirung der Fähigkeiten durch Arbeitstheilung und die Vereinigung der Kräfte zu grösseren Kulturgrenzen, bis endlich unsere Rasse nach und nach den Wirkungskreis ihrer Kultur auf alle Länder und Völker der Erde ausdehnte und dann allmählich auch der Gedanke einer Civilisation der Menschheit aufdämmern konnte.

Mit der Arbeit wachsen die Früchte derselben, und mit den Genüssen, welche diese Resultate der Arbeit gewähren, wächst das Bedürfniss nach weiteren, höheren Genüssen. Die Befriedigung dieser Bedürfnisse erfordert weitere, bessere Arbeit und so nimmt die Kultur-Entwicklung unserer Rasse zugleich mit dem wachsenden Intellekt derselben in wechselwirkender Progression zu. (Roscher § 213 und 14).

Noch ein anderes Element aber begünstigte unsere Kultur-Entwicklung, welches den Negern und andern Naturvölkern in diesem Maasse fehlte, die starke Zunahme der Bevölkerung an verschiedenen Theilen unseres Kontinents während längerer Zeitperioden. »Ueberall wo höhere Kultur entstanden ist, findet sich eine verhält»nissmässig dichte Bevölkerung« (Waitz I, 427); und diese ist nicht nur eine Folge (Wirkung) der Kultur, sondern wirkt auch andererseits wieder als ein mächtiger Hebel (Ursache) derselben. Eine erhöhte Dichtigkeit der Bevölkerung veranlasst zur Anregung eines

feiner differencirten Wirthschaftsbetriebes, zum weiteren Theilen der Arbeit, zum Austausche der Kulturen und zur höheren und umfassenderen Organisation aller menschlichen Verhältnisse. Jede Kultur-Entwicklung nimmt zu, sowohl mit der Intensität der Konkurrenz zu derselben, als auch mit der Ausdehnung des Konkurrenz-Gebietes. (Peschel 444). Erst ein sehr erhöhter Grad der Intensität aber ermöglicht die Ausdehnung des Kultur-Gebietes über die ganze Erde; erst ein erhöhter Kulturgrad ist einer Konkurrenz der gesammten Menschheit fähig; erst das zur relativ höchsten Kulturstufe gelangte Volk kann der Träger der Civilisation werden.

Den Kausalzusammenhang der Kultur-Entwicklung stelle ich mir etwa unter folgendem Bilde vor:



Ebenso wie das, was wir schlechthin »Kapital« nennen (Vorraths Kapital), das Resultat von Arbeit, gewissermassen verkörperte, aufgespeicherte Arbeitsleistung ist (selbst dann wenn der *modus adquirendi* nur eine Okkupation war), so nenne ich »Kultur-Kapital« die gesammten Kultur-Errungenschaften, welche sich in einem Individuum, einem Volke, einer Rasse oder dereinst vielleicht in der gesammten Menschheit verkörpern (vergl. Fr. List, *Nat. System der polit. Oekon.* Stuttgart 1854, pg. 201 ff. und 210 ff). Im Gegensatz dazu bezeichne ich das materielle Kapital (Vorraths-Kapital) als »Arbeits-Kapital«. Diese Benennung trifft in doppeltem Sinne zu, nicht nur weil solches Kapital durch Arbeit entsteht, sondern weil es wiederum zur Verwendung und Befruchtung durch Arbeit dient. *)

*) Diese Bezeichnung hat daher nichts mit dem von Umpfenbach aufgestellten Begriffe zu thun. Er versteht unter »Arbeits-Kapital« anerzogene Arbeitskraft im Gegensatz zur angeborenen Arbeitskraft, die er »Arbeitsnatur« nennt.

Sind anfangs durch vorwiegend physische Arbeit die ersten Resultate an Arbeits-Kapital und Kultur-Kapital gewonnen, so wird danach die weiter hinzutretende Arbeit mehr und mehr eine »Kultur-Arbeit«. Bei zunehmender Vervollkommnung der Organisation sind die wachsenden Resultate auf der einen Seite vermehrter Wohlstand, auf der andern verfeinerte geistige Entwicklung. Kultur und Kapital gehen fortschreitend stets Hand in Hand; und beide, materielles Arbeits-Kapital und geistiges Kultur-Kapital, unaufhörlich befruchtet durch die rastlose Kultur-Arbeit der Völker, machen das untrennbar-einheitliche Wesen der Civilisation aus.

Wie nun die Kultur-Entwicklung sich naturgemäss gestaltet, so sollte auch auf dieselbe Weise die Anregung und Erziehung von Völkern oder Rassen zur Kultur erfolgreich geschehen können. Sobald wir die als erforderlich erkannten Ursachen hinreichend in unsere Gewalt bekommen können, werden wir auch im Stande sein, im Wesentlichen die gewünschten Kultur-Resultate zu erzielen. Aehnliche Ursachen werden unter ähnlichen Verhältnissen ähnliche Wirkungen hervorbringen, und je nach der grösseren oder geringeren Intensität der wirkenden Ursachen wird sich das Resultat in kürzerer oder längerer Zeit verwirklichen.

Der wichtigste Faktor jeder Entwicklung ist die Natur, und zwar nicht die »äussere Natur« allein, sondern ebenso auch die »innere Natur«, die Lebensfähigkeit und vor allem der Intellekt. Nur was in einer Form (Individualität, Typus oder Species) im Keime vorhanden ist, kann sich aus derselben entwickeln; nächst der Natur des Negers selbst aber ist die Naturumgebung, in der er lebt, für seine Entwicklung in erster Linie maasgebend. — Um nun die Rasse vollständig von den nachtheiligen Einflüssen dieser »äusseren Natur« zu befreien, müsste man etwa die Neger allmählich nordwärts akklimatisiren und in einem europäischen Klima einleben. Abgesehen von der absoluten Unmöglichkeit eines solchen Beginnens im Stile des Vorschlages von Galton, würden dadurch solche übergesiedelten Negervölker, so gut wie die Schwarzen in den Vereinigten Staaten allmählich aufhören zur afrikanischen Rasse zu gehören, und vielleicht ähnlich den Mongolen in Ungarn nach tausendjähriger Umgestaltung zu einem neuen Theile der europäischen Rasse werden. Man würde dadurch aber ferner die Neger zugleich der vortheilhaften Einflüsse ihrer Naturumgebung berauben, und die Vorzüge der afrikanischen Tropen vor unsern von der Natur stiefmütterlich bedachten Gegenden sind es gerade, welche uns den praktischen Vortheil einer Kultur-Erziehung

dieser Natur-Völker gewähren sollen. Indessen vermag unsere Kultur allerdings die Naturverhältnisse des afrikanischen Kontinents wesentlich umzugestalten und sogar zum Theil auch das Klima desselben belebender zu machen. Wir können die Wildnisse in Kulturstätten verwandeln, und unserm Handel und Verkehr in allen Richtungen neue Wege bahnen. Auch beweisen uns die grossen klimatischen Leistungen der Niederländer in Java, die der Engländer in Indien, die der Franzosen in Algerien, dass unsere Kultur uns Mittel an die Hand giebt, selbst das kulturfeindlichste Klima zu bezwingen, wenn auch bis jetzt noch nicht immer für die Akklimatation unserer eigenen Rasse, so doch zur besseren Entwicklung der bereits akklimatisirten Völker.

Die andere unerlässliche Vorbedingung einer Fortentwicklung, die nöthige Zeit, scheint uns bei der ausserordentlichen Lebensfähigkeit und Widerstandskraft der Negerrasse für die Kultur-Erziehung derselben in ganz unbeschränktem Maasse zu Gebote zu stehen. Allerdings wird selbst in unserer schnell-lebigen und sich rasch entwickelnden Generation ein geraumer Zeitverlauf erforderlich sein, um die Negervölker als selbstständige Glieder in die solidarische Kultur-Entwicklung der Menschheit eintreten zu lassen, wenn auch nicht gerade, wie bei uns selbst Jahrtausende darüber hingehen werden (vergl. u. a. Lubbock 477 und Quatrefages*) 168 ff, 190 f). Aber wenn man eben nur im Geringsten die unendliche Langsamkeit der früheren Kultur-Entwicklung unserer eigenen Rasse bedenkt, so muss es geradezu erstaunen, dass doch so viele hochgebildete Europäer noch jetzt in dem Glauben leben, eine solche Umgestaltung sei annähernd schon in einer Generation zu erwarten. »Ein plötzlicher »und unmittelbarer Uebergang vom Naturzustande zur Civilisation »widerstrebt den Gesetzen der Natur. Der Versuch, einen solchen »herbeizuführen, gleicht dem Versuche des schlechten Erziehers, der »durch eine einmalige, kräftige Einwirkung auf den Zögling diesen »innerlich umbilden zu können sich einbildet. Die Kultur muss langsam vorwärts gehen, sonst geht sie zurück. Die Geschichte der »Revolutionen giebt uns in dieser Hinsicht dieselbe Lehre wie die der »Missionen« (Waitz I, 487; ebenso Peschel 157). Bei diesen Worten dachte Waitz eben an die Missionen älterer Schule, welche ihrer Pflicht genügt zu haben glaubten, wenn sie die Neger nur lehrten und

*) Quatrefages (pg. 170) sagt sehr richtig: »Man muss dabei nicht nach Jahren, »sondern nach Generationen rechnen;« und Peschel (pg. 157) »Der Uebergang vom »Jagderwerb zum strengen Ackerbau muss durch mehrere Geschlechter sich langsam voll»ziehen, sonst stellt sich der Rassentod ein.«

tauften. Selbst Gerland (§ 23) erwartet allerdings die Kultivation der Naturvölker noch fast ausschliesslich von dem Missionswesen der heute herrschenden Art, und es ist auch unmöglich zu verkennen, dass an vielen Orten gerade in Afrika Missionen in kleineren Kreisen erfolgreich wirken. Diese allein aber werden freilich die afrikanische Rasse nicht zur Kultur führen können. Um ein Volk oder gar eine Rasse zu erziehen, dazu gehören nicht nur andere Massregeln, sondern vor Allem auch ganz andere Mittel, als sie allen heutigen Missionsgesellschaften der Welt zusammengenommen zu Gebote stehen.

Ich kann dagegen nicht unterlassen, hier darauf hinzuweisen, dass einer der Ersten, welche gerade in Deutschland (unabhängig von Waitz und bald nach ihm) die richtige Kulturanschauung in populärer Weise ausgesprochen hat, ein Missionar war. Ich meine Kaufmann, der in seinem »*Gebiet des weissen Flusses*« (Brixen 1861 *) pag. 145) sagte: »Der Missionar muss wie ein Kolonist arbeiten und »die Mission muss zugleich eine Ackerbauschule sein. Der Neger »kann nur durch Arbeit erzogen werden; die Schule allein »vermag es nicht.«

Durch Gewöhnung an regelmässige Arbeit allein sind Jägervölker zum Ackerbau und zur Viehzucht zu bringen, ohne das Durchgangsstadium des Nomadenthums; und mit der dauernden Ansässigkeit, die der Ackerbau bedingt, fängt erst das, was wir »Kultur« im engeren Sinne des Wortes nennen, an. Jägervölker, obwohl im Besitze einiger Kulturanfänge und noch grösserer Kulturbegabung, bezeichnen wir dennoch nicht mit Unrecht vorzugsweise als »die Wilden«, und auch Nomaden sind als solche niemals fähig, wirklich in den Kreis der Civilisation einzutreten. Nur regelmässige, im guten Sinne des Wortes »spiessbürgerliche« Arbeit vermag diesen Kulturfortschritt zu bewirken; und ebenso kann allein eine systematische Organisation der Arbeit die Völker zu den höheren und höchsten Kulturstufen führen.

Gegen die Durchführung solcher Erfahrungen und Principien in Afrika wird freilich oft eingewendet, dass der Neger nicht arbeiten wolle, dass es eines brutalen Zwanges bedürfe, um ihn zu regelmässiger Arbeit zu veranlassen. Natürlich so gut wie es in Europa entsetzlich faule Menschen giebt — ich erinnere nur an den neapolitanischen Lazzerone — so gut giebt es deren auch in Afrika, ja hier sogar ganze Stämme, die deshalb schwerlich je auf eine civilisirte Kulturstufe zu heben sein werden. Wer sich indessen

*) Die 2. Auflage dieses Werkes erschien in unverändertem Abdruck unter dem Titel *Schilderungen aus Centralafrika oder Land und Leute im oberen Nilgebiet am weissen Flusse* von A. Kaufmann, Brixen und Lienz 1862.

davon überzeugen will, dass die Neger thatsächlich arbeiten, freiwillig und mit Lust, im Gefühl der Fülle überschüssiger Kraft und aus lebhaft angeregtem Erwerbstriebe, der braucht nur einmal Passage auf einem *West-African-Steamer* zu nehmen, um zu sehen, dass und wie dort alle Arbeit ausschliesslich von Negern geliefert wird.

Oft wird allerdings im tropischen Afrika, wo dem Neger das Gefühl materieller Noth gänzlich fehlt, nur socialer Zwang den ersten Antrieb zur Arbeit gewähren können (Roscher § 36 pg. 64). Und so gewiss der Neger von aller Sklaverei emancipirt sein soll, so gewiss darf er von der Arbeit nicht emancipirt werden, da diese eben trotz der ausserordentlichen Lebensfähigkeit der Rasse ein unerlässliches Erforderniss ist, um dieselbe vor einem sicheren Rassentode in späterer Zukunft zu bewahren. »Wo sich die Menschen mit geringer »Arbeit und fast ohne alle Anstrengung ernähren, wo es an Energie »zur Arbeit fehlt in Folge der Erschlaffung, die das Klima oder die »sociale Lage der Bevölkerung mit sich bringt, da ist vor Allem die »Nothwendigkeit eines äusseren Zwanges gegeben, der Ordnung in »der Masse hält und sie zur Arbeit nöthigt« (Waitz I, 442). — Handelt es sich also darum nicht etwa nur irgend eine bestimmte Arbeit in Afrika geleistet zu erhalten, sondern vielmehr die Bevölkerung des Landes durch Arbeit zu erziehen, so kann man sich natürlich nicht mit denjenigen Arbeitern begnügen, die in der beschränkten Kindlichkeit ihres Naturverstandes sich ganz freiwillig zur Arbeit entschliessen. Die Vorbedingung muss in diesem Falle eben dieselbe sein, wie sie es in Europa auch ist — eine sociale Organisation der Verhältnisse, eine Forderung, welche die Gesammtheit in Gestalt einer Staats-Verwaltung an den Einzelnen stellt. Die erste Vorbedingung einer Kultivation der Neger ist mithin eine staatliche Ordnung in ihrem Lande, eine Hineinziehung desselben in den Kreis der Civilisation durch die Herrschaft einer civilisirten Kulturmacht über dasselbe.

Von den verschiedenen Maassregeln, welche unsere Rasse bisher zur Kultivation der Naturvölker angewendet hat, hebe ich hier nur flüchtig die drei hauptsächlichsten hervor: das *Jesuiten*-System der spanischen und portugiesischen Missionen, das *Kultuurstelsel* der Niederländer und das *Indenture-System*, welches hauptsächlich in der brittischen Kolonial-Wirthschaft ausgebildet worden ist.

Das *Jesuiten-System* gelangte bekanntlich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Paraguay zu höchster Blüthe, und findet sich gegenwärtig noch mancherwärts in theilweiser Anwendung, in reinster Form aber wohl nur noch auf den Philippinen. Ob solche Seelen-

sklaverei höher oder tiefer steht, als die Negersklaverei *in optima forma*, lasse ich hier dahingestellt; es ist jedenfalls unbestritten, dass die Resultate dieses Systems nie weiter als bis zu einer fast rein äusserlichen Halb-Kultur gelangt sind, welche bald nach dem Aufhören der civilisatorischen Beeinflussung wieder in den ursprünglichen Zustand relativer Wildheit versinkt. Mir erscheint — obwohl ich den Betrieb dieses Systems nicht aus eigener Anschauung kenne — die Kultivation von Naturvölkern in dieser Form heutzutage als ein Anachronismus.

Dasselbe freilich hat man von dem *Kultuurstelsel* (Kultur-System der Niederländer auf Java) behauptet, und ohne Zweifel waren mit demselben, als es in der Mitte dieses Jahrhunderts in vollster Blüthe stand, mancherlei anachronistische Einrichtungen verknüpft. Dass sich viele guten Seiten des Systems bewährt haben, kann indessen nicht geleugnet werden. Zwar beruht die Organisation der Arbeit dabei nicht auf Begriffen der Civilisation, sondern ausschliesslich auf mohamedanischen und halb-barbarischen Kultur-Verhältnissen, jedoch wurden diese dabei immerhin der Civilisation in einer Weise dienstbar gemacht, die wenn auch nicht auf der Höhe der Gegenwart stand, doch im hohen Grade ingeniös war. Rechts-Institute wie das *Kultuurstelsel* eignen sich offenbar mehr für eine Kultivation durch eine Staatsverwaltung, während das *Indenture-System* vorzugsweise für die Arbeits-Organisation in der Privat-Kultur geeignet erscheint.

Das *Indenture-System* ist im Wesentlichen nur eine *glebae adscriptio*, eine internationale Anwendung des Princips der Hörigkeit. Es ist ein dauernder Arbeitskontrakt (meist auf 5 Jahre), in welchem die Kraft des Arbeiters dem Arbeitsherrn unter gesetzlich geregelten Bestimmungen zur Verfügung gestellt wird, dieser letztere aber die Sorge für die Existenz und das Wohl des Arbeiters übernimmt; er wird die Arbeitskraft desselben durch Schulung möglichst gut zu verwerthen suchen und sorgt ausserdem für seine Nahrung, Kleidung, Wohnung und Pflege, wenn er deren bedarf. Das Gedeihen und der Fortschritt des Arbeiters ist das unmittelbare Interesse des Arbeitsherrn.

Im *Ethiopien* (pg. 313—332) habe ich versucht, die historische Entstehung dieses Arbeitsinstituts rechtfertigend darzustellen. Dasselbe wird heutzutage in Europa oft durchaus ungerecht beurtheilt, indem man das Rechts-Institut selbst mit dem Missbrauche desselben verwechselt; man versäumt es, die dem Systeme zu Grunde liegenden Gedanken, Erfahrungen und Principien von ihrer oft unrichtigen und ungerechten Anwendung zu unterscheiden. Man hat sich sehr

mit Unrecht gewöhnt, dasselbe mit einem gehässigen Nebengedanken als »Kulie-System« zu bezeichnen. Dass in der Ausbildung desselben manche sehr beklagenswerthe Fehlgriffe gethan sind, wird Niemand leugnen, auch sind dieselben noch heute nicht durchweg überwunden; hinsichtlich des Wesens und der Bedeutung dieses Systems aber will ich nur auf zwei maassgebende Beurtheiler desselben hinweisen. Für das englische Publikum gilt als solcher der bekannte Barrister und Staatsmann Edward Jenkins (vergl. *Ethiopien* pg. 321), der nach eingehender Untersuchung der Verhältnisse meint (*The Coolie*, p. 367): »Wenn wir dem System Gerechtigkeit widerfahren lassen, so scheint »es trotz seiner Schwächen, seiner Schwierigkeiten und seiner gegen- »wärtigen Uebel dennoch vielversprechend, und — ich bin überzeugt — »mit Sorgfalt und Geschick und ernstem Streben kann es nicht nur »die Arbeitsverhältnisse organisiren so erfolgreich wie es nur jemals »geschehen ist, sondern wird auch der Welt zu ganz unendlichem Segen »gereichen.« — Für Deutschland dagegen werden die Worte Ratzels (pg. 244) von besonderem Gewicht sein, da er sicherlich nicht den Verdacht erwecken kann, das Interesse solcher Arbeiter zu unterschätzen: »Die brittische Regierung hat Alles gethan, um in ihren »Kolonien nicht ähnliche Zustände aufkommen zu lassen wie auf Cuba »und in Peru. Es wird strenge darauf geachtet, dass die Kontrakte »von Seiten der Arbeitgeber erfüllt werden. Unter diesen Verhält- »nissen ist es für die Asiaten sogar lohnend, auf englischem Boden »Kulies zu sein.«

Nicht jedes europäische Volk freilich besitzt in gleichem Grade das Talent, mit dem Neger umzugehen und ihn arbeiten zu machen. Holländer, Niedersachsen und Schotten sollen dies in hervorragendem Maasse verstehen, und selbst die Franzosen haben wohl, wenn auch seltener Gelegenheit, doch verhältnissmässig mehr Erfolg in der Anwendung des *Indenture-Systems* als gerade die Engländer. Klarheit des Zweckes, Festigkeit des Willens, wohlwollender Humor und nie endende Geduld, getragen von einem natürlichen Sinne für Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit, sind jedenfalls die besten Eigenschaften zu einer erfolgreichen Behandlung der Neger. Dass wir Deutsche uns hierauf besser als andere Völker verstehen, dieses Zeugniss stellt uns unter Andern der bekannte englische Publicist Anthony Trollope (*South-Africa*, am Ende des 16. Cap.) aus, wo er uns seinen eigenen Landsleuten in ein paar Beispielen als Vorbilder hinstellt. *) Von

*) Zu erwähnen ist hier auch neuerdings besonders Alfred Kirchhoffs Vortrag »Die Verbreitung der deutschen Arbeit«, abgedruckt im März-Heft der *Deutschen Revue* 1879.

der Begabung, schwierige Verhältnisse durch geschickte Organisation zu beherrschen, haben allerdings ja bis auf die neueste Zeit deutsche Leistungen auch in grösserem und grösstem Maasstabe den hinreichenden Beweis geliefert. Ausgeschlossen wäre daher auch wohl nicht, dass ein Volk, welches den Engländern an Organisations-Talent überlegen ist, das *Indenture-System* wesentlich verbessern und umgestalten oder gar auf anderer Grundlage ein noch wirksameres System organisirter Arbeit, ein *System der Cultivation* (materiell und ideell) verwirklichen könnte.

Vorerst scheinen aber die Principien des *Indenture-Systems* für eine anfängliche Gestaltung afrikanischer Kultur-Verhältnisse ausreichend. In sehr beschränktem Maasse finden diese Principien dort auch gegenwärtig schon Anwendung; nur ist allerdings eine rationelle Verschärfung und Durchbildung derselben für eine wirksame Kultivation der Negervölker ganz unerlässlich. Namentlich ist die Okkupation und Beherrschung grösserer Theile der Tropen des afrikanischen Kontinents nothwendig, um die Transmigration der Stämme sorgfältiger und in grösserem Maasse durchzuführen, und ferner ist die Uebersiedlung von Frauen und die Neubegründung dauernd ansässiger Familien für solche systematische Kultivation erforderlich. Dadurch wird nicht nur der Arbeitsherr der Stabilität seiner Leute mehr als bisher versichert, sondern auch der erziehende Einfluss der Arbeit kann unbeschränkter und nachhaltiger auf die angeworbenen Neger wirken. Zugleich ist dadurch die Möglichkeit gegeben, auch die Stellung der Frauen selbst zu heben, namentlich dieselben von ihren jetzigen patriarchalisch-polygamischen Verhältnissen zu emancipiren und sie durch ihre eigene Arbeit frei und selbstständig zu machen. Die Transmigration der Stämme hat in der weiteren Folge auch den Vortheil einer Mischung und Verdichtung der Bevölkerung, wie sie zur ferneren Entwickelung der afrikanischen Verhältnisse wünschenswerth ist; die Konkurrenz der Kräfte wird lebhafter angeregt, die Existenz-Bedingungen erschwert und dadurch der Antrieb zur Arbeit wesentlich verstärkt.

Andere Kräfte, welche den Antrieb zur Arbeit geben und aus denen sich auch auf der gegenwärtigen Stufe unserer europäischen Rasse die Ursachen der Kulturentwicklung zusammenzusetzen pflegen, Nachahmungstrieb, Genusssucht und Anlage zum Idealismus finden wir auch bei den Negern in besonderem Maasse vorhanden. Sobald sie nur wirklich mit der Civilisation und nicht mit dem Abschaum europäischer Kultur in Kontakt kommen, hilft ihr Nachahmungstrieb ihnen oft in einer Generation schon zur Aneignung von Kultur-

Errungenschaften, deren Erwerb unserer Rasse Jahrhunderte gekostet haben. Es ist das Verdienst Walter Bagehots, einige der subtileren Vorgänge der Kultur-Entwicklung treffend hervorgehoben zu haben, und so auch die Bedeutung des Nachahmungstriebes für dieselbe, — eine Anwendung des Darwin'schen »*Mimincry*«. Es war ein sehr geschickter Griff, den Satz Francis Newmans, *Men are guided by type, not by argument* (Bagehot 90 und 205), zu verallgemeinern und seine Gültigkeit auch für das tägliche Leben innerhalb der heutigen Civilisation nachzuweisen, dagegen aber andrerseits doch den Kultur-Einfluss der *Discussion* (p. 189 ff.) für eine bestimmte Periode richtig hervorzuheben.*) Einstweilen freilich ist die Negerrasse von einer Reife für das Zeitalter der »Selbstregierung« noch sehr weit entfernt. Es hat allerdings nicht an brittischen und amerikanischen Philanthropen gefehlt, die sich wirklich schon für den Gedanken eines Neger-Parlamentes begeistert haben; indessen sind vorerst doch noch sehr viel ernstere Dinge in's Auge zu fassen.

Das, was, abgesehen von Zwang oder Noth, die Entwicklung des Naturmenschen sogut wie des Kulturmenschen bewirkt, ist, psychologisch genommen, zum Theil die Befriedigung rein äusserlicher Begierden. So werden auch beim Neger durch die Anreizung seiner lebhaften und unblasirten Begierden seine Bedürfnisse in ebenso grossem Maasse gesteigert, wie durch die Genüsse, welche ihm die Früchte seiner eigenen Arbeit schaffen. Von weiter-reichendem Einflusse aber als die äusserlichen Bedürfnisse ist für die Kultur-Entwicklung die Befriedigung, welche Wissen einerseits und Reichthum andrerseits dem Menschen an Macht und Ansehen gewähren. Der europäischen Rasse kommt wegen der thatsächlichen Vorzüge ihrer vieltausendjährig-längeren Kultur-Entwicklung mit Recht ein Uebergewicht über die Negerrasse zu und sollte ihr, zum Wohle der Neger selbst, in noch viel höherem Maasse zukommen, als dasselbe bisher officiell anerkannt ist. Thatsächlich aber wird die Ueberlegenheit unserer Rasse gegenwärtig in Afrika vielfach in ungebührender Weise ausgenutzt, blos weil den Negern die rein individuellen Besitzthümer von Wissen und Reichthum fehlen. Dadurch wird dem Neger das wichtigste aller Elemente der höheren und feineren Kultur-Entwicklung entzogen, die Selbstachtung. Ich meine damit natürlich das Gegentheil von dem be-

*) Bagehots Schwärmerei für die Passivität der *Whigs* ist allerdings zu evident subjektiv und wird daher mit der Zeit, welcher er angehörte, verschwinden. Die »Passivität« unseres Grafen Moltke mit der *Non-interference*-Politik Gladstones in Verbindung gebracht zu sehen, macht auf den deutschen Leser wohl nur einen unfreiwillig-komischen Eindruck.

kannten ungebührlich frechen Wesen der meisten Neger unter englischer Herrschaft in Afrika (ich erinnere nur an die Zustände in Sierra Leone). Solche Neger sind für eine Kultur-Erziehung verloren, denn wirkliche Selbstachtung muss mit der richtigen Schätzung und mit der Fähigkeit einer Würdigung der überlegenen Kräfte Anderer beginnen; der Snob hat von einer »Selbstachtung« keine Ahnung. Zu dieser ist ferner aber vor Allem nöthig, dass die Urtheilskraft des Menschen einerseits getragen ist durch die nöthigen Kenntnisse und andererseits basirt auf einer wirthschaftlichen Selbstständigkeit des Menschen (vergl. auch Gerland 81 und Waitz I. 74). Jede Kulturpolitik in Afrika wird ihr Augenmerk wesentlich auf diese Punkte richten müssen.

Danach erst kann in viel späterer Zeit durch den Gedankenaustausch eines feineren geistigen Verkehrs eine eigene höhere Kultur in Afrika erblühen. Auch für diese Entwicklung findet sich bei Bagehot (pg. 73) ein sehr treffender Satz, der nicht ganz mit Unrecht zum Stichworte in der angelsächsischen Welt geworden ist: *Refinement is only possible where leisure is obtainable.* — Erst »Musse«, Freiheit von physischer Arbeit und Sorgen der materiellen Existenz, ermöglichen dem Kulturmenschen die höhere Entwicklung des Idealismus und das Schaffen höchster Kultur-Schätze. Erst in diesem Stadium ist auch an eine eigentlich religiöse Entwicklung, sowie an Leistungen von Kunst und Wissenschaft zu denken. Ein sehr vulgäres äusserliches Christenthum allerdings kann auch bei dem Neger, wie er jetzt durchschnittlich ist, schon Eingang finden. So wie unsere Bauern sich wohl ihren Himmel malen: sorgloses Nichtsthun tagaus tagein, oben in den Wolken auf den langen Banken sitzen, mit den Beinen baumeln und Psalmen singen, — das freilich ist auch heute schon des Negers Ideal. Eine wahrhaft religiöse Entwicklung aber ist erst bei einem intensiv geistigen Leben möglich. Dann erst kann auch von einer »Nächstenliebe« die Rede sein, welche nicht um den Gewinn späterer Belohnung feilscht.

Diese gesammte höhere Entwicklung nun findet ihre vollständige Darstellung, ja die Möglichkeit ihrer Existenz, erst in der Herrschaft von Recht und Sitte, die sich in einer staatlichen Organisation ausprägen; durch diese wird eine menschliche Gesellschaft erst zum Eintritt in den Kreis der Civilisation befähigt. Die Herrschaft einer civilisirten Rechtsordnung allein kann Civilisation in Afrika ermöglichen. *)

*) Dasselbe hebt auch Jenkins hervor (*The Coolie* pg. 413). »Die Erfahrung hat »gelehrt, dass der Neger keine Ausnahme bildet von der Regel, dass der Einfluss einer

Schwerlich wird es der Civilisation je gelingen, sich ganz von den Naturumgebungen der einzelnen Länder zu emancipiren. Wie es stets verschiedene Rassentypen geben wird, so werden sich auch die verschiedenen Erdtheile und Länder stets als verschiedene Kultur-Zonen und mit verschiedenen Kulturtypen darstellen, wenn auch die Verhältnisse dieser Unterschiede wechseln mögen (vergl. Waitz I, 396, 483—85; Gerland 143; Bastian 26). Solche verschiedenen Kultur-Zonen und -Typen werden innerhalb der Civilisation die allgemeinsten Gruppen der Arbeitstheilung bilden und damit zugleich die bleibende Grundlage des Welthandels und des geistigen Güteraustausches im Kreise des Menschengeschlechts sein, denn auch die höhere Kulturstufe (feiner-differencirte Organisation) kann von der niederen geistige so gut wie materielle Vortheile ziehen. »Von »wie grossem Segen wäre es für alle Kolonien, statt wie jetzt in oft »so blutiger Feindschaft mit den Eingeborenen zu leben, in ihnen »Helfer und freundliche und intelligente Arbeiter zu finden, und so »empfiehlt sich schon von rein praktischer Seite für den Europäer »die Schonung und Hebung der Naturvölker« (Gerland 144). Wir werden die Naturumgebung Afrikas nie vollständig überwinden; Afrikanische Kultur wird nie europäische Kultur werden; wohl aber mag dereinst jene so gut wie diese ihren Antheil an der Kultur-Arbeit zur gesammten Civilisation der Menschheit beitragen.

Dasjenige Volk, welches sich um die Menschheit das Verdienst erwerben wird, Afrika und seinen Völkern zu solcher Entwicklung zu verhelfen, wird ohne Zweifel dadurch auch in seiner eigenen Entwickelung gewinnen. Aber bei Weitem nicht jedes europäische Volk ist zu solcher Kultur-Leistung im Stande. Diese setzt bei solchem Volke schon einen hohen Grad der Reife eigener Entwickelung voraus. Sie fordert von demselben sowohl ein beträchtliches Kultur-Kapital als auch ein nicht unbedeutendes Arbeits-Kapital.

Das bedeutendste Hinderniss, welches unser Kultur-Kapital dabei zu überwinden hat, ist das Klima Afrikas (vergl. auch Waitz I, 396—98). Könnte und würde man etwa ein paar Hunderte gewöhnlicher Durchschnitts-Europäer nach Central-Afrika versetzen und sie dort isolirt sich selbst überlassen, so würden wohl viele von ihnen dem Einflusse des Klimas physisch erliegen und ohne Nachkommen sterben; im Laufe der Generationen dagegen würden sich die Ueber-

»socialen Organisation und der Antrieb der Konkurrenz zur Arbeit, welche das Kapital »ermöglicht, nothwendige Elemente in den Vorbedingungen menschlicher Entwicklung »*(to develop human character)* sind« (vergl. auch Roscher § 45 pg. 85).

lebenden dort nach und nach akklimatisiren, so gut wie andere Menschenrassen sich dort akklimatisirt, und so gut wie auch Europäer sich in andern tropischen Ländern eingelebt haben. Die Kultur der Nachkommen solcher Europäer aber würde sich wahrscheinlich ebenso wesentlich dem Charakter des Landes genähert haben und würde sich vielleicht schon in der dritten oder vierten Generation nicht mehr sonderlich von den Verhältnissen einiger Negerstaaten wie Bornu oder Uganda unterscheiden. Für diese Thatsache liegen zahlreiche Beispiele aus den Tropen aller Erdtheile vor. Eine ganze Reihe derselben findet sich auch bei Waitz (I, 369—75) zusammengestellt. Aus diesen Thatsachen erhellt unzweifelhaft, dass unsere Rasse als solche für Afrika durchaus nicht geeignet ist und auch sich im tropischen Afrika nicht unbeschadet akklimatisiren kann, bis es ihr mehr, als es ihr gegenwärtig möglich ist, gelingen wird, die Naturumgebung des Landes umzugestalten. Aber die körperliche Mitwirkung, also theilweise Uebersiedlung, unserer Rasse als solche ist ja auch für Afrika nicht erforderlich, sondern nur unser *Kultur-Kapital*, d. h. die geistige Einwirkung unserer Kultur auf das Land und seine Bewohner zu dem Zwecke und bis zu dem Grade, dass sich die Arbeitsleistung der Negervölker zu einer *Kultur-Arbeit* und die Entwickelung des Landes zu einer Kultur-Entwickelung gestalte. Der dazu nöthige Wirthschaftsbetrieb und die politisch-sociale Organisation fasse ich zusammen in dem Begriffe *Management*.

Wenn ich die Anforderungen, welche an das *Management* unseres Kultur-Kapitals in Afrika gestellt werden, kurz zusammenfasse, so scheinen mir dieselben in folgenden Hauptpunkten über unsere gegenwärtigen Leistungen dort hinauszugehen:

1. Die Klasse von Europäern, welche dort vorherrscht und das Wesen, welches sich in ihnen darstellt, müssen andere, höhere werden; es muss die Vollkraft unserer Kultur in diesen Elementen repräsentirt sein.

2. Alle Kräfte unserer Kultur, welche dort zur Verwendung kommen, müssen durch staatliche und gesellschaftliche Organisation in civilisirter Zucht und Ordnung gehalten werden.

3. Grössere Theile des Kontinents müssen der Herrschaft einer europäischen Staatsordnung unterworfen, Recht und Sitte des Landes müssen unter den Einfluss der Civilisation gestellt werden. Vor allem müssen die Kulturkräfte, welche das Land selbst bietet, systematisch organisirt werden. Militärische und polizeiliche Sicherheit muss es ermöglichen, dem System einer Kultur-Erziehung der Eingeborenen

neben dem socialen Einflusse auch den Nachhalt physischen Zwanges zu geben, wo derselbe in letzter Linie erforderlich sein sollte.

Missionsgesellschaften und private Handels-Unternehmungen sind zur Durchführung solcher Maassregeln natürlich ganz ausser Stande. Soll dieselbe nicht ganz direkt durch eine staatliche Organisation geschehen, so wird sie als ein privates Kultur-Unternehmen wohl nur in der Form einer »politischen Handelsgesellschaft« mit staatsrechtlichen Befugnissen möglich sein. Die Kraft einzelner Individuen, und seien es auch die höchst entwickelten Europäer, ist offenbar viel zu schwach, um die vieltausendjährige Entwickelung, oder vielmehr Verwilderung einer ganzen Rasse und eines grossen Kontinents umzugestalten oder auch nur ihren Einflüssen auf die Dauer zu trotzen. Im Management einer gemeinsamen Kultur-Organisation erst verkörpert sich die ganze Kraft des Kultur-Kapitals unserer Rasse.

Dass uns ein solches Management in Aequatorial-Afrika gerade so gut möglich sein wird, wie in Indien und Brasilien, auf den Sunda-Inseln und in der Südsee, das ist wohl hinreichend schon durch den gegenwärtigen Wirthschaftsbetrieb unserer Rasse dort bewiesen. Es ist allerdings hier abermals darauf hinzuweisen, dass der Begriff »tropisches Klima« durchaus kein konstanter ist. Es wird oft irrthümlicher Weise angenommen, Afrika bedrohe den Europäer in gleichem oder gar höherem Maasse mit tödtlichen Fiebern als die Tropen Amerikas oder Asiens. Epidemische Fieber sind aber in Afrika überhaupt kaum einheimisch und kommen vor Allem in Aequatorial-Afrika nicht vor. Das sogenannte afrikanische Fieber dagegen, wie alle Wechsel- oder Sumpffieber, weicht vollständig — wie uns hinreichende Erfahrung belehrt hat — einer richtigen Kultivation des Landes, Beseitigung der wilden Vegetation, Urbarmachung der Sümpfe, Anpflanzung des Eucalyptus etc. — Vielmehr als durch Fieber wird die europäische Konstitution in Afrika durch Anaemie bedroht (vergl. *Ethiopien* pg. 288). Diese ist der grösste Feind, den die europäische Rasse noch gegenwärtig dort zu fürchten hat, und ich glaube nicht, dass man diesem für die Kultivation Afrikas so wesentlichen Momente bisher die genügende Aufmerksamkeit zugewendet hat. Diese ungemein schwächende und entnervende Verarmung das Blutes an sauerstofftragenden Blutkörperchen wird aber, bis wir dieses Uebel mehr als gegenwärtig zu beherrschen im Stande sein werden, vor andern nachtheiligen Einflüssen des afrikanischen Klimas einer der wesentlichsten Gründe sein, welche vielleicht eine öftere Regeneration unseres Managements in Afrika nöthig machen werden, als dies in Indien oder gar in dem dafür noch günstiger situirten Brasilien der Fall ist. Ein solcher

schneller Wechsel der Kräfte unseres Managements mag allerdings bis zum gewissen Grade das Gedeihen grösserer Kultur-Unternehmungen im tropischen Afrika erschweren, als ein irgend wesentliches Hinderniss kann uns aber dieser Umstand nicht wohl erscheinen. Auch viele andere tropische Orte, wie z. B. Calcutta, Batavia etc., waren früher als wahre Pesthöhlen wegen der besonderen Ungesundheit ihres tropischen Klimas verrufen*) und haben doch nicht der Besitznahme durch europäische Kulturmächte widerstanden, ja sind sogar jetzt durch geeignete sanitätische Maassregeln relativ gesunde Städte geworden. In beiden genannten Städten hat man es sogar bis zu italienischen Opern und allem nur erdenklichen europäischen und orientalischen Komfort gebracht. Dennoch bleibt bei einer Kultur-Erziehung der Neger für uns die Natur-Umgebung ihres Landes das wichtigste Moment und wird als nicht geringes, aber auch nicht unüberwindliches Hinderniss richtig zu schätzen sein.

Die Kulturfähigkeit der Neger steht also, theoretisch bebetrachtet, ausser Frage wegen der unzweifelhaften Lebensfähigkeit und der erforderlichen Entwickelungskeime, die wir bei der Negerrasse voraussetzen dürfen. Die praktische Möglichkeit einer Kultur-Erziehung der Rasse dagegen stellt sich vielmehr heraus als eine Frage der Kulturstärke unserer eigenen Rasse. Für uns aber, resp. für das Kultur-Kapital unserer Rasse erscheint diese Anforderung wieder umgekehrt — nun zwar nicht mehr als eine Frage der Kulturfähigkeit der Neger, wohl aber — als eine Frage der Kulturfähigkeit Afrikas.

Endlich handelt es sich für die praktische Ausführung solches Kultur-Unternehmens noch um die andere Hauptanforderung an unsere Rasse — und dies Erforderniss mag Manchem vielleicht das wichtigste dünken — ich meine den *Nervus rerum*, das nöthige materielle Arbeits-Kapital. Auch diese Anforderung aber dreht sich nur um die Frage nach der Kulturfähigkeit Afrikas; denn für unser Kapital ist die hinreichende Betheiligung an einem solchen Kultur-Unternehmen lediglich eine Frage der Rentabilität. Verspricht die Kultivation Afrikas genügend Vortheil und Gewinn, um die Anlage der dazu erforderlichen Geldmittel rentabel erscheinen zu lassen? — Auf dieser Frage beruht in letzter Linie die Kulturfähigkeit Afrikas und seiner Bewohner. Gelingt es uns nicht, die Kultur Afrikas für uns rentabel zu machen, so wird auch Afrika nie civilisirt

*) Vergl. hierzu u. a. George Chesney, *Indian Polity* (London 1868) pg. 167 und J. W. B. Money, *Java* (London 1861) pg. 5; ganz dasselbe, was Chesney jetzt von Calcutta sagt, wird man in weniger als 100 Jahren auch von einem solchen Centralpunkte Westafrikas sagen können.

werden; und so lange die Kultivation Afrikas noch als ein schlechtes Geschäft erscheint, so lange müssen wir auch die Neger thatsächlich für kulturunfähig erklären.

In welcher Weise nun ich die Kultivation Afrikas für möglich, und zwar für im hohen Grade rentabel halte, das darzustellen würde mich heute zu weit führen.*) Das aber glaube ich Ihnen dargethan zu haben, dass die Frage einer Kulturfähigkeit der Neger heutzutage für uns kaum noch einen rechten Sinn hat, wenn man damit irgend etwas anderes meint als **die Kulturfähigkeit Afrikas.**

*) Der folgende, am 3. April d. J. gehaltene Vortrag findet sich im Juni-Heft der *Deutschen Revue* (Berlin 1879, pg. 367–82) abgedruckt.

Einige Bemerkungen zu Dr. Pfund's Reisebriefen,

publicirt in den Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 1876—77.

Von **Paul Ascherson.**

Ein Schreiben an den Herausgeber.

Hochgeehrtester Herr!

Gestatten Sie mir, Ihnen meinen herzlichen Dank für Uebersendung der Pfund'schen Briefe abzustatten, durch deren Herausgabe Sie sich ein so wesentliches Verdienst erworben haben. Ausser dem sachlichen haben dieselben für mich auch ein persönliches Interesse, da ich den Verstorbenen bei meinem Aufenthalte in Kairo im April 1874 kennen gelernt habe. Das vielseitige wissenschaftliche Interesse und der glückliche Humor, den sich Dr. Pfund trotz seiner misslichen Lage bewahrt hatte, erwarben ihm meine volle Sympathie und machten seine Gesellschaft bei mehreren Ausflügen in die Umgebung der aegyptischen Hauptstadt angenehm und lehrreich. Mit grosser Theilnahme erfuhr ich daher einige Monate später, dass sich der verdienstvolle Gelehrte entschlossen habe, noch auf seine alten Tage an einer grossen Expedition in entlegene und ungesunde Provinzen des aegyptischen Reichs Theil zu nehmen. Bei einem späteren Aufenthalte in Aegypten, im Mai 1876, erhielt ich durch die Güte des Herrn Konsul Travers einige seiner ausführlichen brieflichen Mittheilungen zur Einsicht, aus denen man sich überzeugen musste, in wie hohem Maasse der Reisende die Erwartungen, welche man billiger Weise hegen durfte, selbst in Bezug auf seine körperliche Rüstigkeit übertraf. Die Todesnachricht war mithin für mich wie für seine übrigen Bekannten eine schmerzliche Ueberraschung.

Die Nachrichten, welche uns diese von Ihnen mit so grosser Mühewaltung (da ich einige der Originalbriefe und Berichte gesehen habe, weiss ich dieselbe wohl zu würdigen) zum Druck beförderte Korrespondenz bringt, sind um so schätzenswerther, als über die Expeditionen des aegyptischen Generalstabs nach Kordofan und der neu gewonnenen Provinz Dar-Fôr, im Ganzen so wenig bekannt geworden ist und erst allmählich die Ergebnisse derselben in die Oeffentlichkeit zu dringen anfangen. Die Pfund'schen Briefe geben ein lebensvolles Bild von der Ausführung dieser Untersuchungen und liefern nebenbei manchen werthvollen Beitrag zur Kenntniss von

Land und Leuten in den bereisten Provinzen, von denen Kordofan lange nicht so oft von europäischen Forschern besucht worden ist, als alle übrigen älteren Theile des aegyptischen Reichs, während Dar-Fôr bis zu der aegyptischen Eroberung der Höhle des Löwen glich, in die alle Spuren wohl hinein, aber keine hinaus führten. Ausser Browne und Nachtigal durfte sich bis 1874 kein europäischer Reisender rühmen, dies gefährliche Land wieder verlassen zu haben. Die liebenswürdigen Eigenschaften, die Dr. Pfund als Gesellschafter so willkommen machten, verleugnen sich in seinen Briefen nicht, und machen seine Mittheilungen, die ursprünglich durchaus nicht zur Veröffentlichung bestimmt waren, zu einer äusserst anziehenden Lekture, in der man sich auch manches Private und selbst Familiäre gefallen lassen kann, weil es eben für die originelle Persönlichkeit des Briefstellers charakteristisch ist.

Von den Pflanzensammlungen, welche jedenfalls den werthvollsten Theil der wissenschaftlichen Ausbeute des Reisenden bilden, ist ein Theil, welchen sich Dr. Pfund als einen Privat-Antheil vorbehalten hatte, in Dr. Schweinfurth's Hände gelangt und eine Auswahl davon dem Königl. Herbarium in Berlin überlassen worden. Seine Exsiccaten nehmen es an trefflicher Konservirung mit den besten aus dem Nil-Gebiet vorliegenden, denen von W. Schimper, Dr. Th. Kotschy und Dr. Schweinfurth auf. Die in Berlin vorhandenen Arten stammen grösstentheils aus Kordofan und von dem Ausfluge nach Surug, mithin aus Gegenden, welche 40 Jahre früher, 1837 und 1839 von einem Forscher wie Th. Kotschy, der vielfach auch an denselben Orten gesammelt hat, die Dr. Pfund später besuchte, schon systematisch ausgebeutet worden waren. Die Zahl der neuen Arten ist daher verhältnissmässig gering. Auch das sehr analoge Steppengebiet des nördlichen Dar-Fôr, in dem der Reisende die letzten Monate seines Lebens zubrachte, dürfte kaum überraschende Neuheiten geliefert haben; immerhin ist aber die botanische Erforschung eines Gebietes, welches bisher selbst geographisch noch so wenig bekannt war, von höchstem Werthe.

Für mich als Botaniker waren natürlich die Nachrichten, welche der pflanzenkundige Reisende über die Vegetation der durchreisten Länder giebt, von höchstem Interesse. Ich verglich die einheimischen Namen, welche der Reisende in diesen Berichten häufig allein anwendet, mit den mir sonst zugänglichen Quellen, in denen ich noch Manches weniger allgemein Bekannte über Benutzung etc. dieser Pflanzen vorfand. Ueber einige dieser Namen ertheilte mir auch Dr. Schweinfurth nach den Notizen auf Dr. Pfund's Pflanzenzetteln

Aufschluss. Ich glaube mir den Dank Ihrer Leser zu verdienen, wenn ich diese anspruchslosen Notizen ihnen vorlege. Bei dieser Gelegenheit war es wohl auch nicht überflüssig, die zahlreichen, der arabischen Sprache und der lingua franca angehörigen Ausdrücke zu erklären, welche der im aegyptischen Reiche ansässige und reisende Europäer täglich anwendet, deren Kenntniss indessen beim »general reader« keineswegs vorausgesetzt werden kann. Sollte ich in beiden Richtungen zu viel gethan haben, so bitte ich dies mit dem grossen Interesse, das mir diese Ihre Publikation eingeflösst hat, gütigst zu entschuldigen.

S. 133, Z. 13 v. u. »Derb-el-Barâbrah« (Berberiner- d. h. Nubier-Strasse), eine nicht gerade sehr vornehme Strasse in Kairo, in der Dr. Pfund wohnte.

S. 134, Z. 17 v. o. »Hühnerkavassen«. Qafaç, die in Aegypten allgemein gebräuchlichen Käfige von Palmblatt-Rippen, welche auch zum Verpacken zerbrechlicher Gegenstände, z. B. der beliebten porösen Wasserkrüge (Qullah) und als Sitze benutzt werden.

S. 135, Z. 4 v. o. Duchn *(Penicillaria spicata* Willd.), mit Durra *(Sorghum)* das wichtigste Getreide des Sudan.

S. 143. Z. 9 v. o. »Winterstambul«. Stambulina, der »altdeutsche« schwarze Schnürrock, Dienstkleidung der türkischen und aegyptischen Civilbeamten.

S. 144. Das Aufschlitzen des Ohrs an einem Hausthier ist, nach Dr. Nachtigal's Mittheilung, eine im ganzen Sudan gebräuchliche symbolische Handlung, durch welche sich ein entlaufener Sklave in den Schutz des Besitzers des betreffenden Thieres begiebt, der ihm nach dortiger Sitte nicht versagt werden kann. Es ist daher sehr bedauerlich, dass sich in der Umgebung Purdy's Niemand fand, der ihn über die Bedeutung dieser Handlung aufklärte und ihn hinderte, das Rechtsgefühl der Einwohner durch so barbarische Ahndung des vermeintlichen Unfugs zu verletzen.

S. 144, Z. 7 v. u. »Lubiyen«. *Dolichos Lubia* Forsk., eine im ganzen Sudan, Nubien und Aegypten häufig angebaute Bohnen-Art, welche auch in Portugal, Südfrankreich und Italien, wo sie die Namen *D. monachalis* Brot. und *D. melanophthalmus* D. C. erhielt, angebaut wird.

S. 145, Z. 21. »Kader« soll heissen Hadr. Wörtlich »anwesend«, »bereit«, entspricht dem deutschen »Zu Befehl«.

S. 151, Z. 5 v. o. »Chamastascher real« = 15 Thaler. Die Bestimmung des Thaupunktes der bei der Hitze eingetrockneten Gesprächigkeit der Aegypter gehört zu den originellsten Einfällen des Reisenden. Dass das erste Wort sich auf Geld und Handel bezog, ist ganz aus dem Leben gegriffen. Auch ich hörte in den Wüstennächten, in denen mich das Geschwätz meiner Kameeltreiber oft noch stundenlang am Einschlafen hinderte, von nichts als von Waaren und Preisen reden.

Z. 14 v. u. Saïs, Reitknecht, auch Vorläufer.

S. 152, Z. 11 v. u. Qirbah, Wasserschlauch.

Z. 18 v. u. »Abu Haschîsch« bedeutet Vater des Krautes, d. h. Botaniker. Dieser Name war auch mein nom de guerre auf der Rohlfs'schen Expedition in die Libysche Wüste.

S. 153, Z. 7 v. u. »Kenissa khoul.« Nach Delile (Descr. de l'Eg. Hist. nat. II. p. 62) in Nubien gebräuchlicher Name der Zygophyllaceen-Gattung *Tribulus*.

»Arrah«, vermuthlich Ar'ah, in der oberaegyptischen Wüste Name der Amarantacee *Aerva javanica* (L.) Juss.

S. 154. »Argel«. *Solenostemma Argel* (Del.) Hayne, eine Asclepiadee, deren Blätter grosse Aehnlichkeit mit den Blättchen der *Cassia acutifolia* Del., der hier gemeinten Art der Senna haben und denselben zugesetzt werden, da sie die Wirkung dieser Drogue verstärken sollen. Eine Verfälschung kann man diesen Zusatz mithin kaum nennen. Eine andere Art der Senna, *Cassia obtasifolia* Collad., ist in den Wüsten Aegyptens, schon bei Kairo, häufig. Ich hörte sie stets Senna mekki, d. h. Senna von Mekkah, nennen.

Z. 21. »Soud«. *Suaeda* sp. und ähnliche Pflanzen aus der Familie der Chenopodiaceae.

Z. 19 v. u. Sont = *Acacia nilotica* Del.

Seyal, nach Schweinfurth in Nubien und bei den Ababde nur *Acacia tortilis* Hayne, wogegen *Acacia Seyal* Del. (und *A. stenocarpa* Hochst.) im Sudan Talch genannt werden. Der Gebrauch dieser Namen ist indess schwankend, da *A. Seyal* vielfach in Aegypten auch Sejâl heisst und *A. tortilis* mir in der Libyschen Wüste als Talch bezeichnet wurde.

Tundub = *Sodada decidua* Forsk. (Capparideae).

Arrak, eigentlich Er-râk = *Salvadora persica* L., in Dar-Fôr (S. 238 ff.) Mega oder Méka genannt.

Farha (Sarh) = *Maerua crassifolia* Forsk. (Capparideae).

Z. 18 v. u. Açal = *Suaeda monoeca* Forsk.

Z. 1 v. u. Gemdeh = *Fagonia arabica* L.

S. 155, Z. 1 v. o. Kobbeireh, nach Cailliaud und Delile *Pulicaria undulata* (L.) D. C. Wird nach Kotschy (Text zu Petermann und Hassenstein, Inner-Afrika S. 19) in Kordofan als Parfum benutzt. In der oberaegyptischen Wüste heisst diese Pflanze Rabbûl.

Z. 15 v. o. Tomâm = *Pennisetum dichotomum* Forsk.

Z. 18. v. o. Mörg = *Leptadenia pyrotechnica* (*Cynanchum* Forsk.) Dcne. (*Asclepiadeae*).

S. 181, Z. 9 v. o. Rekuba ist eigentlich ein auf einer Seite offener Schuppen, Schattendach.

S. 184, Z. 7 v. o. »Bamiyen« *Abelmoschus esculentus* (L.) Mnch (Malvaceae), deren Früchte das bekannte schleimige Gemüse liefern.

Z. 12 v. o. Fulah. Eine in der trocknen Jahreszeit verschwindende Wasser-Ansammlung.

S. 186, Z. 4. Melochîeh, Blätter von *Corchorus olitorius* L. (Tiliaceae.)

S. 188, Z. 14 v. u. Nusrani, Christ.

S. 196, Z. 17 v. u. Laot = *Acacia nubica* Benth.
Haschâb = „ *Verek* Guill. Perr. Rich.
Kittir = „ *mellifera* Benth. (nicht *Bauhinia*, wie S. 236 steht.)
Nabak = *Zizyphus Spina Christi* (L.) Willd. (Rhamnaceae).

S. 203, Z. 17 v. o. und S. 245, Z. 5 v. o. ist das Wort »Koiffüre« in Aegypten offenbar eine zwar recht scharfsinnige, aber doch nicht das richtige treffende Konjektur für Kuffîeh, den bekannten, mit langen Fransen versehenen Kopfshawl.

S. 207, Z. 9 v. u. Maharêb, nach Schweinfurth *Andropogon* (*Gymnanthelia* Ands.) *proximus* Hochst.

S. 209, Z. 16 v. o. und sonst. Statt Grevea liess: *Grewia* (Tiliaceae), vermuthlich *G. populifolia* Vahl, die in Sennaar nach Hartmann Quddam heisst.

S. 211, Z. 17. Henry Noël, der bekannte Begleiter von Gerhard Rohlfs auf seinen Reisen quer durch Afrika und nach Abessinien. Dieser Bagirmi-Neger wurde auf Kosten unseres Kaisers in Berlin erzogen, übersiedelte aber, da er das Klima Norddeutschlands nicht ertragen konnte, 1873 nach Aegypten. (Vgl. Rohlfs, Drei Monate in der Libyschen Wüste S. 8, 25). Eine Zeit lang wurde er auf dem deutschen General-Konsulat in Alexandrien beschäftigt, und später Officier in der aegyptischen

Armee; gegenwärtig (seit Nov. 1878) befindet er sich leider in einem Irrenhause in Triest.

S. 226, Z. 4 v. u. Sambîl, Korb aus Palmblattgeflecht.

S. 232, Z. 18 v. u. Askanît, die stachligen Früchte eines Grases, *Cenchrus* sp., in Bornu Ngibbi genannt.

S. 236, Z. 10 v. o. »bess« genug.

S. 237, Z. 17 v. o. Schechet scheint nach dem S. 277 Bemerkten eine Combretacee zu sein. Auch Pruyssenaere hat den Namen für die in diese Familie gehörige *Poivrea aculeata* (Vent.) D. C. notirt.

S. 238, Z. 19 v. u. Mega. Nach der S. 267 mitgetheilten poetischen Sage *Salvadora persica* L., deren Zweige allgemein zum Abbürsten der Zähne benutzt werden.

S. 239. Den hier so bestimmt ausgesprochenen Zweifeln gegenüber, genügt es, darauf hinzuweisen, dass eine Anzahl Kamele der Rohlfs'schen Expedition vom 26. Januar bis 12. Februar 1874, also 17 Tage, ohne getränkt zu werden, in der Wüste verweilten und fast stets beladen wanderten; allerdings zu kühler Winterzeit. Auf der oft begangenen Wüstenstrasse zwischen Benghasi und Uadai über Kufara und Wanjanga kommt eine wasserlose Strecke von 10—12 Tagereisen vor. Es muss also eine so lange Enthaltsamkeit von Wasser noch in den Grenzen der mittleren Leistungsfähigkeit des Kamels liegen. Selbstverständlich ist die Ausdauer bei den verschiedenen Rassen eine verschiedene, und bei den eigentlichen Wüstenkamelen der Tuareq, Tibbu, der Nilthal-Beduinen vermuthlich grösser als bei denen der Steppen von Dar-Fôr und Kordofan. Die Kamele der Rohlfs'schen Expedition stammten übrigens, wie uns versichert wurde, aus letzterem Lande.

S. 243, Z. 3 v. u. Baobab. Diese Erwähnung des bekannten Namens der *Adansonia digitata* L., könnte leicht zu der irrigen Meinung Anlass geben, derselbe sei bei der dortigen Bevölkerung gebräuchlich. Es sei hier bemerkt, dass das Wort Baobab, welches sich bei dem venetianischen Arzte Prosper Alpinus in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts für die in Kairo bei den Droguisten zu findenden Früchte dieses Riesenbaumes findet, was eine Verstümmelung des arabischen Wortes Habbhabb (Verdoppelung von Habb, Korn oder Same) darstellt. Dennoch hat sich diese korrupte Form in allen europäischen Sprachen für den Baum eingebürgert, sollte indess von nun an ausser Kurs gesetzt werden. Der sudan-arabische Name der *Adan-*

sonia ist bekanntlich El-Homrah (die Rothe, späterhin auch öfter in der unrichtigen Form »Hommer« erwähnt) und bezieht sich auf die kupferfarbige, metallglänzende Rinde; die Früchte heissen Qanqalês. Die von Dr. Pfund ausgesprochene Meinung, der Baum sei in Kordofan nicht einheimisch, ist sicher unbegründet, da er sich über das ganze tropische Afrika, von der West- bis zur Ostküste erstreckt.

S. 272, Z. 13 v. u. u. ff., vgl. auch S. 298, Z. 2 v. u. u. S. 300, Z. 19 v. o. Kursân. *Boscia senegalensis* Lrnk. (= *B. octandra* Hochst.) Auch Pruyssenaere bespricht in seinen hinterlassenen Manuskripten eine lorbeerähnliche Capparidee, von der er bemerkt, dass sie, im aegyptischen Sudan allgemein verbreitet, in Kordofan Kursân, gewöhnlich aber missbräuchlich Muchêt genannt werde. Seiner Beschreibung nach ist es ebenfalls eine Boscia, entweder dieselbe Art, oder die von Dr. Pfund gleichfalls in Kordofan gesammelte *B. angustifolia* A. Rich. Pruyssenaere berichtet, dass die Frucht in Zeiten von Theuerung von den Negern zur Anfertigung ihrer »Polenta« benutzt werde. Völlig übereinstimmend schreibt Schweinfurth (Im Herzen von Afrika II. 478): »In Abu Gurun's Seriba fanden wir denselben Nothstand vor Die Eingeborenen waren daselbst auf's eifrigste beschäftigt, die bittern Beeren gewisser Capparideen einzusammeln, um sie nach mehrmaligem Abbrühen mit kochendem Wasser in einen festen Brei zu verwandeln. Besonders diente zu diesem Zwecke die Beere der Boscia octandra, nachdem sie vorher in der Sonne getrocknet und durch Stossen in Mörser die besonders bittern Cotyledonen abgesondert worden.« Auch Dr. Nachtigal hat den geschälten Samen oder vielmehr Keimlinge dieser Art, welche spiralig eingestellt sind und auf den ersten Blick fast wie etwa erbsengrosse Schnecken aussehen, aus Bornu mitgebracht, wo sie als Arzneimittel und als Kaffee-Surrogat benutzt werden. Letztere Anwendung findet, wie mir mein Kollege Dr. L. Wittmack mittheilte, auch in der französischen Kolonie am Senegal statt. Vgl. Sitzungsberichte des bot. Vereins der Provinz Brandenburg, 1878, S. 130, 138 ff.

S. 274, Z. 16 v. u. Hometh, richtiger Homêdh, säuerlich. Unter diesem arabischen Namen versteht man in Bornu nach Nachtigal *Spondias* (*Sclerocarya* Hochst.) *Birrea* A. Rich. Anacardiaceae); auch de Pruyssenaere hat den Namen für eine *Spondias* (wohl dieselbe) aus dem aegyptischen Sudan notirt.

Nach Kotschy wird dagegen in Süd-Kordofan die Leguminose *Detarium senegalense* Guill. Perr. Rich. so genannt. Beide Bäume haben gefiederte Blätter und eine Frucht, die mit *Balanites* den grossen, harten Stein gemein hat.

S. 275, Z. 6 v. u. Samur = *Acacia spirocarpa* Hochst.

S. 277, Z. 1 v. o. Assad, Löwe; edrob! schlag zu, resp. schiess!

Z. 10 v. o. Der hier erwähnte Strauch, Habiêh, ist jedenfalls eine Combretacee, nach Schweinfurth *Terminalia Brownei* Fres.

S. 290, Z. 9 v. o. Chabar-ê? wörtlich: Was Neues? ein Ausruf unwilligen Erstaunens, etwa »was soll das heissen?« oder noch genauer das in Berlin so beliebte »Nanu?«

S. 291, Z. 12, 13 v. u. Kullu challâs, alles ist fertig.

Z. 9 v. u. Rigl-el-kelb bedeutet »Hundsfuss«.

S. 292, Z. 11 v. u. Arrat, bei Schweinfurth angeblicher Bedja-Name der *Acacia etbaica* Schwf., bezeichnet vermuthlich auch andere Arten, und ist, wie viele Pflanzennamen, mehreren der in Nubien gesprochenen Sprachen gemeinschaftlich.

S. 295, Z. 5 v. u. Schôk, Dorn. Da dies Wort hier neben Askanît (vgl. S. 129) genannt wird, ist wohl Abu Schôk (Vater des Dorns), der Sudan-Name für die stachlige Frucht der Zygophyllaceen-Gattung *Tribulus* (vgl. S. 127), gemeint, welche, in Bornu unter dem Namen Kaïe bekannt, die Reisenden fast ebenso belästigt als die *Cenchrus*-Klette.

S. 298, Z. 5 v. o. Das Komma vor Fagus ist zu streichen.

Z. 21. Scharmûtah, eigentlich Lappen, Lumpen; bekannter ist das Wort in übertragener Bedeutung: prostituirtes Frauenzimmer.

Z. 1 v. u. Kerkadeh, etwa Qerqedân, *Abutilon muticum* (Del.) Webb. (Malvaceae)? Delile sagt (Centurie de plantes de Cailliaud no. 45), dass er die Samen dieser Pflanze in Kairo und Cailliaud in Sennâr bei Droguisten gefunden habe, ohne aber ihre Anwendung in Erfahrung zu bringen. Nach de Pruyssenaere werden sie wie Kaffeebohnen geröstet und theils allein, theils mit gleichen Theilen von Kaffee im Aufguss als Mittel gegen Haemorrhoiden getrunken.

S. 299, Z. 4 v. o. Haudal, jedenfalls Handal, Koloquinte. Dass diese äusserlich bei Wunden der Kamele angewendet wird, in Verbindung mit Ricinus-Oel, wurde auch mir von einem unserer nubischen Diener auf der Rohlfs'schen Expedition mitgetheilt.

Z. 6 v. o. Reschâd ist der arabische Name der auch in den oberen Nilländern sehr häufig kultivirten Gartenkresse (*Lepidium*

sativum L.), deren Samen nach Nachtigal in der Medicin der Nordafrikaner eine grosse Rolle spielen.

Z. 9 v. o. Lebân, arabischer Name des Weihrauchs; könnte hier sehr wohl eine *Boswellia*-Art, z. B. die im aegyptischen Sudan sehr verbreitete *B. papyrifera* Hochst. bezeichnen.

Z. 20 v. u. Kafal oder Gefal. Ob eine Akazie? Sonst werden unter dem Namen Qafal Burseraceen verstanden, deren Holz zum Ausräuchern der Wassergefässe dient; *Balsamophloeos spec.?* Nach Pruyssenaere wird in Fesogl auch *Boswellia papyrifera* missbräuchlich so genannt.

S. 301, Z. 2 v. o. Gebel »Sacchauï«. Diese Schreibart beweist, dass der Pfund'schen Orthographie eben keine sonderliche Autorität zuzuschreiben ist. Dieser Berg ist unzweifelhaft nach dem bekannten, im Norden von Dar-Fôr nomadisirenden Wüsten-Volke der Sorhaua benannt. Bîr-el-Melch bedeutet »Salzbrunnen«, Derb arbaïn die Strasse der vierzig (Tagereisen).

S. 302, Z. 12 v. o. Gimbil. Nach den von Dr. Nachtigal aus Dar-Fôr mitgebrachten Früchten *Cordia abyssinica* R. Br.

Nachschrift.

Die vorstehenden Bemerkungen waren längst für den Druck eingesandt, als mir das in Kairo von Dr. Zarb veröffentlichte Verzeichniss der Pfund'schen Sammlung »Rapport fait à S. E. le Général Stone-Pacha Chef de l'état major général Egyptien sur les spécimens botaniques colligés [sic] pendant les expéditions égyptiennes au Kordofan et au Dar-Four commandées par le Colonel Colston, le Commandant Prouth et le général Purdy-Pacha en 1875 et 1876 par le Dr. Pfund, naturaliste. Le Caire, Imprimerie de l'état-major-général 1879« zu Händen kam. Diese Arbeit, welche 625 Nummern in systematischer Reihenfolge aufzählt und für jede nur einen Fundort anführt, lässt eine vollständigere und korrektere Veröffentlichung über die Pfund'schen Pflanzen immer noch sehr wünschenswerth erscheinen. Meine Hoffnung, in dieser Schrift Aufschluss über eine Anzahl von mir noch nicht aufgeklärter, von Pfund erwähnter einheimischer Namen zu finden, wurde vollständig getäuscht. Erwähnung verdient höchstens, dass in Dar-Fôr auch *Cordia Gharaf* (Forsk.) Ehrb. (*subopposita* DC.) ebenfalls den Namen Gimbil führt. Pfund sammelte in diesem Lande nur die erwähnte Art, während die von Dr. Nachtigal mitgebrachten Früchte, wie oben erwähnt, von *C. abyssinica* R. Br. stammen.

Druck von Ackermann & Wulff in Hamburg.

Der Golfstrom und der Weg in das Polarmeer

von

Dr. **Herm. Sieglerschmidt.**

Die Annalen der Eismeerfahrten haben soeben einen der herrlichsten Erfolge verzeichnet, einen so glänzenden und epochemachenden Erfolg, dass nicht nur die Geschichte der Entdeckungen, sondern auch die Weltgeschichte ihn unter die wichtigeren der von ihr berichteten Thatsachen aufzunehmen haben werden. In einem solchen Augenblicke ist es wohl verzeihlich, wenn ich mit Gründen, die — wie dies nicht anders sein kann — zum Theil auch schon an andern Stellen geltend gemacht worden sind, eine Richtung zu befürworten unternehme, in der ein ähnlich glänzender Erfolg der Preis einer gleich kühn und geschickt geführten Entdeckungsfahrt werden dürfte. Ich meine den von Spitzbergen aus zu suchenden Weg in das nördliche Polarmeer. Den Vorschlag zu einem neuen Versuche, in die, wie man sagt, von undurchdringlichem Eise starrenden Gegenden des Nordens einzudringen, wird gewiss Mancher überflüssig oder verkehrt nennen, entweder weil jene künstliche Eisschranke, welche die Beschränktheit und die Unlust an derartigen Unternehmungen auf dem Wege zum Nordpol aufgerichtet haben, auch für ihn existirt, oder weil ihm eine Beisteuer zu Expeditionen, die nur der Wissenschaft zu dienen bestimmt sind, als eine Verschleuderung der eigenen wie der Staatsmittel vorkommt. Eine Polemik gegen diese letztere Ansicht gehört nicht hierher; ich will in Bezug auf dieselbe nur im Vorübergehen konstatiren, wie sehr es zu bedauern ist, dass nicht auch in der Polargegend die kaufmännische Gewinnsucht oder der politische Ehrgeiz als Bundesgenossen des wissenschaftlichen Strebens auftreten. Läge die Möglichkeit vor, am Nordpole neue Erwerbsquellen zu entdecken oder käme auch nur einmal wieder, wie bei der englischen Expedition von 1875, der Ehrgeiz irgend eines Staates bei einer Nordpol-Expedition von Belang in Rechnung, so würden wir nicht lange auf neue Entdeckungen innerhalb der nördlichen terra incognita zu warten

haben; der Wissenschaft allein zu Liebe werden die bedeutenden Opfer, welche zu einer erfolgreichen Fahrt in das Polarmeer erforderlich sind, vielleicht noch in vielen Jahren nicht gebracht werden,*) und unsere Hoffnungen in dieser Hinsicht sind um so geringer, als auch jener oben erwähnte Glaube an die Unmöglichkeit der Ueberschreitung der von den Polarfahrten erreichten Breite die Einen zurückschreckt und von den Andern gern als Vorwand benutzt wird.

Zu der Bekämpfung dieses Glaubens in etwas beizutragen, zugleich aber auch für den schon angeführten Weg in die Polargegend einzutreten, der nach sorgfältigem Studium der Geschicke neuester Expeditionen wie in Anbetracht älterer Erfahrungen unbedingt als der beste und aussichtsreichste erscheint, ist das Ziel des vorliegenden Aufsatzes, die Behauptung, dass die Aequatorialströmung nicht schon im Westen Spitzbergens ihr Ende findet, sondern sich über diese Inselgruppe hinaus in nordöstlicher Richtung bis in das Polarbecken erstreckt, diejenige, welche meine Befürwortung des Spitzbergen-Weges unterstützen soll. Dass die Wirkungen des Golfstromes einerseits an der Westküste von Spitzbergen fortbestehen, andererseits sich bis in das sogenannte Spitzbergen-Meer ausdehnen, hat in Folge der gemachten Erfahrungen anerkannt werden müssen; man ist dann dazu übergegangen, den Grundsatz aufzustellen, dass sie die an den betreffenden Punkten willkürlich gesteckten Grenzen nicht überschreiten — eine Ansicht, für die als Beweis nur allgemeine Aeusserungen über den nothwendigen schleunigen Wärmeverlust des Aequatorial-Wassers beigebracht worden sind, während es jedoch in der That keine einzige in der in Rede stehenden Gegend unternommene Expedition giebt, aus deren Erfahrungen nicht das Gegentheil gefolgert werden müsste. Eine Zusammenstellung dieser Erfahrungen möge den Beweis für diesen Ausspruch liefern; zugleich bin ich überzeugt, dass schon allein eine derartige Zusammenstellung geeignet ist, der gedachten Hypothese einigen Anspruch auf Wahrscheinlichkeit zu sichern.

Ich beginne mit den beiden von Spitzbergen aus in der Richtung zum Pole versuchten Schlittenexpeditionen. Es ist bekannt, dass Parry, an dieser Stelle auf nördlichem Wege vordringend, seine Fahrt unter

*) Im Jahre 1879 hat bekanntlich ein kleineres Schiff, welches nach dem Nordpole vorzudringen beabsichtigt, den Weg durch die Behringsstrasse eingeschlagen; Bennet, der dasselbe ausgerüstet, bildet aber leider eine vereinzelt stehende Ausnahme und wird unter den Privatleuten Europas wol keine Nachahmer finden. Dem hochherzigen Manne, der sich bereits durch die Aussendung der Stanley'schen Expedition so bedeutende Verdienste um die Erdkunde erworben hat, ist gewiss ein möglichst umfassender Erfolg seiner Unternehmung zu wünschen.

82 ° 45 ' N. B. aufgeben musste, weil das Eis, auf dem dieselbe sich bewegte, nicht zusammenhängend genug war, um ein hinreichend rasches Vorwärtskommen mit den — von ihm nicht aus eigener Ueberzeugung, sondern in Folge seiner Instruktion gewählten — Schlitten zu ermöglichen. Es sind genau dieselben Schwierigkeiten, welche auch die im Jahre 1873 unternommene schwedische Schlittenexpedition scheitern liessen. Erst gegen Ende April konnte diese abgehen und schon am 18. Mai musste sie in nächster Nähe von Spitzbergen (unter 80 ° 42 ') umkehren, weil das Eis sich schon zu dieser Zeit zernagt und zusammengeschoben, also für Schlittenexpeditionen unbrauchbar erwies. Am 27. Mai war offenes Wasser, und am 7. Juni langte das erste von Hammerfest kommende Schiff an. Die milde Temperatur des ganzen an der Nordküste Spitzbergens zugebrachten Winters setzte die Schweden in Erstaunen. Nordenskjöld schreibt am 23. Februar 1873: »Der Winter ist also hier (Nordküste Spitzbergens!) bis jetzt nicht kälter gewesen, als ein gewöhnlicher Winter in der Gegend von Gefle in Süd-Schweden (gegen 20 ° weiter südlich!)« *) Palander berichtet, dass im Januar das Thermometer an zwei aufeinander folgenden Tagen auf + 1 ° C. stieg, am 22. d. M. + 3,8 ° C. beobachtet wurden und das bis zum 29. Januar gefundene Kältemaximum — 32,4 ° C. betrug. Im Februar stieg die Kälte allerdings zeitweise bis auf 38,2 ° C.; doch war die mittlere Lufttemperatur des Monats nur 22,7 ° C. Wir lesen ferner, dass im Monat Dezember der Hafen »theils offen, theils zugefroren«, im Januar »wiederholt mehr oder weniger, einmal ganz eisfrei« war; am 8., sowie am 22. Februar geht das Eis im Hafen auf, und das letztangeführte Mal beabsichtigen die Führer der Expedition, wenn der Sturm sich gelegt haben wird, mit allen drei Fahrzeugen auszulaufen! Ausserhalb des Ankerplatzes war stets offenes Wasser zu erblicken; im Februar wurde zwar das Eis im Hafen »2 Fuss« dick, doch war das Polarmeer andererseits zum grossen Theil bis auf weite Entfernung eisfrei, so dass man von einem der höchsten dem Ueberwinterungsort benachbarten Berge nur offenes Wasser bemerken konnte. Es unterliegt keinem Zweifel, dass der geringe Eisbestand des Meeres hierbei nicht als Ursache, sondern vielmehr als eine Wirkung derselben besondern Umstände aufzufassen ist, welche auch die milde Lufttemperatur hervorriefen. Ich füge noch hinzu, dass der Nordwestwind als derjenige Wind beobachtet wurde, welcher die geringste Kälte brachte. Wenn wir nun bedenken, dass

*) Die Norweger halten diese günstigen Verhältnisse jetzt nicht etwa für vorübergehend, sondern für dauernd, wie daraus hervorgeht, dass man den Fang jetzt auch im Winter fortzusetzen gedenkt. Petermann's geogr. Mittheilungen. 1879, p. 34.

die Nordküste Spitzbergens sich unter demselben Breitengrade wie die Südküste des Franz-Josef-Landes, ein gutes Stück nördlicher als die Nordspitze Nowaja Semljas befindet, und mit den Erfahrungen der Schweden im Winter 1872—73 diejenigen der Oesterreicher bei Franz-Josef-Land in den Jahren 1872—74, sowie die der Amerikaner und Engländer auf der Smith-Sund-Route vergleichen, so können wir doch nur zu dem Schlusse gelangen, dass derartig abnorme Verhältnisse wie die des nördlichen Spitzbergens auch durch aussergewöhnliche Ursachen bedingt sind, und diese letzteren können, wenn wir die Milderung des Klimas südlicherer Küsten als eine Wirkung des Golfstroms zu betrachten haben, nur in einer Fortsetzung dieser Wirkungen auf der Nordseite der oft genannten Inselgruppe zu finden sein. Lässt sich daher die Weiterexistenz des Golfstroms an dieser Stelle bloss aus den Beobachtungen der schwedischen Expedition von 1872—73 schon mit ziemlicher Sicherheit folgern, so ist eine Vergleichung derselben mit den Wahrnehmungen anderer Polarfahrer dazu angethan, jeden Zweifel in dieser Beziehung zu beseitigen.

Im Oktober 1868 konnte, wie Palander anführt, ein Schiff beinahe bis 81° 42′ N. B. vordringen, und die Robbenschläger verlassen die Nordküste von Spitzbergen häufig nicht vor Mitte Oktober.

Parry glaubte von der Stelle aus, wo er umkehrte, mit Schiffen bis zum 83° gelangen zu können.

Whitworth fand 1837 unter 82° 30′ N. B. und 12—15° O. L. im Nordosten offenes eisfreies Wasser.

Scoresby fand 1806 unter 81° 31′ N. B. und 19° O. L. offenes Wasser vor. Der Anblick der Atmosphäre liess darauf schliessen, dass auf weite Entfernung in nordöstlicher bis südöstlicher Richtung offenes Wasser und kein Land sei.

Baffin sah wahrscheinlich schon 1614 unter 81° N. B. das Franz-Josef-Land.

Smith und Ulve nahmen 1871 nördlich von Spitzbergen eine Meeres-Temperatur-Messung vor, die an der Oberfläche + 1, 1°, bei 300 Faden Tiefe + 5, 6° ergab.

Die Schiffer Kjelsen und Johannesen bemerkten 1876 nördlich vom Kap Smith eine stark gegen Osten ziehende Strömung.

Dass die Aequatorial-Strömung die nördliche Seite Spitzbergens erreicht, dürfte durch diese Zeugnisse mit einer an Gewissheit grenzenden Wahrscheinlichkeit dargethan sein. Die Annahme, dass sie ihr Weg von hier aus bis an die nördliche Seite des Franz-Josef-Landes führt, findet an der auch »für den Laien« so interessanten Beobachtung Payer's auf der im Frühjahr 1874 vom Ankerplatze des

»Tegethoff« aus nach Norden gemachten Fussreise eine nicht unbedeutende Stütze. Es möge mir desshalb gestattet sein, wieder einmal auf diese so oft angeführte und kommentirte Beobachtung zurückzukommen. Setze ich mich auch dadurch dem Vorwurf aus, mit sanguinischer Oberflächlichkeit oder eigensinniger Voreingenommenheit »morsche Hypothesen« zu vertheidigen, so will ich doch lieber diesen Tadel über mich ergehen lassen, als eine Thatsache nicht berücksichtigen, welche ein keineswegs unwichtiges Glied in einer Kette beweisführender Umstände ausmacht. Payer's Bericht hat in der That trotz der schroff ablehnenden Weise, in der er selbst gegenüber etwaigen Folgerungen aus seinen Wahrnehmungen aufgetreten ist, Beachtung genug gefunden; um so mehr muss es auffallen, dass bis jetzt noch Niemand versucht hat, mit Hülfe der durch die österreichischen Entdeckungen gelieferten Basis weiterzuforschen *) — ein Umstand, den man trotz alles auch von Fachmännern dem schon im April geöffneten Austria-Sunde und seinem reichen Thierleben geschenkten Interesses, als eine Folge jener abweisenden Haltung des Entdeckers anzusehen versucht ist. Je vorschneller es aber war, auf die Unfälle der »Tegethoff-Expedition« im Norden von Nowaja Semlja und ihre Erfahrungen an der Südküste des Franz-Josef-Landes ohne Weiteres ein ungünstiges Urtheil über die Nahbarkeit nördlicherer Gegenden begründen zu wollen, desto weniger durften die auf der Fussreise gemachten Erfahrungen als blosse Miscelle angesehen werden. Bei unbefangener Prüfung der Thatsachen erscheinen dieselben wichtig genug, um in Verbindung mit den angeführten Beobachtungen im Norden Spitzbergens Veranlassung zu bestimmten Muthmassungen über die Ursache der Erscheinung zu geben. Wenn Payer und seine Begleiter im nördlichen Theile des Austria-Sundes bereits zu Anfang April offenes Wasser fanden, wenn sie am 12. April unter dem 82. Breitengrade eine so auffällig hoch erscheinende Lufttemperatur beobachteten, wenn sie endlich im Verlaufe dieses Monats wegen des Aufbrechens auch des südlichen Theiles der Meerenge mit ihren Schlitten über Land ziehen mussten, so ist bei der hohen Breite, um die es sich handelt, keine andere Erklärung denkbar, als dass eine von Westen oder Norden her zwischen die Inseln des Franz-Josef-Landes eindringende Strömung verhältnissmässig warmen Wassers die Ursache bildet. So ungewöhnliche Temperatur-Verhältnisse sammt den übrigen sie begleitenden Früh-

*) In England scheint dies auf Betreiben Markham's nunmehr wirklich beabsichtigt zu werden. Petermann's geogr. Mittheilungen. 1879, p. 75 f. und p. 236.

lingszeichen, so z. B. dem regen Vogelleben, ohne nähere Erwägung dem Zufall zuschreiben zu wollen, dürfte in Wahrheit das Prädikat eines zu raschen und oberflächlichen Verfahrens verdienen. Ziehen wir den Unterschied in Betracht, welchen die Wirkungen des Golfstroms zwischen unserm Klima und demjenigen Nordamerikas hervorbringen, so können wir es nicht wunderbar finden, dass selbst seine nördlichen an Wärme abgeschwächten Fortsetzungen, bedeutende Veränderungen in klimatischer Beziehung zu veranlassen im Stande sind; dass aber ein nordöstlich strömender Golfstrom-Arm die Küsten des Franz-Josef-Landes berührt, liegt durchaus im Bereiche der Möglichkeit, und wenn wir jene auffallenden Erscheinungen im Austria-Sunde in Betracht ziehen, brauchen wir keinen Anstand zu nehmen, das Eindringen wenigstens eines Theiles der warmen Strömung in das Innere der gedachten Inselgruppe geradezu als wahrscheinlich zu bezeichnen.

Die im 9. Hefte der Petermann'schen Mittheilungen von 1878 enthaltenen Tiefsee-Temperatur-Beobachtungen der österreichischen Expeditionen von 1871—74 erstrecken sich zwar nur auf das Gebiet des im Spitzbergen-Meer sich ausbreitenden östlichen Golfstrom-Armes; eine Besprechung dieser Messungen soll aber trotzdem hier ihre Stelle finden, da es nicht unmöglich scheint, dass auch der Einfluss dieser Golfstromhälfte sich bis in die Gegend erstreckt, deren vorzugsweise Befahrbarkeit in diesem Aufsatze behauptet wird. An einer Reihe von Punkten ausgeführte Beobachtungen lassen eine doppelte Fortsetzung der warmen Strömung, im Süden und in der Mitte des genannten Meeres, deutlich erkennen. Die im Juni, Juli und August 1871 südlich und südöstlich von Spitzbergen stattgefundenen Messungen deuten dem Anschein nach auf einen in direkt nordöstlicher Richtung vordringenden linken Arm des Stroms; aus den Nummern 20—22, 26—29 *) möchte auf eine in der Gegend zwischen dem 76. und 78. Breitengrade stattfindende Theilung oder Ausbreitung zu schliessen sein. Die Nummern 23—25 bezeichnen den in nördlicher Richtung westlich von Nowaja Semlja strömenden südöstlichen Arm, der aber — wie aus den Nummern 31—35 hervorgeht — nicht bis an die Küsten der Nordinsel gelangt. **) Betrachten wir nun die im August und September 1871 gefundene Eisgrenze, so findet sich westlich von 43° O. L. eine Einbuchtung derselben, welche der ungefähren Richtung

*) Vergl. die angeführte Stelle.

**) Die Gegend südlich von Matoschkin Schar pflegt passirbar zu sein, wenn an der nördlich von der Strasse gelegenen Küste die Schiffer des Eises wegen Schwierigkeiten finden.

eines von dem angeführten Theilungspunkte nordwestlich gehenden Theilungsarmes entsprechen würde, östlich von dieser Stelle loses Treibeis, weiter östlich unter 50° O. L. festeres Eis, dann wieder unter 55° O. L. leichtes Eis. An dieser Stelle ist vielleicht die Einwirkung der östlichen Theilungsarme anzunehmen. Vorläufig lassen sich allerdings über diese etwaigen Fortsetzungen der im Spitzbergen-Meer sich ausdehnenden Warmwasserströmung nur unsichere Vermuthungen aufstellen. Für die Annahme eines Weiterströmens in nördlicher oder nordwestlicher Richtung spricht ausser den höheren Kältegraden des nordöstlichen Theiles des Spitzbergen-Meeres auch der Umstand, dass die Strömung den grössten Widerstand stets und unter allen Umständen auf nordöstlichem Wege zu überwinden haben wird. Man hat vermuthet, dass die mächtige kalte Strömung ein Weitervordringen des warmen Wassers überhaupt verhindere; aber dann müsste doch wol eine Rückströmung eintreten, da eine gänzliche Stauung der hier vorhandenen noch verhältnissmässig starken Golfstromarme nicht für wahrscheinlich zu halten ist. Eine nach Norden oder Nordwesten gehende Strömung erreicht vielleicht die Küsten des Gillis- oder Franz-Josef-Landes, strömt an denselben weiter und trifft mit dem linken Hauptarme des Stromes wieder zusammen; nicht unmöglich ist es auch, dass sie theilweise in den Markham-Sund eindringt, und in diesem Falle wäre dann das von Payer im südlichen Theile des Austria-Sundes beobachtete »eiligst nach Norden strömende Wasser« eine Fortsetzung des Golfstroms. Einen Versuch, derartige nicht ausserhalb der Möglichkeit liegende Verhältnisse zu einem Vordringen an die Südwestseite des Franz-Josef-Landes zu benutzen, sind die in dieser Gegend zu erwartenden Entdeckungen jedenfalls werth.

Das Dasein eines bedeutenden, bis zum Pole oder an demselben vorüber sich erstreckenden Polarbeckens, ist bisher von allen Autoritäten als selbstverständlich angenommen worden. Ein Meer, aus dem eine Strömung von solcher Mächtigkeit hervorgeht, welches jene gewaltigen Eismassen zu entsenden im Stande ist, die alljährlich in den Atlantischen Ocean hinabzutreiben pflegen, kann nicht anders als eine entsprechende Ausdehnung haben. Ebenso erscheint uns aus mehr als einem Grunde die Existenz gewaltiger polarer Landmassen im Norden Asiens als gewiss. Während wir daher erwarten dürfen, dass erfolgreiche Kreuzungen des sibirischen Eismeeres zur Auffindung der Küsten dieser Länder oder Inseln führen, solche Expeditionen aber an Letzteren eine Schranke finden werden, welche ihnen das weitere Vordringen nach Norden erschwert oder unmöglich macht, während ferner die von den

Nordamerikanern und Engländern bis vor Kurzem bevorzugte Smith-Sund-Route sich als eine ungünstige herausgestellt hat und wir den Weg durch die Behringsstrasse schon allein der Entfernung halber in die zweite Linie zu stellen berechtigt sind, liegt dagegen im Norden unseres Erdtheils zwischen Grönland und dem Westende der östlichen polaren Inselgruppen ein weit geöffnetes Thor zu einem unzweifelhaft vorhandenen Polarmeere vor uns: ein Weg nach Norden, auf den der verstorbene Dr. Petermann immer und immer wieder hingewiesen hat, ohne dass ihm die Freude zu Theil wurde, eine wirklich bedeutende Expedition diesen Weg einschlagen zu sehen. Es ist behauptet worden, dass das polare Becken im Eise erstarrt, ein Vordringen zu Schiffe in demselben unmöglich sei. Aber während die Haltlosigkeit der Annahme eines in den Fesseln beständigen Eises liegenden Meeres auf der Hand liegt, darf es uns nach bei verschiedenen Gelegenheiten gemachten meteorologischen Beobachtungen als unzweifelhaft erscheinen, dass selbst zur Winterzeit bedeutende Strecken des Polarbeckens vom Eise befreit sind. Die deutsche Expedition von 1869/70 fand an der Ostküste Grönlands vorherrschende Nordwinde, welche von überreichlichem Niederschlage begleitet waren. Auf Spitzbergen stellte sich der Nordwestwind als reich an Niederschlag heraus, auf Nowaja Semlja brachte der Nordwind beträchtliche Mengen Wolken und Schnee, und im Winter 1873/74 führten die von den Oesterreichern bei Franz-Josef-Land beobachteten vielen Nordwinde tagelanges Schneetreiben mit sich. Alle diese Erscheinungen können nicht in der Verdunstung des Eises allein ihre Erklärung finden; es müssen selbst während der Winternacht weite Flächen in diesem nördlichsten Meere der Erde geöffnet sein und der Atmosphäre grosse Mengen Feuchtigkeit übergeben — eine Thatsache, die zugleich der Annahme eines Eindringens der Warmwasserströmung in das Polarbecken neue Wahrscheinlichkeit verleiht.

Es lässt sich nicht bestreiten, dass die mit dem Polarstrome treibenden Eismassen die Schifffahrt im westlichen Theile der zwischen Grönland und Gillisland sich ausbreitenden Einfahrt ausserordentlich erschweren; wenn aber dafür dem östlichen Theile erfahrungsmässig eine erhöhte Schiffbarkeit zukommt, und wenn, wie die oben ausgesprochene Hypothese behauptet, der Golfstrom seinen Weg in das Polarmeer bis über die Nordküste Spitzbergens hinaus fortsetzt, so liegt — wenn irgendwo — an dieser Stelle und in der dem muthmasslichem Laufe des Golfstroms entsprechenden Richtung die Möglichkeit eines erfolgreichen Eindringens in das Polarbecken, sowie weiterer Landentdeckungen wenigstens an der Ostseite desselben vor. Jene

Behauptung aber, dass im Nordosten Spitzbergens der Schifffahrt besonders günstige Verhältnisse obwalten, sowie dass es die Golfströmung ist, welche dieselben schafft, wage ich aus den angeführten wie aus den noch anzuführenden Gründen mit voller Bestimmtheit aufrecht zu erhalten. Wäre es doch auch eine eigenthümliche Erscheinung, wenn wir in dem Polarbecken ein Meer zu erkennen hätten, aus welchem ein gewaltiger Strom hervorkäme, ohne dass zugleich eine andere Strömung den ihm durch jenen entzogenen Waaservorrath zu ersetzen bestrebt wäre. Ist die erstere Strömung aber auf der Westseite, so muss den an allen anderen Meeresbecken gemachten Erfahrungen entsprechend die ergänzende sich auf der Ostseite befinden. Eine derartige in das Polarbecken eindringende Zufuhrströmung kann keine andere sein, als eine Fortsetzung des Aequatorialstroms, deren Vorkommen an der Nordküste von Spitzbergen und deren von hier ab eingehaltene nordöstliche Richtung sich aus ihrem Zusammentreffen mit dem Polarstrome erklärt, der sie nothwendig von dem bisher eingehaltenen nördlichen Wege abdrängen muss. Ihr nordöstliches Weiterströmen aber führt sie dann an den aller Wahrscheinlichkeit nach in derselben Richtung streichenden Südostküsten des Polarmeeres entlang, und trotz aller stattgehabten Einbusse an Wärme und Mächtigkeit muss sie den ihr zugänglichen Küstengegenden ein milderes Klima, der Meergegend, welche sie durchzieht, ein vergleichsweise freies Fahrwasser verschaffen. So selbstverständlich es uns scheint, dass das Aequatorialwasser um so mehr an Wärme einbüsst, je weiter es in die nördlichen Regionen eindringt und je länger es mit dem polaren Strome in Berührung bleibt, so selbstverständlich ist es auch, dass diese Wärmeabnahme keine plötzliche sein, sowie dass eine so mächtige Strömung nicht ohne Weiteres an einer beliebigen Stelle aufhören kann. An manchen Orten finden wir übrigens eine Warmwasserströmung in Berührung mit einem kalten Strome, ohne dass sie deshalb in sofortiger oder übermässiger Weise ihre Wärme verlöre. Während daher die Existenz des westlichen Golfstromarmes an der Nordseite der Spitzbergengruppe als durch die angeführten Zeugnisse erwiesen betrachtet werden kann, ist sein Weiterströmen an der Nordseite der von der österreichischen Nordpol-Expedition entdeckten polaren Inselreihe nicht allein durch die Wahrnehmungen dieser Expedition, sondern auch durch eine Reihe überzeugender Wahrscheinlichkeitsgründe belegt. In Bezug auf den hier aufzusuchenden Weg in das Innere der Polargegend wird man mir somit zugestehen, dass er von allen andern auf weiten Umwegen zu findenden Routen, wenn nicht die Gewissheit, so doch die höchste Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolges verbürgt.

Eine Entdeckungsfahrt, welche von Spitzbergen aus in genau nördlicher Richtung vorgehen wollte, würde bald auf dieselben Schwierigkeiten stossen, welche die Eismassen der Schifffahrt weiter südlich bereiten; wenn man nur diesen Umstand allein berücksichtigt, wird die Entscheidung für den nordöstlichen Weg ausfallen müssen. Bei einiger Konsequenz und Energie muss es zu ermöglichen sein, in dieser Richtung den nördlichen Theil der Franz-Josef-Gruppe zu erreichen und die Wahrheit oder Unrichtigkeit der an dieser Stelle vertheidigten Hypothese zu konstatiren. Wo Gillisland und Franz-Josef-Land aufgefunden werden konnten, können jedenfalls mit ebenso viel oder wenig Verlust an Menschenleben auch die andern Küsten dieser Länder erreicht werden. Haben doch die Holländer im vorigen Jahre selbst die als so schrecklich geschilderte Südseite des Franz-Josef-Landes wieder erreicht! Wenn einmal eine Expedition die Route nach der Nordseite dieses Landes einzuschlagen unternimmt, so werden sich vielleicht die Mittheilungen jenes alten Seefahrers Roule, die in so merkwürdiger Weise mit Payer's Schilderung des Austria-Sundes übereinstimmen,*) als ebenso wahr herausstellen, wie dies mit den so lange bezweifelten Berichten anderer älterer Entdecker der Fall gewesen ist. Solche Kälteverhältnisse aber, wie diejenigen, mit welchen die deutsche Expedition von 1869/70 an der grönländischen Ostküste im Bereiche des Polarstroms, und die österreichische Expedition Nowaja Semlja gegenüber im Bereiche des aus dem asiatischen Eismeere kommenden kalten Stromes zu kämpfen hatten, wird eine Expedition im Nordosten von Spitzbergen nicht zu überwinden haben.

Unleugbar sind die Entdecker früherer Jahrhunderte an manchen Stellen mit ihren nicht einmal auf eine Eismeerfahrt besonders eingerichteten Schiffen weit kühner und erfolgreicher vorwärts gegangen als die meisten Expeditionen unserer Zeit. Sie hatten allerdings auch vorzugsweise andere Zwecke im Auge, als die blosse Förderung der Wissenschaft. Ohne Zweifel wird derjenige, welcher auf eine Polarfahrt die Furcht vor Misserfolgen und Unfällen mitnimmt, oder nicht gewillt ist, bei der Verfolgung des Zieles seine ganze Kraft und alle ihm zur Verfügung stehenden Mittel einzusetzen, keine grossen Erfolge verzeichnen können. Der schlimmste Feind der Forschung aber ist das eigensinnige Vorurtheil, die Freude an jenen leichtfertig absprechenden Urtheilen, denen wir in so manchen Fällen eine jahrelange Unthätig-

*) Er erreichte seiner Aussage nach unter dem Meridian von Nowaja Semlja den 85. Breitengrad, segelte hier zwischen Inseln und fand eine Menge Vögel an der Küste. Nach Durchfahrung der Inseln sah er offenes Wasser. Petermann's g. M. 1875. p. 28 f.

keit nach irgend einer Richtung hin zu danken haben. Von allen Hypothesen sind die verwerflichsten gewiss diejenigen, welche unsern freien Blick stets auf's Neue durch die Aufstellung imaginärer Hindernisse zu verdunkeln bestrebt sind, und doch finden sie gerade, weil sie den Neigungen und der Ignoranz der Menge schmeicheln, die meisten und willigsten Anhänger. Das ist in unsern Tagen nicht anders wie in alten Zeiten.

Nordenskjöld, der seinen Plan einer Durchschiffung des asiatischen Eismeeres in so glänzender Weise ausgeführt hat, sagt in einem Aufsatze über diese Unternehmung: »Falls es unserer Expedition glücken sollte, nach der Umsegelung Asiens den Suez-Kanal zu erreichen, so ist hier eine That geschehen, die mehr als alles Andere eine Erinnerung daran böte, dass das, was heute von Sachkundigen oder Nichtsachkundigen für unmöglich erklärt wird, häufig genug morgen durchgeführt ist.«

Möge diese Bemerkung sich auch an einer Entdeckungsfahrt in das Polarmeer bewahrheiten!

Bericht über die Verhandlungen und die Ergebnisse der internationalen Polar-Konferenz,

abgehalten in Hamburg in den Tagen vom 1. bis 5. Oktober 1879.

Der zweite internationale Meteorologen-Kongress, welcher im April dieses Jahres in Rom tagte, hatte in seiner am 21. April cr. abgehaltenen Sitzung durch einen Beschluss und in Gemässheit eines Antrages der V. Kommission, das internationale meteorologische Komité beauftragt eine besondere Konferenz auf den 1. Oktober d. J. nach Hamburg zusammen zu berufen, damit durch dieselbe die Wilczek-Weyprecht'schen Vorschläge zur systematischen wissenschaftlichen Erforschung der Polar-Gebiete berathen würden.

Diesem Auftrage entsprechend erliess das Bureau des Komités unter dem 9. August d. J. eine Einladung, welche in Anlage Nr. 1 enthalten ist und an sämmtliche ehemaligen Mitglieder des Kongresses und an eine Anzahl wissenschaftlicher Institute und Private gerichtet war.

Die Einladung forderte zur Beschickung dieser Konferenz auf, indem gleichzeitig alle Jene, die derselben beizuwohnen beabsichtigten, an Herrn Scott, Sekretär des internationalen meteorologischen Komités, oder an Dr. Neumayer, Direktor der Deutschen Seewarte, gewiesen wurden, um sich bei einem dieser Herren zu melden; letzterer hatte die geschäftlichen Anordnungen für die Konferenz übernommen.

Wie schon in dem betreffenden Beschlusse des Meteorologen-Kongresses als wünschenswerth betont worden war, so ist auch in der Einladung ein Nachdruck darauf gelegt worden, dass die Theilnehmer der Konferenz sich mit Instruktionen von ihren respektiven Regierungen, Gesellschaften etc. versehen lassen möchten, welcher Anforderung an die Deligirten das Motiv zu Grunde lag, die Verhandlungen zu beschleunigen und zunächst alle jene ferne zu halten, welche nicht in einer oder der anderen Form von Seite ihrer resp. Mandataren Zusagen für eine Betheiligung an den durch die Konferenz zu fördernden Unternehmungen zu geben vermöchten.

In Folge dieser Einladung, aber auch in Folge der Beschränkung, welche in der angeführten Bedingung lag, liefen gegen Ende des vorigen Monats eine Reihe von Antwortschreiben ein, von welchen nur etwa 8 oder 10 eine Betheiligung in Aussicht stellten.

Am 1. Oktober d. J., Vormittags 11 Uhr, traten in Gemässheit mit der erlassenen Einladung die nachfolgend in alphabetischer Ordnung

aufgeführten Herren in den Räumen der Deutschen Seewarte dahier zu einer Konferenz zusammen:

1. Professor Buys-Ballot, delegirt von dem »Waterstaat-, Handel- en Nijverheid-Ministerium« für Holland aus Utrecht.

2. Kapitain Hoffmeyer, delegirt vom Königlich Dänischen Marine-Ministerium für Dänemark, aus Kopenhagen.

3. Professor Lenz, delegirt von der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg.

4. Professor Mascart, delegirt vom Ministerium des öffentlichen Unterrichts in Frankreich, aus Paris.

5. Professor Mohn, delegirt vom Königlich Norwegischen Unterrichtsministerium für Norwegen, aus Kristiania.

6. Professor Neumayer aus Hamburg und

7. Kapitän zur See von Schleinitz, Berlin, delegirt von der Kaiserlich Deutschen Admiralität für Deutschland.

8. Linienschiffs-Lieutenant Dr. Weyprecht, mit Vollmacht vom Kaiserlichen Unterrichts-Ministerium den Sitzungen beizuwohnen für Oesterreich und delegirt von Sr. Exzellenz dem Grafen H. Wilczek, aus Triest.

9. Dr. Wijkander, delegirt von der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Stockholm für Schweden, aus Lund.

Herr Neumayer begrüsste die Versammlung in einer kurzen Ansprache, worin er die Bedeutung der Konferenz für die Förderung der physikalischen Wissenschaften hervorbob und die Hoffnung aussprach, dass die bevorstehenden Verhandlungen zu einem befriedigenden, die Ausführung des in Frage stehenden Unternehmens sichernden Resultate führen würden, indem er gleichfalls die Geschichte des Entstehens dieser Konferenz rekapitulirte. Darauf verlas Dr. Neumayer die an ihn gelangten Schreiben, welche auf die Betheiligung oder Nichtbetheiligung an den Konferenzen einen Bezug hatten; von diesen Schreiben sind die Folgenden im Anhange unter No. 2, 3, 4 dieses Berichtes um deswillen beigefügt, weil sie eine eventuelle Betheiligung an dem einzuleitenden Unternehmen in Aussicht stellen:

Schreiben des General Myer an Herrn Weyprecht.
Schreiben des Herrn Kingston von Kanada an Herrn Scott.
Schreiben des Kommander Cheyne an Herrn Scott.

Herr Neumayer schlug nach diesen einleitenden, rein geschäftlichen Darlegungen den Anwesenden vor, das Bureau der Konferenz durch Wahl eines Vorsitzenden und eines Schriftführers zu konstituiren, welcher Antrag dadurch eine Erledigung fand, dass der Antragsteller

mit der Leitung der Verhandlungen betraut und Herr Hoffmeyer zum Schriftführer gewählt wurde.

Die Konferenz trat unmittelbar nach ihrer Konstituirung zu einer Sitzung zusammen, in welcher in erster Linie die die eigentliche Verhandlung einleitenden Maassregeln, namentlich die Wahl einer Kommission, welche mit der Ausarbeitung eines Programm-Entwurfes betraut wurde, ihre Erledigung fanden. Die Herrn Mohn, Weyprecht und Wijkander bildeten diese Kommission. In der ersten Sitzung wurde dem Bedürfnisse, zunächst einen Ueberblick über die den einzelnen Mitgliedern der Konferenz innewohnenden Befugnisse zu gewinnen, dadurch Rechnung getragen, dass darauf zielende Aeusserungen derselben veranlasst wurden. Es ergab sich aus diesen, in den Protokollen dem Wortlaute nach enthaltenen Aeusserungen, dass zwar von den durch die resp. Regierungen, Gesellschaften etc. delegirten Mitgliedern im gegenwärtigen Stadium eine bindende Zusage nicht abgegeben werden konnte, wohl aber konstatirt werden könne, dass in den maassgebenden Kreisen überall der Wille obwalte, sich bei genügender Betheiligung an der Durchführung der von der Konferenz gefassten, auf die wissenschaftliche Erforschung der Polargebiete Bezug habenden Beschlüsse in einer oder der andern Form zu betheiligen.

Die übrigen fünf Sitzungen der Konferenz fanden statt: am 2., 3., 4. und 5. Oktober; um die Verhandlungen möglichst bald zu einem Ende zu führen, mussten am letztgenannten Tage zwei Sitzungen abgehalten werden.

Die Protokolle der Verhandlungen wurden in autographirter Ausgabe thunlichst rasch in die Hände der einzelnen Konferenz-Mitglieder gelegt und befinden sich als Nr. 5, 6, 7, 8, 9 und 10 der Anlagen zu diesem Berichte beigefügt. Da die Konferenz in ihrer 4. Sitzung vom 4. Oktober den Beschluss gefasst hatte, dass die in deutscher Sprache verfassten Protokolle als die Original-Ausgabe derselben angesehen werden sollten, so wurde, unbeschadet der Zulässigkeit einer Uebertragung derselben in irgend eine andere Sprache, zunächst von einer solchen in die französische Sprache Abstand genommen.

Was nun die von der Konferenz gefassten Beschlüsse anlangt, so lassen sich dieselben füglich in zwei Hauptgruppen scheiden, nämlich in eine erste, in welche die Beschlüsse von allgemeiner Natur gehören, und in eine zweite, welche im Besonderen das Arbeitsprogramm für das Gebiet der Polarforschung und die Modalitäten der Durchführung desselben umfassen. Zu dem allgemeinen Theile sind auch jene Beschlüsse u rechnen, welche sich auf die zur Ausbreitung der Betheiligung und zur Agitation für eine solche erforderlichen Schritte beziehen. In dem

Nachfolgenden werden die verschiedenen Beschlüsse der Konferenz ohne Rücksicht auf die Zeitfolge, in welcher sie angeregt und erledigt wurden, gemäss der bezeichneten Klassifizirung zusammengefasst und aufgeführt.

I. Allgemeiner Theil.

1. Zweck des Unternehmens, welches die Konferenz beschäftigt, ist die Untersuchung (Erforschung) in erster Linie der meteorologischen und erdmagnetischen, dann aber auch überhaupt der physikalischen Verhältnisse der Polar-Gebiete und der unmittelbar an dieselben angrenzenden Zonen der Erde nach einem gemeinsamen, durch internationale Uebereinkunft festzusetzenden Plane.

2. Diese Untersuchungen sind vorzugsweise an bestimmten Stationen und in fixen, an denselben zu errichtenden und zur selben Zeit in Thätigkeit befindlichen Observatorien auszuführen.

3. Die Kosten für die Einrichtung und den Betrieb einer solchen Station oder solcher Stationen sind von demjenigen Staate (oder derjenigen Parthie) zu tragen, welcher sie zu errichten unternimmt.

4. Zur Motivirung der Wichtigkeit des Unternehmens muss geltend gemacht werden:

a) Vom Standpunkte der Meteorologie, dass ohne gründlichere Kenntniss der Vorgänge und Prozesse innerhalb der Polargebiete an die Möglichkeit der Aufstellung allgemein gültiger Grundsätze und Theorien über Luftdruck-, Temperatur-Vertheilung und Schwankung, über Luftströmungen, Entwickelung und Verlauf der Witterung, über allgemeine klimatologische Normen nicht gedacht werden kann.

Für die nördliche Hemisphäre, in's Besondere für die meteorologischen Erscheinungen in Nord-Amerika und Nord-Europa-Asien leuchtet dieser Satz *a priori* ein und kann durch ein Studium der synoptischen Karten und der Ergebnisse simultaner Aufzeichnungen unmittelbar erwiesen werden. Bei dem engen, durch kontinentale Einflüsse nicht gestörten Zusammenhang der antarktischen Regionen mit den angrenzenden Gebieten höherer Breiten, innerhalb welcher sich der Weltverkehr zur See bewegt, kann einerseits, durch die Homogenität der Erdoberfläche bedingt, die Feststellung der allgemeinen Gesetze wesentlich gefördert werden, während andererseits die Ausdehnung der meteorologischen Forschung nach dem Süden hin bei der Weiterentwicklung der Wissenschaft nicht entbehrt werden kann.

Ganz besonders wichtig ist die Ausbreitung des Gebietes der synoptischen, beziehungsweise simultanen meteorologischen Arbeit

nach den arktischen Regionen zu für die Entwickelung der Wetter- und Sturm-Prognose für ganz Europa und Nord-Amerika;

b) Vom Standpunkte der Wissenschaft des Erdmagnetismus, dass die gleichzeitige Beobachtung an Stationen, welche nach gewissen, zu bestimmenden Gesichtspunkten gewählt werden, in beiden Polargebieten für die Entwickelung der Lehre von den Störungen in den magnetischen Elementen, deren Beziehungen zu den Polarlichtern und Sonnenflecken, eine Bedingung ist, ohne deren Erfüllung ein entscheidender Fortschritt in unserer Erkenntniss nicht gedacht werden kann.

c) Dass für die Kenntniss der Vertheilung der erdmagnetischen Kraft und deren Säkular- und anderen Schwankungen über die Erde selbstverständlich eine gründliche Untersuchung in einer bestimmten Epoche der Gegenwart unerlässlich ist.

d) Dass die Hydrographie der Ozeane, die Lehre der Wärmevertheilung und der Strömungen, so lange nicht eingehende, mit durchaus zuverlässigen Instrumenten ausgeführte Untersuchungen aus den Polar-Gebieten vorliegen, jener Grundfaktoren, mit Hülfe welcher allein eine wissenschaftliche, allen Anforderungen genügende Begründung angestrebt werden kann, entbehrt.

e) Dass die Kenntniss der Figur der Erde so lange eine unvollkommene, vielfach auf Hypothesen beruhende bleibt, als nicht innerhalb der Polargebiete und besonders auf der Nordhemisphäre nach den neuesten Methoden ausgeführte, zuverlässige Messungen vorliegen.

5. Aus diesen gedrängt gegebenen Motiven für die Bedeutung des Unternehmens systematisch-wissenschaftlicher Forschung innerhalb der Polargebiete leuchtet zur Genüge hervor, dass auf nahezu allen Gebieten — und es könnten zu den genannten auch noch andere aus dem Komplexe der Naturwissenschaften hinzugefügt werden — der Fortschritt menschlicher Erkenntnisse stets eingeengt und verkümmert sein wird ohne Erweiterung der Summe wissenschaftlicher Thatsachen durch Beobachtungen in jenen Theilen der Erde.

6. Allein, ebenso wie mit Bezug auf die Naturwissenschaften überhaupt, sich diese Konferenz, welche in erster Linie die Interessen der Meteorologie und der Wissenschaft des Erdmagnetismus zu vertreten berufen ist, eine Beschränkung aufzuerlegen hat, so ist es auch ihre Pflicht, selbst mit Bezug auf die genannten Disziplinen, eine weitere Einschränkung eintreten zu lassen.

7. Um die Erreichung eines gemeinsamen Zieles zu sichern, erachtet es die Konferenz für geboten mit Beziehung auf die

physikalischen Fächer im engeren Sinne obligatorische und fakultative Beobachtungen zu unterscheiden.

8. Obligatorische Beobachtungen sind diejenigen, welche unbedingt angestellt werden müssen, wenn das System der Forschung nicht inkomplet bleiben, nicht Lücken entstehen sollen, welche das Ableiten allgemein gültiger Ergebnisse in empfindlicher Weise schädigen, ja voraussichtlich unmöglich machen; dahin gehören alle meteorologischen, magnetischen, Polarlicht-Beobachtungen, hydrographischen Erhebungen, bei welchen Gleichzeitigkeit als die erste Bedingung gelten muss.

9. Das Gebiet der fakultativen Beobachtungen kann hier nicht näher definirt werden, weil es gleichbedeutend sein würde mit einem Index der einschlägigen Wissenschaften; es genüge daher an dieser Stelle nur einzelne Beobachtungen namhaft zu machen: Pendelbeobachtungen zur Bestimmung der Figur der Erde, hydrographische Forschungen auf, mit den Stationen (Observatorien) im Zusammenhang stehenden Expeditionen, astronomische Bestimmungen, welche Bezug haben zur Refraktion, zu den Radianten der Meteore u. s. w.

10. Bezüglich der Wahl der Beobachtungsorte (Stationen) gelangte die Konferenz zu folgenden einstimmig gefassten Beschlüssen:

In Anbetracht der Wichtigkeit der Gebiete im Westen und Norden von Europa für die meteorologischen Verhältnisse der Nordhemisphäre, und bei der Bedeutung, welche die Erforschung des Einflusses des Gürtels grösster Intensität und Frequenz der Nordlichter auf den Charakter der Bewegungen in den magnetischen Elementen der Umgebung haben muss, schlägt die Konferenz die Errichtung fester Stationen in der nördlichen Hemisphäre vor an folgenden Orten:

1) Spitzbergen.
2) Finmarken (Nord-Kap).
3) Nowaja-Zemlja.
4) Lena-Mündung.
5) Point Barrow.
6) Ein Punkt im amerikanischen arktischen Insel-Archipel.
7) Upernivik (West-Grönland).
8) Jan Mayen oder Ostküste Grönlands.

11. Die Konferenz erklärt es ferner als ihre wohlerwogene Ansicht, dass die Besetzung mindestens der genannten Stationen zur vollen Lösung der Aufgaben aus dem Gebiete der Meteorologie und des Magnetismus der Erde eine unbedingte Nothwendigkeit ist.

12. In Anbetracht der Wichtigkeit gleichzeitiger magnetischer Beobachtungen in den arktischen und antarktischen Gegenden für die Erweiterung der Kenntnisse des Charakters der magnetischen Störungen, und systematischen meteorologischen Beobachtungen in höheren südlichen Breiten, ist die Konferenz der Ansicht, dass an den nachfolgend benannten Orten, wenn ausführbar, Beobachtungsstationen einzurichten und für eine bestimmte Epoche zu unterhalten sind:

1) Süd-Georgien-Insel.
2) Kerguelen-Inseln.
3) Auckland- oder Campbell-Inseln.
4) Balleny-Inseln, wenn die Landung an denselben sich als möglich erweisen sollte.

13. Die Konferenz ist der Ansicht, dass die Verhandlungen mit den Regierungen, mit dem internationalen meteorologischen Komité und die Vorbereitungen für die Durchführung des Projekts der Polarforschung derart zu beschleunigen sei, dass die Beobachtungen im Jahre 1881—1882 ausgeführt werden können, und dass demgemäss danach getrachtet werden müsse, dass dieselben im Sommer der nördlichen Hemisphäre 1881 ihren Anfang nehmen können und dass die Beobachtungen mindestens für die Dauer eines Jahres fortgeführt werden müssen.

14. Bezüglich der Publikation der während der genannten Epoche gemachten Beobachtungen fasst die Konferenz ihre Ansicht in folgenden Punkten zusammen:

a) Es sind sämmtliche Beobachtungen so bald als möglich in extenso zu publiziren.

b) Da es von Wichtigkeit sein wird, dass für synoptische Untersuchungen der meteorologischen Verhältnisse in der Beobachtungsepoche so bald als möglich ein Auszug der meteorologischen Beobachtungen vorliegt, ist nach Vereinbarung mit dem internationalen meteorologischen Komité darauf zu dringen, dass spätestens ein Jahr nach Beendigung der Beobachtungen, wo immer sich dies als möglich erweist, die Veröffentlichung eines solchen Auszuges nach einem gemeinsamen, von dem genannten Komité festzusetzenden Plane erfolge.

c) Es ist durchaus zu wünschen, dass sämmtliche Beobachtungen in Fällen, wo das Maass in Frage kommt, in metrischem Maasse und die Temperatur in Centigraden veröffentlicht werden.

15. Die Konferenz ist der Meinung, dass die internationale Betheiligung über die auf derselben vertretenen Staaten, Gesellschaften u. s. w. hinaus zum Gelingen des ganzen Unternehmens unentbehrlich ist und hofft, dass es gelingen werde nach dieser, die Sache einleitenden

Konferenz bald eine zweite, zahlreicher besuchte zu berufen und fasst von diesem Gesichtspunkte ausgehend die nachfolgenden Resolutionen:

a) Die Betreibung der Angelegenheit bei den betreffenden Regierungen, Gesellschaften u. s. w. muss mit allem Nachdruck und ohne Verzug aufgenommen werden.

b) Die Konferenz hat sich als internationale Polar-Kommission bis zur endgültigen Lösung der Aufgabe, um welcher willen sie zusammen getreten, für permanent zu erklären und als solche sich sofort durch die Wahl eines Präsidenten zu konstituiren, um für die Geschäftsführung und Agitation einen Mittelpunkt zu haben.

c) Es wünscht die Konferenz, dass die internationale Polar-Kommission noch durch den Beitritt Delegirter von anderen Staaten, die auf dieser Konferenz nicht vertreten waren, erweitert werde.

d) Der Bericht und die Protokolle über die Verhandlungen dieser Konferenz sind ohne Verzug dem internationalen meteorologischen Komité zur Kenntnissnahme und mit der Bitte um kräftige Unterstützung in der Durchführung der gefassten Beschlüsse zu übersenden.

16. Damit man durch die Ausführung des vereinbarten und in II. dargelegten Planes möglichst vollständige Beiträge zur Lösung der meteorologischen und magnetischen Fragen auf der ganzen Erde erhalten kann, wird das internationale meteorologische Komité gebeten:

a) Dass die durch den Kongress zu Rom angeordnete Vergleichung der Instrumente, namentlich der Barometer, sobald als möglich ausgeführt werde.

b) Rechtzeitig dafür zu sorgen, dass nicht allein die Thätigkeit der schon bestehenden meteorologischen und magnetischen Stationen während der betreffenden Beobachtungsepoche möglichst umfangreich und in einzelnen Beziehungen erweitert wird, sondern auch, dass provisorische Stationen da eingerichtet werden, wo eine gute Verbindung zwischen den projektirten arktischen und anarktischen Beobachtungsstationen und den wirklich bestehenden Beobachtungsstationen in den gemässigten Zonen nicht vorhanden ist.

c) Seinen Einfluss dahin geltend zu machen, dass die magnetischen Observatorien auf den Kontinenten an den durch das Arbeitspogramm festgestellten Termintagen, und wenigstens an gewissen festgestellten (siehe Protokoll) Stunden auch häufigere meteorologische Beobachtungen ausführen lassen.

d) Dahin zu wirken, dass überall auf der Erde, namentlich in höheren Breiten, möglichst viele selbst registrirende Instrumente während dieser Epoche in Thätigkeit sich befinden und dass eine bestimmte

Auswahl von Stationen II. Ordnung mehrere Mal des Tages zu aequidistanten und synchronischen Momenten Beobachtungen machen.

e) Dahin zu wirken, dass die Kriegs- und Handelsmarinen der verschiedenen seefahrenden Nationen sich während derselben Epoche an den unter d) genannten Beobachtungen betheiligen.

II. Besonderer Theil,

enthaltend Einzelheiten über Beobachtungen, Instrumente und Termine.

Die obligatorischen Beobachtungen auf dem Gebiete der Meteorologie.

17. Temperatur der Luft: Quecksilber-Thermometer auf 0.2 Centigrade getheilt und Weingeist-Thermometer auf ganze Grade getheilt und durch eine meteorologische Zentralstelle untersucht auf 0.1° C. sind zur Anwendung zu bringen.

18. Die Aufstellung ist nach Wild's Anweisung 1.5 bis 2.0 Meter vom Boden entfernt und zwar in einem doppelten Gehäuse, mit Jalousien versehen, zu bewerkstelligen. Das äussere Gehäuse ist von Holz, das innere von Metall anzufertigen. Die Beobachtung von Minimum-Thermometern ist auf verschiedene Weise zu ermöglichen.

19. Das Alkohol-Thermometer muss mit dem Normal-Queksilber-Thermometer am Beobachtungsorte bei möglichst niedriger Temperatur verglichen werden.

20. Temperatur des Meerwassers an der Oberfläche und von 10 zu 10 Meter tief ist dort zu beobachten, wo es möglich ist. Beispielsweise werden als hierfür brauchbare Instrumente genannt: träge Thermometer, jenes von Ekmann, Negretti & Zambra, Miller-Casella, Mons. Jansen etc.

21. Der Nullpunkt sämmtlicher zur Verwendung gebrachter Thermometer ist von Zeit zu Zeit zu bestimmen.

22. Luftdruck. An jeder Station müssen mindestens zwei gut verglichene Quecksilber-Barometer, Reserve-Barometer und Aneroide vorhanden sein.

23. Das Haupt-Barometer ist täglich einmal zu kontroliren.

24. Feuchtigkeit. Psychrometer und Haarhygrometer mit dem Regnault'schen Apparate als Kontrole sind nach Wild's Anweisung zu verwenden.

25. Wind. Windfahne und Robinson'sches Anemometer im Hause abzulesen (siehe Konstruktion der schwedischen Apparate auf Spitzbergen). Gleichzeitig Schätzung nach Beaufort auf 16 Striche, Richtung nach wahrem Azimute.

26. Zur Entscheidung der Frage, ob Schalenkreuze mit grossem oder kleinerem Durchmesser für die Wucht der Stürme der Polarzonen zu empfehlen sind, werden der Verwendung solcher Instrumente vorhergehende Experimente als wichtig empfohlen.

27. Wolken-Formen und Menge; Zugrichtung der Schichten in verschiedenen Höhen nach 16 Strichen sind zu beobachten.

28. Niederschlag. Auftreten und Dauer von Regen, Schnee und Graupeln und womöglich Niederschlagshöhe, deren Bestimmung übrigens nur im Sommer obligatorisch ist, sind zu notiren.

29. Wetter. Es sind Gewitter, Hagel, Nebel, Reif und optische Erscheinungen der Atmosphäre zu verzeichnen.

Obligatorische Beobachtungen auf dem Gebiete des Erdmagnetismus.

30. Absolute Bestimmungen. Bei der Deklination und Inklination ist eine Genauigkeit von 1.0 Minute, bei der Horizontal-Intensität von 0.001 derselben anzustreben; als hierzu geeignete Instrumente werden beispielsweise der Reisetheodolit von Lamont und gewöhnliche Inklinatorien namhaft gemacht.

31. Die absoluten Beobachtungen müssen in engem Zusammenhange und synchronisch mit den Lesungen an den Variations-Instrumenten ausgeführt werden, um die Angaben der letzteren auf einen absoluten Normalwerth reduziren, die Nullpunkte der betreffenden Skalen bestimmen zu können. Die Bestimmungen müssen derart häufig ausgeführt werden, dass die Aenderungen im absoluten Werthe des Nullpunktes der Skalen der Variations-Apparate mit Genauigkeit dadurch kontrolirt werden.

32. Variationsbeobachtungen. Es haben sich dieselben über alle drei Elemente zu erstrecken und zwar sind sie mittelst Instrumenten mit kleinen Nadeln (im Gegensatze zu den Gauss'schen Apparaten) auszuführen. Zu Zwecken einer ununterbrochenen wechselseitigen Kontrole sind zwei vollständige Systeme von Variations-Instrumenten wünschenswerth, was sich auch schon um deswillen empfiehlt, dass einer Unterbrechung der Beobachtungen durch Zerbrechen, Inunordnungkommen etc. vorgebeugt werde.

33. Die Horizontal-Intensität soll bei dem einen Systeme wenigstens am Unifilar-Apparate beobachtet werden. Der grossen zu beobachtenden Störungen halber müssen die Skalen der Variations-Instrumente mindestens einen Umfang von 10 Graden haben und ist die Anordnung dabei so zu treffen, dass die Gleichzeitigkeit der Ablesung möglichst erreicht wird.

34. Während der ganzen Zeit werden die Variations-Instrumente von Stunde zu Stunde abgelesen. Es ist wünschenswerth, dass zwei Ablesungen mit einem Zwischenraume von einigen Zeitminuten, zum Beispiel vor und gleich nach der vollen Stunde, gemacht werden.

35. Herr Weyprecht reichte zu diesem Beschlusse folgendes Separat-Votum ein:

Separat-Votum. »In Anbetracht dessen, dass mir stündlich »einmalige Lesungen in nicht genau präzisirten Momenten als un-»genügend erscheinen, um in jenen Gegenden der fast ununterbrochenen »Störungen zu solchen Perioden und Mittelwerthen zu gelangen, welche »den Störungscharakter des Ortes und der Epoche genügend genau »für den Vergleich ausdrücken, — in Anbetracht der geringen Mehr-»arbeit, welche durch wiederholte, in präzisirten Momenten ausgeführte »Lesungen verursacht wird, kann ich mich der Ansicht der Majorität »der Konferenz nicht anschliessen.

»Ich erkläre, dass die allenfalls von mir zu führende Expedition »stündlich um

»—^{h} 58^{m} 0^{s}. . —^{h} 59^{m} 0^{s}. . —^{h} 60^{m} 0^{s}. . —^{h} 61^{m} 0^{s} —^{h} 62^{m} 0^{s}

»und zwar nach Göttinger Zeit alle drei Variations-Instrumente ab-»lesen wird. (gez.) Weyprecht.«

36. Als Termintage werden der erste und der fünfzehnte Tag eines jeden Monats festgesetzt und zwar von Mitternacht zu Mitternacht Göttinger Zeit (mittlere Zeit). Die Lesungen geschehen von fünf zu fünf Minuten, jedesmal zur vollen Minute, und zwar sind die drei Elemente, möglichst rasch nach einander abzulesen in der Reihenfolge: Horizontal-Intensität, Deklination, Vertikal-Intensität.

37. An solchen Termintagen sind Beobachtungen, welche darauf abzielen, magnetische Aufzeichnungen, und wäre es auch nur eines der magnetischen Elemente, kontinuirlich z. B. jede 20 Sekunden, eine ganze Stunde hindurch auszuführen, in den Arbeitsplan einzuschliessen. Am zweckmässigsten beginnt nach Ansicht der Konferenz die Beobachtung so, dass eine der Beobachtungsstunden mit der ersten Stunde des ersten Januar zusammen fällt und wird während der Beobachtungsepoche so durchgeführt, dass an jedem folgenden halbmonatlichen Termintage eine andere Stunde zu diesem Zwecke ausgewählt wird.

38. Die Genauigkeit der magnetischen Beobachtungen ist bei der Deklination in Minuten und bei der Horizontal- und Vertikal-Intensität in Einheiten der vierten Dezimalstelle anzugeben.

39. An den Termintagen sind ferner fortlaufende Polarlichterbeobachtungen auszuführen. Ausserdem werden die Polarlichter

gleichfalls von Stunde zu Stunde beobachtet und zwar nach Form und beiläufiger Position in Höhe und wahrem Azimute. Die Lichtintensität ist nach vier Stufen abzuschätzen.

40. Auch müssen einzelne Polarlicht-Phänomene zum Gegenstand eingehender Beobachtung gemacht werden, wobei die verschiedenen Phasen genau zusammen mit gleichzeitigen Lesungen der magnetischen Variations-Instrumente zu verzeichnen sind.

41. Da prinzipiell der möglichste Synchronismus bei den Ablesungen angestrebt werden soll, so sind Orts- und Zeitbestimmungen mit Instrumenten auf fester Aufstellung (Universal-Instrument, Durchgangs-Instrument) auszuführen, was aber den Gebrauch guter Reflexions-Instrumente nicht ausschliessen soll. Es muss mit allen Mitteln darnach gestrebt werden, möglichst rasch eine für die Zwecke geeignete Orts- (namentlich Längen-) Bestimmung zu erhalten.

Die fakultativen Beobachtungen.

42. Die Konferenz empfiehlt die nachfolgend aufgeführten Beobachtungen uud Untersuchungen der Beachtung aller Jener, welche mit dem Entwurfe der Instruktion für eine Expedition betraut oder selbst in einer solchen zu wirken berufen sind, auf das Nachdrücklichste.

43. Meteorologische. Es ist die Abnahme der Temperatur mit der Höhe, die Temperatur des Bodens, des Schnees und des Eises in verschiedenen Tiefen zu ermitteln.

44. Insolationsbeobachtungen sind anzustellen, sowie Beobachtungen über die spontane Verdunstung, während des Winters durch Wägen von Eiswürfeln während des Sommers mit Verdunstungsmessern.

45. Magnetische: Zeitweise, absolut gleichzeitige Lesung aller drei Elemente des Erdmagnetismus behufs genauer Bestimmung des Verhältnisses zwischen den gleichzeitigen Aenderungen der Horizontal- und der Vertikal-Intensität.

46. Galvanische Erdströme. Beobachtungen von Erdströmen in engem Zusammenhange mit den magnetischen Beobachtungen und den Polarlicht-Erscheinungen.

47. Hydrographische Untersuchungen. Beobachtungen über Meeresströmungen und Eisbewegung nach Richtung und Stärke.

48. Tieflothungen und Beobachtungen über die physikalischen Eigenschaften des Meerwassers, z. B. Bestimmung der Temperatur, des spezifischen Gewichts, des Gasgehaltes u. s. w. und sind hierbei besonders die für die Expeditionen verwendeten Schiffe in's Auge zu

fassen. Beobachtungen über Ebbe und Fluth, wo möglich mit selbstregistrirenden Apparaten auszuführen.

49. Polarlicht-Parallaxe. Höhenbestimmungen der Polarlichter durch Messungen (beispielsweise mit den Meteorographen) welche von detachirten Beobachtungsparthien ausgeführt werden, wenn möglich unter Anstellung gleichzeitiger Beobachtungen über Deklinations-Variationen.

50. Beobachtungen
über Luftelektrizität,
über astronomische und terrestrische Refraktion,
über die Länge des einfachen Sekunden-Pendels,
über Anwachsen und Bau des schwimmenden Eises und der Gletscher.
Sammlungen von Luftproben für Analysen.
Beobachtungen und Sammlungen aus dem Gebiete der Zoologie, Botanik, Geologie u. s. w.

Nachdem die Konferenz in ihrer 5. Sitzung noch weitere Einzelheiten über die Ausführung der Beobachtungen während der in's Werk zu setzenden Polar-Unternehmungen besprochen hatte, von einer Mittheilung oder einer Formulirung derselben in bestimmten Beschlüssen im gegenwärtigen Stadium aber Abstand genommen wurde, schritt man in derselben Sitzung zur Konstituirung der internationalen Polar-Kommission durch die Wahl eines Präsidenten.

Herr Neumayer wurde einstimmig zum Präsidenten der Kommission erwählt, in der Voraussicht, dass damit die Möglichkeit gegeben sei, unmittelbar an die Ausführung der einzelnen Beschlüsse zu schreiten, so weit die Initiative hierzu bei der Kommission liegt uud naturgemäss liegen kann.

In der 6. Sitzung der Konferenz wurden die Protokolle sämmtlicher Sitzungen, inklusive der letzten, genehmigt und erklärt der Vorsitzende sodann die Konferenz für aufgehoben.

Hamburg, den 6. Oktober 1879.

Die Mitglieder der internationalen Polar-Konferenz:

Buys-Ballot, *Neumayer*,
Hoffmeyer, *von Schleinitz*,
Lenz, *Weyprecht*,
Mascart, *Wijkander*.
Mohn,

Eine Exkursion nach Island *)

im Sommer 1879.

Vortrag, gehalten in der Geographischen Gesellschaft zu Hamburg am 6. November 1879,

von

William Robertson.

Am 27. Mai 1879 verliess ich an Bord des Dänischen Postdampfschiffes »Phönix« (447 Register-Tons), in Begleitung meines Freundes L., Kopenhagen. Nach sechszigstündiger angenehmer Reise kamen wir in Leith an und nach eintägigem Aufenthalt in Edinburgh, dampften wir am 31. Mai bei schönem Wetter weiter gen Norden, an der schottischen Küste entlang. Der nächste Tag brachte uns, zwischen den Orkney- und Shetland-Inseln passirend, in den Atlantischen Ocean, welcher uns mit stürmischem NO-Wind empfing und uns hohe Wellenberge entgegenrollte, so dass der Pfingstsonntag für die Mehrzahl unserer Reisegefährten schwerlich eine angenehme Erinnerung zurückgelassen haben wird. Am 2. Juni Mittags ankerten wir in Thorshavn auf Strömö, einer der Fär-Öer, einem freundlichen Städtchen von ca. 1000 Einwohnern, an einer durch die vorliegende Naals (Nols)-Insel (Naalsö) geschützten kleinen Bucht, recht malerisch am schroffen Ufer aufgebaut. Eine vorspringende felsige Landzunge trägt an ihrer Spitze die Faktorei eines Hamburger Hauses. Eine ansehnliche Kirche und auch eine Batterie sind vorhanden. Die Strassen sind eng und schlecht gepflastert und des gebirgigen Terrains halber oft steil und treppenartig angelegt. Die sehr niedrigen, von Steinen mit Holzdächern erbauten Häuser, machen einen freundlichen Eindruck, weil Alles sehr sauber gehalten ist; sie sind im Innern recht wohnlich, wenngleich sich der Grossstädter der einfachen und altmodischen Hausgeräthe wegen ein paar Jahrhunderte in der Kultur zurückversetzt fühlt. Die Gastfreundschaft in Thorshavn ist, wenn ich nach unserer kurzen Erfahrung urtheilen darf, sehr ausgebildet; wir wurden mehrfach in die Häuser einzutreten ersucht und mit Wein,

*) Zur allgemeinen Orientirung empfehlen wir: Karte von Dänemark und die Dänischen Kolonie'n, entworfen von A. Petermann, gezeichnet von L. Friederichsen (Stieler's Hand-Atlas No. 44); zum specielleren Studium: Olsen's Uppdrattr Islands, 1 : 480.000 in 4 Bl. und 1 : 960.000 in 1 Blatt.

Kuchen und Cigarren freundlichst bewirthet. Abends durften wir an einem Ball der Honoratioren in der ehemaligen katholischen Kirche, dem jetzigen Landhause des Sysselmands, Herrn Müller, theilnehmen, wo uns von sämmtlichen Festtheilnehmern in der liebenswürdigsten Weise begegnet wurde. Beim Klange einer Violine mit Guitarre-Begleitung, theils sogar nach Strauss'schen Weisen, wurde bis 5 Uhr Morgens getanzt. Unter den während des Balles verabreichten Erfrischungen imponirten uns besonders Butterbrödchen mit Wallfischfleisch (Grindwal, Globiocephalus globiceps Cuv.) belegt. Auch den Nationaltanz der Eingeborenen hatten wir Gelegenheit zu sehen. In einem niedrigen kleinen Zimmer, ohne Sitzplätze, bildeten die zahlreichen Tänzer beiderlei Geschlechts Chaine und gingen oder stampften im Kreise herum, wobei eine eintönige Melodie von endlosen Versen von irgend Jemand gesungen und der Refrain von Allen im Chorus aufgenommen wurde; weitere Musik gab es nicht. Das Eintrittsgeld zu diesem Balle kostete auch nur 10 Öre = 11 Pfennigen, wofür Wasser ad libitum zu haben war. Alle schienen sich prächtig zu amüsiren.

Die Fär-Öer-Gruppe zählt einige 20 Inseln, welche sich mit manchen schneebedeckten Spitzen bis zu 851 m über dem Meeresspiegel erheben und vielfache Spuren früherer vulkanischer Thätigkeit aufweisen. Sie gehören zu Dänemark und zählen auf 1332,5 qkm (24,2 d. g. □Ml.) ca. 11,000 Einwohner, welche ihre eigene, selbst keinem Dänen verständliche Sprache haben. Ihre Religion ist durchweg lutherisch. Es ist ein schöner, grosser, durchgängig blonder Menschenschlag; die Männer mit ihren Zipfelmützen machen vornehmlich einen prächtigen Eindruck; sie gelten für ausserordentlich kühne Seeleute und Fischer und sind offen und angenehm im Umgang. — Auf den Inseln wird Schafzucht und etwas Ackerbau getrieben, doch gedeihen nur Kartoffeln und Gerste; letztere nicht einmal immer. Die Fischerei auf Dorsche, Havkalvs (Haifische) und gelegentlich Walfische ist verhältnissmässig bedeutend; der gewonnene Thran wird meistens nach Kopenhagen und Hamburg gesandt, Klippfische dagegen in der Regel nach Nord-Spanien und England direkt ausgeführt. Einen nicht unbedeutenden Export-Artikel bilden wollene Jacken (50--70,000 Stück jährlich) und Handschuhe. Auf der Insel Suderö sind unlängst gute Steinkohlen gefunden, jedoch bislang noch nicht ausgebeutet worden, auch fand man auf Naalsö Kupfer.

Am 3. Juni ging unsere Reise weiter und zwar für mehrere Stunden mitten durch die interessante Inselgruppe, welche die verschiedenartigsten Felsformationen zeigt und von 300 m hohen senk-

rechten Wänden manchen Wasserfall direkt in's Meer stürzen lässt. Die grossartige Scenerie wird von unzähligen verschiedenartigen Wasservögeln belebt. Bei fast spiegelglattem Meere erblickten wir bereits am Nachmittage des 4. Juni Island; es waren die riesigen Vulkane Vatna- und Oraefa Jökull, denen sich nach und nach Myrdal-, Eyjafjalla-Jökull und Hekla anreiheten. Bedeckt mit den blendendsten kolossalen Schnee- und Eismassen, Gletscher zuweilen bis in's Meer entsendend, bietet die Südküste Islands einen unvergleichlich schönen, grossartigen Anblick. Die Berge, welche in Wirklichkeit nur 17—1900 m hoch sind, erscheinen bedeutend höher, weil sie sich direkt vom Meeresspiegel aus aufbauen. Das Meer ist belebt von vielen Walfischen und Vögeln und nicht selten sieht man durch den Golfstrom herbeigeführte Stämme und Hölzer tropischer Pflanzen auf demselben treiben. Am 5. Juni Morgens 1 Uhr bei Tageshelle landeten wir einige Passagiere auf den Vestmanna-Inseln. Nur eine derselben, die grösste, ist bewohnt von circa 650 Menschen, welche Schafzucht treiben und den Millionen von Vögeln nachstellen, welche auf den steilen Felsen und Klippen der ca. 600 m hohen Insel nisten. Zwischen dem Leuchtthurm des Kap Reykjanes — welcher zur Zeit der hellen Sommernächte nicht erleuchtet wird und dessen Wärter sich während dieser Zeit auf unserm Dampfer als Heizer zu verheuern pflegt — und dem Meelsäk, einem von Vogel-Exkrementen weiss gewordenen Felsen, hindurchfahrend, erreichten wir nach abermaliger zwölfstündiger Fahrt am neunten Tage unserer Reise den Hafen von Reykjavik, der Hauptstadt Island's.

Reykjavik, mit ca. 1500 Einwohnern, ist hübsch gelegen. Die gegenüberliegenden Berge sind schneebedeckt, und über der Faxe-Bucht hinweg gen Nordwesten erblickt man sehr deutlich, obgleich 115 km entfernt den prachtvollen 1433 m hohen Sneefell-Jökull. Der Hafen, durch vorliegende niedrige Inseln geschützt und nur nach schmaler gewundener Einfahrt zu erreichen, beherbergte ca. 20 Schiffe, darunter einige Dampfschiffe. — Am Strande liegen 5 oder 6 grosse Faktoreien. Die Strassen sind gut und breit. Eine schöne Kirche und ein freier Platz mit Anlagen und einem Monument Thorvaldsen's geschmückt, bilden die Hauptzierden der Stadt. Die Häuser haben durchgängig nur ein Stockwerk, sind meistens aus Lava-Steinen erbaut, oft mit Holz verkleidet und haben meistens Holz- oder Grasdächer, nur in selten Fällen Dachpfannen; sie machen einen freundlichen, reinlichen Eindruck. Der Gouverneur (Landshövding), sowie der Amtmann, wohnen sehr hübsch in grösseren steinernen Gebäuden. Am

felsigen Gestade werden überall Dorsche gereinigt, gesalzen und getrocknet.

Im Sommer ist es recht lebhaft in den Strassen; die Bauern kommen und gehen mit grossen Zügen von Pferden, bepackt mit Fischen, Wolle und den eingetauschten Bedürfnissen; oft sieht man an 100 Pferde vor einer Faktorei halten. Alles wird auf Pferderücken transportirt, denn Wagen giebt es nicht, weil keine Wege vorhanden sind. Zu Fuss geht auf Island Niemand, Alles reitet, Frauen und Kinder einbegriffen, welche Sättel mit einer Rückenlehne benutzen; selbst die Beerdigungen werden zu Pferde beschafft. Diese dem Isländer unentbehrlichen Thiere sind zwar nur klein, aber ungemein ausdauernd und theilweise recht flink. Sie werden niemals gefüttert, sondern müssen sich selbst das Futter suchen. Im Sommer finden sie nun allerdings genügend kurzes Gras, im Winter ist es fast unbegreiflich wie dieselben unter dem Schnee genügend Nahrung finden können, um das Leben zu fristen; die Pferde sind denn auch im Frühjahre vollständig abgemagert und sehr schwach. Nur ein oder zwei Reitpferde, welche der Bauer nothwendig zu seinen Reisen braucht, werden im Winter von ihm im Stalle gehalten und gefüttert. Reykjavik besitzt auch ein Hôtel, welches von einem unternehmenden Fischer Nicolaus Japhetson gehalten wird. Er hat ein Gastzimmer für Isländer und Matrosen, ein anderes für Kapitäne und Offiziere der Kriegsschiffe; kommen dann einmal Touristen, so räumt er seine Wohnstuben diesen ein und schläft mit Familie auf dem Spitzboden seines Hauses. Es findet sogar eine Table d'hôte statt an einem runden Tische für vier Personen; gewöhnlich giebt es Suppe, Fisch und eine Mehlspeise. Als Fremder kann man nur froh sein überhaupt ein solches Unterkommen zu finden; ist das Hôtel besetzt, so muss man an Bord seines Schiffes bleiben oder in einem Zelte kampiren. Der Kaffee spielt überall auf Island eine grosse Rolle und wird zu jeder Tageszeit genossen, am Morgen gewöhnlich zusammen mit Pfannkuchen; ich fand denselben überall ohne Ausnahme von vorzüglichem Geschmacke.

Sehr interessant war ein Besuch auf Videy, einer eine halbe Stunde von Reykjavik entfernten Insel, wo Tausende von Eidergänsen im Grase und kleinen Erdlöchern nisten; dieselben sind zum Theil so zahm, dass ich mehrere der brütenden Vögel mit der Hand streicheln konnte. Die Insel ist verpachtet und sind besondere Gesetze zum Schutze dieser Vögel erlassen, welch' letztere nicht beunruhigt noch geschossen werden dürfen. Nur das Weibchen, einer grossen wilden Ente ähnlich, liefert Eiderdaunen und werden deren Nester zweimal geplündert; nimmt man die Daunen zum dritten Male fort, so kehrt der Vogel nicht

zum Neste zurück. Ich bemerkte bis zu sechs Eiern in den Nestern, häufig jedoch weniger. Nach einigen Tagen Aufenthaltes in Reykjavik und Umgegend, sowie nach einem Besuche von Havnefjord (Hafnarfjördr), begann ich mich für meinen Ausflug in's Innere der Insel zu rüsten. Eigentlich war es unsere Absicht gewesen Geysir und Hekla zu besuchen und dann quer durch's Land nach Akreyri zu reiten; da letztere Tour mir jedoch von allen Seiten als wenig lohnend und für die Jahreszeit als unmöglich dargestellt wurde, weil die Pferde noch zu flau seien und auf den Hochebenen nur Schnee und kein Gras zu finden sei, so beschlossen wir vom Geysir wieder nach Reykjavik zurückzukehren und dann den Seeweg nach Akreyri zu benutzen. Leider mussten wir die Besteigung des Hekla aufgeben, denn die uns bis zum Abgang des Dampfschiffes gelassene Zeit reichte dafür nicht aus. Da der berüchtigte Vulkan übrigens ganz ruhig war und sich in Eis und Schnee gehüllt hatte, so glaube ich nicht Viel versäumt zu haben.

Da es im Innern Islands fast Nichts zu essen giebt, so muss der Fremde sämmtlichen Mundvorrath mit sich führen und zwar, weil Alles zu Pferde mit genommen werden muss, in möglichst beschränktem Maasstabe, will man nicht für Extra-Packpferde viel Geld ausgeben und sein Weiterkommen obendrein durch dieselben behindert sehen. Wir hatten uns von Schottland bereits Konserven, Biscuits, Chocolade, sowie einige Flaschen Sherry und Cognac mitgebracht; von einem Bekannten wurden uns gute Butter, Käse und ein grosses Schwarzbrod besorgt, zinnerne Teller und Becher wurden gekauft, ein Zelt und Oelzeug ebenfalls aufgetrieben, und so gelang es sämmtliche Habseligkeiten, bescheiden genug auf 6 Tage für 3 Touristen und einen Führer (es hatte sich uns nämlich noch ein sehr liebenswürdiger Kopenhagener Kaufmann angeschlossen) auf zwei Packpferden unterzubringen.

Am Nachmittage des 8. Juni war Alles für die Tour zum Geysir bereit und mit elf Pferden verliessen wir beim prachtvollsten Wetter Reykjavik, nachdem wir uns zuvor Kuriositäts halber mit denselben hatten photographiren lassen. Die Reise ging verhältnissmässig nur langsam von Statten, denn erstens war der Weg sehr schlecht und vor Allem machten uns Anfangs die Pack- nnd Reservepferde viel zu schaffen. Diese liefen bald ausser der Reihe und zeigten Neigung zur Umkehr, bald liefen sie lose oder an einander gebunden von uns Berittenen gejagt vor uns her, bald musste jeder Reiter ein oder mehrere Pferde an der Leine mit sich nehmen; jeden Augenblick war bei den Packpferden irgend etwas in Unordnung. Unsere Geduld

wurde auf eine schwere Probe gestellt, doch behielten wir guten Humor und Jeder that das Mögliche um Fortgang zu erzielen. Der Weg führte über Berg und Thal, Haide, Lavafelder, durch Flüsse und Bäche, über Sand- und Steinflächen, stets langsam ansteigend, bis wir nach 5stündigem Ritte um 10^h P.M., im Selgedal (Seljadalr) einem grünen, von einem Flüsschen durchströmten Thalkessel Halt machten. Hier wurden die Pferde gewechselt und um 11^h 30′ P.M. ging es weiter. Der Weg führte bergauf an einer tiefen, grausigen Schlucht vorbei; nach ca. einer Stunde kamen wir in die Schnee-Region, wohl 600 m hoch. Während der nächsten drei Stunden kreuzten wir im Schritt eine der trostlosesten Hochebenen; Anfangs tiefer Schlamm — der schmelzende Schnee hatte das Erdreich aufgeweicht — dann endlos scheinende Steinflächen und endlich maulwurfshügelartige Gras- und Haidestrecken, erschwerten das Fortkommen. Die Richtung des Weges — einen Weg selbst gab es eigentlich nicht — wurde durch Steinpyramiden, ähnlich den »Steinmannerln« auf Hochgipfeln Tyrols, bezeichnet; Jeder musste sich bemühen bestens die Richtung einzuhalten. Am 9. Juni gegen 6^h A.M. kamen wir bei der Kirche von Thingvellir am Nordende des Thingvalla-Sees mit sehr ermüdeten Pferden an, nachdem wir noch kurz zuvor die Schlucht Almannagjá passirt und den Öxará durchfurthet hatten. Nach einigen Stunden Schlafes im Zelt, begaben wir uns zuerst auf den Lövberg (Lögberg). Das ihn umgebende Terrain ist in Folge grossartiger vulkanischer Erschütterungen in viele Spalten zerrissen und zum Theil gesunken; nur ein Hügel, der Lövberg, — so genannt, weil in früheren Zeiten alljährlich auf demselben Gericht gehalten und die Verurtheilten durch Hinabstossen von demselben hingerichtet wurden — ist stehen geblieben. Mit Ausnahme einer einzigen schmalen Stelle ist dieser Hügel unzugänglich und ringsum von einer 8 bis 24 m breiten und durchschnittlich 24 bis 30 m tiefen Schlucht umgeben, angefüllt mit klarstem Wasser, dessen Tiefe unbekannt, jedoch anscheinend sehr beträchtlich ist. Die Aussicht vom Lövberg ist prachtvoll; den grossen Thingvalla-See, umstanden von hohen Schneebergen in wunderbar wechselnder Beleuchtung, den schönsten Schweizer und italienischen Seen ebenbürtig, erblickt man in seiner ganzen Ausdehnung. Weite Lavafelder bedecken die Ebene; in nächster Nähe hat man den vollen Anblick der Almannagjá, einer 45 m hohen, steil aufragenden und ca. 11 km langen Riesenmauer, von welcher sich der Öxará in zwei prächtigen Wasserfällen, dem Store und Lille Foss, herabstürzt und dann im Thingvalla-See verliert. Den Horizont begrenzen die grossen mit ewigem Eis und Schnee bedeckten Vulkane Skolafell und Skjaldbreid.

Eine Kahnfahrt auf dem ausserordentlich fischreichen Thingvalla-See war gleichfalls recht lohnend; wir nahmen einige Tags vorher ausgelegte Netze auf und machten eine Beute von über 80 der schönsten Lachsforellen.

Um 6h 30′ P. M. setzten wir uns wieder zu Pferde; nach 1½stündigem Ritt durch Lavafelder und ein niedriges birkenartiges Gestrüpp erreichten wir die Hravnagja, eine noch schauerlichere Schlucht als Almannagjá mit prachtvollem Ueberblick über den Thingvalla-See und über die durch das Birkengestrüpp grüne Ebene. Von da fortwährend langsam ansteigend, durchritten wir eine geneigte, vegetationslose, mit vulkanischem Gestein bedeckte Hochebene, berührten unzählige alte erloschene Krater und theils mit Schnee gefüllte Höhlen, und kamen auf denkbar schlechtestem Wege nach einigen Stunden bergab, und nachdem ein Flussbett passirt, über schliesslich hügeliges Terrain um Mitternacht beim Laugarvatn an. Viele heisse Quellen am Ufer und inmitten dieses Sees zeigten bei der Nachtfrische starke Dampfentwickelung. Der Hekla war über dem See vollständig sichtbar und der gerade aufgehende Mond schien auf dem Gipfel des Berges zu stehen; vereint mit einer wunderbaren Morgenröthe und dem Eigenartigen unseres Bivouaks mit den weidenden Pferden, bot die Landschaft uns einen unvergesslichen zauberhaften Anblick dar.

Nach zweistündiger Rast ritten wir bereits weiter. Die Isländer sind der Ansicht, dass ihre Pferde, wenn sie 4 bis 5 Stunden lang Reiter oder Lasten getragen haben und dann eine ähnliche Zeit ohne Gepäck nebenher gelaufen sind, wieder vollständig ausgeruhet und frisch sein müssen. Bei zweien unserer Packpferde bewährte sich diese Theorie indessen nicht, wir mussten dieselben gänzlich ermüdet in einem Bauernhofe zurücklassen. Kurz nach Sonnenaufgang wurde es neblig und trotz guten Weges in bewaldeter fruchtbarer Gebirgsgegend, waren die Pferde nur in langsamem Schritt fortzubringen.

Am 10. Juni 5h 30′ A. M. wurde der Bruará passirt, ein höchst interessanter jedoch gefährlicher Flussübergang. Der breite Fluss hat in der Mitte eine überbrückte Kluft, in welche er sich in tosenden Wasserfällen ergiesst. Von hier ab wurde der Weg gut; er führte über Wiesen und Haide, so dass wir schneller vorwärts kommen konnten; um 8h 30′ A. M. langten wir beim Geysir an, dessen Dampf schon seit einer Stunde sichtbar gewesen war. Unser Zelt wurde in unmittelbarer Nähe desselben aufgeschlagen und da wir nunmehr 26 Stunden im Sattel zugebracht, bis 2h P. M. geschlafen. Nach einer erfrischenden Abspülung im nahen Flusse besichtigten wir als-

dann die wunderbaren heissen Quellen, deren es 80 bis 100 grössere und kleinere, auch Schwefel- und Schlammquellen giebt. Die bekanntesten sind der Grosse und Kleine Geysir, der Strokr und Blesir. Der Grosse Geysir hat eine Temperatur von ca. 87° C. an der Oberfläche; er bildet ein fast kreisrundes Becken von 17,4 m im Durchmesser und ca. 1,2 m Tiefe, einer riesigen flachen Untertasse vergleichbar. In der Mitte dieser Schale befindet sich — an der dunkleren, je nach der Bewölkung bald tiefblau bald grünlich erscheinenden Färbung des Wassers leicht erkennbar — die Röhre von ca. 6 m Durchmesser, welche 23 m senkrecht hinuntergehen soll und aus welcher leicht brodelnd fortwährend kleine Blasen aufsteigen. Der Geysir hat sich selbst aus tropfsteinartigem blättrigen Gestein eine Erhöhung gebildet, und das überfliessende Wasser sammelt sich in kleinen mit natürlichen Badewannen zu vergleichenden Vertiefungen derselben; man kann in Folge dessen Wasser der verschiedensten Temperatur haben. — Die Eruptionen des grossen Geysir sind sehr unregelmässig; zuweilen kommen deren mehrere an einem Tage vor, oft pausirt die Quelle wieder vielleicht monatelang. Während der drei Tage unserer Anwesenheit waren wir nicht so glücklich einen der richtigen Ausbrüche, welche bis 60 m hoch gehen sollen, zu erleben. Verschiedene Male machte er allerdings Miene dazu, indem unterirdische Donner, wie Kanonenschüsse in der Ferne, hörbar wurden, die Wasser bald darauf zu brodeln anfingen, die Schale bei starker Dampfentwickelung überfloss und in der Mitte eine 2—3 m hohe Wassersäule aufstieg, indessen blieb es leider hierbei und beruhigte sich die Quelle nach einigen Minuten wieder. Der Kleine Geysir, einige Hundert Schritte südlich vom Grossen und etwas tiefer gelegen, ist weit thätiger. Fast jede 10—15 Minuten springt derselbe, zuweilen 3 m, gelegentlich aber auch bis 8 und 9 m hoch den heissen Strahl emporwerfend, welcher jedoch nur wenige cm Durchmesser an der Basis hält. Die dritte und eigentlich interessanteste der thätigen heissen Quellen, ist der Strokr, zwischen dem Grossen und Kleinen Geysir belegen und nur ca. 90 m von Ersterem entfernt. In einem 2,5 m Durchmesser haltenden Loche brodelt und dampft das heisse Wasser ca. 2 m unter dem Rande. Die Röhre, deren Tiefe auf 11 m angegeben wird, verjüngt sich trichterförmig und soll bei 9,2 m Tiefe weniger als 0,3 m Durchmesser haben. Durch Hineinschütten einiger Schaufeln Grassoden wird die Röhre verstopft, die Quelle hört dann auf zu dampfen und nach einiger Zeit, wechselnd zwischen wenigen Minuten und einer Stunde, erfolgt unfehlbar eine Eruption. Der Strokr wirft mit starkem Getöse die hineingeworfenen Grasstücke wieder aus, anfangs eine schwarze

Fontaine bildend, bis schliesslich nur weissglänzende Wasser- und Schaummassen hoch emporgeschleudert werden. Ich sah mehrere dieser Eruptionen, von denen die erste mit Unterbrechungen fast 2 Stunden dauerte, und der Wasserstrahl die Höhe von reichlich 45 m erreichte. Mehr als 3 Mal in 24 Stunden soll man den Strokr jedoch nicht reizen wenn man ihn ordentlich springen sehen will, da sich sonst das Wasser nicht rasch genug wieder ergänzt. Etwas höher als Geysir und nur ca. 80 Schritte von demselben entfernt, liegt der Blesir, eine heisse Quelle von ca. 93° C., welche nicht mehr sprudelt. 15,3 m lang und 6,1 m breit, hat das Becken in der Mitte eine natürliche Brücke, eben den Wasserspiegel überragend, welcher im Niveau des umgebenden Erdreiches liegt. Die Tiefe ist unabsehbar und verliert sich in bläulicher Dämmerung, wie überhaupt der Blesir als eine blaue Höhle aus Tropfsteingebilden mit heissem Wasser gefüllt, erscheint. Die Phantasie kann keine schöneren Farben-Nuancen hervorzaubern, als der Blesir sie hier in Wirklichkeit bietet; es ist ein wunderbarer Anblick. — Das Wasser ist fast geschmacklos und für Kochzwecke sehr geeignet. Wir kochten Forellen, Kartoffeln, Erbsen, Fleisch etc. darin, indem die Gegenstände in ein Tuch gebunden und mit einem Steine beschwert an einem Stricke hineingesenkt wurden; auch schmeckten Thee, Chokolade und Toddy mit diesem Wasser bereitet, sehr gut. Sämmtliche Quellen liegen am östlichen Fusse des Laugarfell, einem kleinen langgestreckten vulkanischen Hügel von ca. 120 m Höhe, welcher eine gute Rundsicht über die mehrere deutsche Meilen breite, vom Hvitá durchströmte Hochebene gewährt. Wir waren in diesem Jahre die ersten Besucher hier; am Abend jedoch erhielten wir Gesellschaft durch den Duke of Hamilton mit einigen Freunden und 45 Ponies, welche ebenfalls von Reykjavik kamen und 2 Tage bleiben wollten.

Da unser Hauptzweck war einen ordentlichen Ausbruch des Geysir zu sehen, entfernten wir uns anfangs nur wenig von unserem Zelte; es war auch in den Mittasgsstunden zu heiss um irgend Etwas unternehmen zu können, denn bei wolkenlosem Himmel und schwachem Luftzuge zeigte unser Thermometer um 1^{h} P.M. 46° Celsius; dabei gab es keine Spur von Schatten, ausser in unserm Zelte, in welchem es aber noch schwieriger auszuhalten war als im Freien. Der Bjarnarfell, ein schneebedeckter Berg, vom Laugarfell durch einen kleinen Fluss getrennt, hatte jedoch die Lust in mir erweckt eine Besteigung desselben zu versuchen, und eines Nachmittags um 6 Uhr wurde dieselbe ausgeführt. Ein Führer war nicht aufzutreiben und unser Führer Zoega von Reykjavik, welcher seit ca. 20 Jahren Touristen nach dem Geysir begleitete, wollte nicht mit, weil, wie er sagte, der

Bjarnarfell noch niemals bestiegen worden sei. Wir mussten somit sehen allein bestmöglichst hinaufzugelangen. Zuerst wurde der erwähnte Fluss durchwatet, wobei uns das Wasser bis an die Hüften ging, dann ging es durch sumpfige Wiesen hindurch bis nach ½ Stunde der Fuss des Berges erreicht war. Weitere 2 Stunden angestrengten und oftmals gefährlichen Kletterns brachten uns auf den 600 m über dem Geysir sich erhebenden Gipfel, nachdem Schneefelder, Morast, Geröll und verschiedene senkrechte Wände glücklich überwunden waren. Der Gipfel ist ein weit ausgedehntes Felsplateau, von tiefen Schneefeldern bedeckt, aus denen burgähnliche Felsblöcke und Spitzen hervorragen, nach Süden und Osten steil abfallend, hingegen nach Norden und Westen mit anderen Bergen zu einer Kette verbunden. 50 m unterhalb des Gipfels liegt ein kleiner See, der von den schmelzenden Schneemassen gebildet und gespeist wird. Mit Hülfe von Kompass und der Olsen'schen Karte von Island fanden wir uns bald zurecht und können wohl behaupten einen Aussichtspunkt ersten Ranges entdeckt zu haben. Zu unseren Füssen sahen wir winzig klein unsere Zelte und den Dampf der heissen Quellen. Bei dem wolkenlosen Himmel und der ungemein klaren Luft waren von hervorragenden Bergspitzen sichtbar: Im Norden Lángjökull, ein 22 □Meilen bedeckender, meilenlanger Gletscherberg, mit geradlinigem Gipfel vom reinsten Schnee; im Nordosten Bláfell und im Südosten Hekla, Myrdal und Eyjafjallajökull. Im Süden waren die Vestmanna-Inseln deutlich im Meere erkennbar.

Der Abstieg direkt hinunter zu unserem Zelte war furchtbar steil und gefahrvoll durch Kamine, Schluchten und überhängende Felsblöcke; er nahm 1½ Stunden in Anspruch. Die Engländer hatten uns mit Ferngläsern beobachtet und empfingen uns mit »Cheers«. Ein heisses Geysir-Bad erfrischte uns vollständig und schon nach 1 Stunde, etwas nach Mitternacht (12. Juni), sassen wir wieder zu Pferde, um den Gullfoss zu besuchen. Ein scharfer Ritt von 1½ Stunden über die grassbewachsene Ebene zwischen dem Tungufljot und dem Hvitá, brachte uns zu diesem grossartigen und gewaltigen Wasserfall. Die Wasser des Hvitá stürzen sich hier zwischen ca. 90 m hohen senkrechten Felswänden in einer Breite von ca. 150 m in zwei Absätzen mit donnerndem Getöse, erst ca. 15 m, dann ca. 45 m tief hinab, den Wasserstaub, welcher als dichter Regen niederfällt, mehr denn 100 m emporwerfend. Die aufgehende Sonne begünstigte unseren Besuch, indem sie den Wasserstaub in den schönsten Regenbogenfarben spielen liess. Der Gullfoss verdient sicher unter die grossartigsten Wasserfälle gerechnet zu werden.

Unsere Rückkehr nach Reykjavik geschah auf demselben bereits

beschriebenen Wege, wieder mit längerer Rast in Thingvellir, wo wir dieses Mal in der Kirche schliefen. Letztere, aus Holz gebaut, 7,7 m lang, 5,2 m breit, dient gleichzeitig zur Aufbewahrung von Hausrath, Schnapsflaschen, Proviant, Frauenkleider u. d. m. Der sehr zuvorkommende Pastor Pálsson that sein Möglichstes für unseren Comfort; wir wurden von ihm auch in seine mehr einer Höhle ähnlichen Wohnung geführt, auf derem Grasdache Schafe und Ziegen weideten. Die Grabkreuze des Kirchhofes wurden zum Trocknen der Wäsche benutzt.

Alsbald nach unserer Rückkehr in Reykjavik begaben wir uns an Bord des Kgl. Dänischen Kanonenbootes »Diana« (220 Register-Tons), welches am 15. Juni 0^h 5′ A.M. den Hafen verliess, um nach Akreyri zu fahren. Wir liefen nach einander die Häfen Stykkisholm, Vatneyri, Biludal, Tingeyri, Flateyri, Isafjord an und hatten einige Male Gelegenheit an's Land zu gehen. Die Fahrt war bei stets wechselnder Scenerie der verschiedenen Fjorde äusserst interessant, wenn gleich bei starkem Gegenwinde aus NO recht kalt. Durchschnittlich befanden sich 100 Isländische Passagiere an Bord; es waren dies meist Mitglieder des sich am 1. Juli in Reykjavik versammelnden Althings und ausserdem eine grosse Zahl von jungen Männern, welche die dreimonatlichen Schulferien zu Hause verleben wollten. Ich hatte somit die beste Gelegenheit die Eingeborenen kennen zu lernen und fand sie im Allgemeinen wohlunterrichtet, häufig mehrerer Sprachen mächtig, besonders gut in Geographie und Geschichte bewandert.

Die erwähnten und von uns berührten Orte sind alle nur unbedeutend, bis auf Isafjord, welches ca. 300 Einwohner zählt und nächst Reykjavik der bedeutendste Fischplatz ist. Er wird von 750 m hohen Bergen eingeschlossen, ist ein sicherer und schöner Hafen, in dem zur Zeit 12 Schiffe lagen. Im Winter kommt die Sonne hier drei Monate lang nicht über den Bergen zum Vorschein. Während unserer Anwesenheit (18. Juni) herrschte ein Schneesturm bei + 1,5° C. Nach zweitägigem Aufenthalte in Isafjord ging es am 19. Juni 0^h 5′ A.M. weiter und wir passirten um 6 Uhr Morgens das Nord-Kap Islands in 66° 30′ nördl. Breite. Eine steife Ostbriese mit Regen und hohen Wellen bei starkem Rollen und Stampfen unseres kleinen Dampfschiffes machten die frühe Morgenstunde bei nur 2° C. recht ungemüthlich. Dennoch bot das Kap mit seinen hohen, steil abfallenden, in Wolken gehüllten und von unzähligen Vögeln umschwärmten Basaltfelsen, einen interessanten wilden Eindruck. Nachdem wir noch bei Skagestrand und Saudakrog angelaufen, trafen wir nach stürmischer Fahrt am 20. Juni 11 Uhr Abends in Akreyri ein.

Akreyri, die nördliche Hauptstadt Islands, liegt am inneren Ende des ausserordentlich malerischen ca. 57 km langen Eyja-Fjord (Öfjord), welcher eine grössere Insel einschliesst und daher seinen Namen erhalten hat. 600 bis 900 m hohe, vom Gipfel bis zum Fusse mit Schnee bedeckte Berge, heben sich zu beiden Seiten in den verschiedenartigsten kühnsten Formen empor und zahlreiche Wasserfälle ergiessen sich von denselben in's Meer.

Akreyri zählt ca. 400 Einwohner, bietet ausser einer neuen sehenswerthen Kirche aber nichts Besonderes; als einzige Merkwürdigkeit verdienen zwei Bäume, eine Art Hollunder von 6 m Höhe, bezeichnet zu werden, weil sie die einzigen so mächtigen Baumstämme auf Island sind, welche innerhalb einer Strasse stehen. Auch ein recht gutes Hôtel, von einem Deutschen gehalten, welcher aber seine Muttersprache verlernt hat, findet sich hier, das vor demjenigen in Reykjavik den Vorzug verdient.

Da bis zum Abgange des Dampfschiffes »Camoens« nach Leith noch eine Woche Zeit blieb, benutzte ich dieselbe um einen Ausflug nach dem Myvatn zu machen. Am Sonntag, den 22. Juni 1^{h} P.M. waren die nöthigen Vorbereitungen hierzu vollendet. In Begleitung eines isländischen Kaufmanns, Herrn J., starteten wir vom Hôtel mit einem Boote, den Eyjafjord kreuzend, und trafen bei 2 hübschen Wasserfällen mit unserem Führer Piéter und den voraufgesandten 6 Pferden zusammen. Wir hatten grosse Schwierigkeiten gehabt Pferde und Führer zu bekommen, obendrein konnte letzterer nur isländisch sprechen und war, wie sich bald herausstellte, des Weges gänzlich unkundig. Um 1^{h} 30′ P.M., bei prachtvollem Wetter und Sonnenschein, stiegen wir zu Pferde; sofort begann die Erklimmung des Berges, dessen Höhe (700 m), Jernryg genannt, um 3^{h} 25′ P.M. erreicht war. Alsdann ging es auf der Höhe (Vatlaheidi) weiter, an einem kleinen See vorbei und hinab zum Flussbette des Fnjoská und an demselben entlang bis zur Fähre (5^{h} P.M.). Hier brachten wir unsere Bagage in ein Boot und setzten mittelst desselben über; unsere Pferde passirten schwimmend, nur mit den Köpfen aus dem Wasser ragend, den ziemlich tiefen, reissenden Strom in einer halben Stunde. Nach weiteren 10 Minuten, nahe beim Orte Háls, machten wir in strömendem Regen Rast und besuchten dann Háls-Prästegaard, wo es Kaffee und sehr gute Pfannkuchen gab. — Um 7^{h} 15′ P.M. ritten wir bei feinem Staubregen weiter und zwar durch ein hübsches grünes Thal und kamen 9^{h} P.M. in Ljosavatn an, woselbst wir bei einem Bauern ein nur mässiges Unterkommen für die Nacht fanden. Am 23. Juni früh Morgens ritten wir mit einem Bauern als Führer

nach dem nahe gelegenen Wasserfall Godafoss, welcher 6 m hoch, in 6 verschiedenen Fällen vom wasserreichen Skjalfandafljot gebildet wird. Verglichen mit dem herrlichen Gullfoss des Hvitá, ist der Godafoss zwar nicht sehr grossartig, jedoch recht interessant wegen der ausgewaschenen Höhlen und Felsenthore in seiner unmittelbaren Nähe, welche auf hohes Alter schliessen lassen. Der Weg dahin, durch 3 tiefe Flussarme führend, war übrigens recht beschwerlich; das Wasser kam zuweilen bis über unsere Knie und in die Reitstiefel.

Um 9^h A.M. fanden wir uns mit unserm Führer Piéter an der Fähre von Fljotsbakki wieder zusammen und wurden glücklich mittelst eines sehr lecken Bootes (die Pferde mussten wieder schwimmen) auf das rechte Ufer des breiten und reissenden Skjalfandafljot befördert und setzten nun unsern Weg in Gesellschaft einiger Isländer fort. Ueber Lava, Haide, über mehrere 500 m hohe schneebedeckte Hügel, oft durch kleine Elfe und Moore, passirten wir den Kirchort Breidamiri und kamen 0^h 30′ P.M. in Thverá an. Unterwegs begegneten wir vielen sehr zahmen Schneehühnern (Ryper) und Regenpfeifern, welche ihre klagenden Töne erschallen liessen. In Thverá fanden wir sehr gute Unterkunft, da dieser Ort häufiger von fischenden Engländern besucht wird. Die beste Stube war wirklich luxuriös ausgestattet mit Stahlstichen, Fussdecke, Gardinen und einer Petroleum-Lampe; es hing sogar eine Violine an der Wand. Nach einem vorzüglichen Mittagessen, bestehend aus gebratenem Lachs, Forellen, Enten-Eiern, Pfannkuchen und Kaffee, verliessen wir gegen 3^h P.M. das gastliche Bei. Das Wetter war wärmer geworden und Schwärme von Mücken plagten Menschen und Thiere. Nachdem die ziemlich breite Laxá durchfurthet war, ging es wieder steil 500 m in die Höhe und stundenlang über eine Hochebene, dem Myvatn Sandr, welche nur Sand, Staub, Asche und vulkanische Steine bedeckten und wo weder ein Grashalm noch ein lebendes Wesen zu sehen war. Abgesehen von der trostlosen Wüste, war der Rundblick auf die schneebedeckten Berge am Horizonte doch sehr interessant; so sahen wir im SO den hohen Berg Herdubreid, die Kette des Djungafjöll (Dyngjufjöll) mit dem Askia, welcher 1875 eine so starke Thätigkeit entwickelte und speziell am 3. Januar und 29. März so enorme Bimstein-Massen und Aschenregen auswarf, dass letztere in 30 Stunden bis nach Stockholm getragen worden sein sollen. Bimsteinstückchen dieses Ausbruches fand ich selbst noch im Meere bei Akreyri.

Gegen 6^h P.M. erreichten wir Grimstadir, ein hübsches Bauerngut, am Myvatn belegen, und dem Ufer des Sees folgend, stets durch

Lavamassen reitend, kamen wir um $7^h 30'$ P.M. in Reykjalid an, einem Bauernhof mit einer Kirche, ebenfalls am nördlichen Gestade des Myvatn, wo wir beim Piéter Gunnarsson sehr freundliche Aufnahme und gute Zimmer mit Betten fanden. Am nächsten Morgen (24. Juni) zum nahen See hinabsteigend, fand ich den Erdboden bis 50 cm hoch von dichten Mückenschwärmen bedeckt, welche hier besonders an schwülen und windstillen Tagen eine förmliche Landplage bilden. Nur mit eiserner Maske vorm Gesicht können die Isländer zur Zeit der Mückenschwärme ihrer Feldarbeit nachgehen, während Pferde und Schafe den Stichen dieser Insekten erliegen. Wenige Tage vor unserer Ankunft waren vier Schafe, wie man uns erzählte, den Mücken zum Opfer gefallen. Während unseres Aufenthaltes in dieser Gegend jedoch liess ein frischer Wind die Mücken nicht höher als erwähnt über den Erdboden aufkommen, und schützten unsere Schleier uns genügend.

Der Myvatn ist ein herrlicher See vom reinsten Blau, in welchem theils grüne Inseln schwimmen auf denen, mehr geschützt vor den Mücken als auf dem Festlande, die jungen Lämmer ausgesetzt und fett gemacht werden, theils nackte vulkanische Felskegel von allen nur denkbaren Formen aus der Wasserfläche hervorragen und heisse Quellen dampfen. Der See ist nur ca. 10 m tief und birgt einen grossen Reichthum an Forellen. Die Laxá entspringt aus demselben. Nördlich und östlich vom Myvatn ist das Terrain überall mit Lava von schwärzlicher Färbung bedeckt, die an ihrer wellenartigen Oberfläche gedrehten Tauen nicht unähnlich erscheint. Bei einem Ausbruch des 2 Meilen entfernten Krafla im Jahre 1725, theilte sich ein Lavastrom bei Reykjalid dergestalt, dass die etwas erhöht gebaute noch heute auf demselben Fleck stehende Kirche unversehrt blieb, die nahe liegende Pastoratswohnung aber in Flammen aufging. Der Ueberlieferung nach soll dieser Lavastrom fünf Jahre zu seiner Abkühlung gebraucht haben. Drei hohe Vulkane stehen, gleichsam als Wächter des Myvatn an dessen Ostseite, unter denen Burfell und Bláfell besonders imponiren.

Um $1^h 30'$ P.M. brachen wir zu einer Exkursion nach einigen neuen erst 1875 entstandenen Kratern auf, welche mir vom Kommandanten der »Diana«, Herrn Kapitän Caroc, besonders empfohlen worden war. Letzt genannter Herr hatte 1876 zusammen mit Professor Johnstrup im Auftrage der Königl. Dänischen Regierung eine Expedition dahin, wie auch zum Askia gemacht, und eine Specialkarte dieser Gegend entworfen, wovon er mir eine Kopie verehrte. Jacob Halfdansson, der Besitzer von Grimstadir, hatte uns Pferde besorgt und ritt selbst

als Führer mit uns. Während der ersten Stunde ging es, fast nur im Schritt, über Lavaströme und durch Aschenregen verwüstete Wiesenabhänge, an unzähligen rauchenden Solfataren und dampfenden heissen Quellen vorbei über die trostlose Oede des Minafjell. Von der Höhe desselben eröffnete sich uns plötzlich ein weiter Blick über ein grünes Thalbecken, umstanden von alten hohen Kratern, deren höchster, der Burfell, Lavaströme in's Thal entsendet, welche der Landschaft eine eigenthümliche tiefblaue dintenartige Färbung aufprägen. Eine Menge Schwefelminen finden sich auf dem Minafjell, welche an eine Englische Gesellschaft verpachtet, gegenwärtig jedoch nicht mehr bearbeitet werden. Eine weitere Stunde Weges ging es durch tiefen Sand und Geröll, dann an sanftgeneigten, mit Gras und Gestrüpp bewachsenen Abhängen in schnellerem Tempo weiter, an den alten Kratern vorbei, bis uns um 5^{h} 45′ P. M. der Weg, in wahrem Sinne des Wortes, durch eine 6 m hohe Lavamauer versperrt wurde. Die Pferde wurden verlassen und es begann eine schlimme, gefährliche Kletterei über die junge schwarze und dunkelbraune Lava, welche, scharf wie Nadeln, theilweise in losen Schollen über einander gethürmt, unsere Handschuhe und Stiefel arg mitnahm. Es war ein recht gefährlicher Weg und sehr anstrengend in der Sonnenhitze; bald stürzten die Lavablöcke unter unseren Tritten zusammen, bald waren gewagte Sprünge über Erdspalten zu machen. Endlich erreichten wir jedoch einen grossartigen Krater von 45 m Tiefe und mindestens 245 m Durchmesser, auf dessem Rande wir einen prächtigen Ueberblick über die Landschaft bekamen. In der Richtung von Nord nach Süd circa 20 km lang und bis 2000 m breit, lagen die Lavamassen auf der grünen Ebene »Myvatn Oräfi« (Einöde) ausgebreitet vor uns. Mehrere Krater von 45 bis 60 m Höhe ragen aus dem schwarzen Felde hervor; neben diesen finden sich noch Kamine oder Schornsteine von grosser Tiefe (wir fanden einen derselben voll Schnee am Boden), welche keine Lava, sondern nur Dämpfe ausgestossen zu haben scheinen. Keine vorherigen Anzeichen haben ahnen lassen, dass diese gewaltigen Lavamassen (es sollen mindestens 300 Millionen Kubikmeter davon ausgeworfen sein d. h. 15 Mal mehr als beim Ausbruche des Vesuv 1855), an dieser Stelle hervorbrechen würden. Auf dieser vordem mit Gras bewachsenen Ebene, über welche der jetzt nördlich um die Lava herum angelegte Weg von Reykjalid nach Grimstadir am Jökullsa-Fluss führte, zeigte sich im Jahre 1874 zuerst eine unbedeutende Erdspalte, welcher Schwefeldämpfe entstiegen, bis unerwartet am 18. Februar 1875 ein grosser Lavastrom sich daraus ergoss, welcher sich am 20. und 24. April desselben Jahres noch stärker wiederholte.

Ohne Zweifel stand diese Erscheinung mit den ungefähr gleichzeitigen Ausbrüchen des Askia in Verbindung, nur war es eigenthümlich, dass beim Myvatn nur Lava und keine Asche, beim Askia dagegen nur Bimsteine und Asche in riesigen Mengen, hingegen keine Lava, ausgeworfen wurde.

Nach zweistündigem Herumklettern auf dieser Lava, welche nach Aussage unseres Führers zuvor noch von keinem menschlichen Fusse betreten worden (Caroc und Johnstrup waren 1876 südlicher), erreichten wir unsere Pferde wieder und kehrten gegen Mitternacht nach Reykjalid zurück, die Berge noch immer von der Sonne beschienen. Unseren Rückweg nach Ljosavatn und Akreyri nahmen wir östlich und südlich um den Myvatn herum, über Skutustadir, Gautlönd, durch die Myvatnsheidi nach Arndisarstadir, wobei wir uns gründlich verirrten und nur durch einen zufällig angetroffenen Bauern glücklich aus gefährlichen Sümpfen auf den richtigen Weg geleitet wurden. Ich ritt bei dieser Gelegenheit 10 Stunden ohne Unterbrechung dasselbe Pferd, stundenlang bis über die Knie durch Sümpfe und Schneefelder, was genügend für die Leistungsfähigkeit dieser kleinen Thiere spricht. In der Nähe von Háls machte ich noch einen kleinen Abstecher nach dem einzigen Walde Islands am Fnjoská und fand, dass er aus birkenartigen zum Theil bis 3 m hohen Büschen bestand; Tannen sah ich nirgends.

Unsere Heimreise machten wir von Akreyri aus mit dem schönen Englischen Dampfer »Camoens«, (1054 Register-Tons), Kapitain Robertson. Nachdem wir noch die Fahrt um die Nordostküste über Husavik und Vopna-Fjord, woselbst circa 280 Auswanderer für Kanada an Bord genommen wurden, vollendet, kehrten wir in dem Bewusstsein alles Sehenswerthe auf Island in Augenschein genommen zu haben, am 5. Juli nach Leith zurück.

Gestatten Sie mir, dass ich obiger Reiseschilderung noch einige Bemerkungen über den Handel Islands hinzufüge.

Der Handel auf Island wird auf sehr primitive Art getrieben und ist eigentlich lediglich Tauschgeschäft; Baarverkäufe kommen fast gar nicht vor. Es giebt bestimmte Handelsplätze, welche meistens in Kopenhagen wohnenden Kaufleuten gehören, die in den Sommermonaten regelmässig nach Island kommen, im Allgemeinen jedoch die Leitung des Geschäftes ihrem Faktor, gewöhnlich einem Isländer, übertragen, welcher selten den Platz verlassen kann. Ein solcher Faktor hat viel zu thun; er muss sowohl Einkauf als auch Verkauf der sämmtlichen Artikel genau verstehen und sich nebenbei von jedem

Kunden küssen lassen, der landesüblichen Begrüssungsweise. Weil ferner fast jeder Kunde in der Faktorei sein Konto hat und auf Kredit kauft, giebt es ausserordentlich viel zu schreiben; ja, es ist nichts Ungewöhnliches, dass ein Bauer, nachdem er seine Einkäufe auf Kredit gemacht hat, vom Faktor ausserdem noch einen Vorschuss in baarem Gelde verlangt und auch erhält. Eine Faktorei muss Alles führen, selbst Apothekerwaaren, denn nur in drei oder vier Plätzen giebt es Apotheken. Hauptimport-Artikel sind Roggenmehl, Korn, Tabak, Kaffee, Salz, Spirituosen. — Nach beendigter Fischerei und geschehener Reinigung der Wolle, kommen die Isländer wieder zu den Handelsplätzen zurück um ihre Produkte in Gegenrechnung zu verwerthen. Die Preise werden dann vorläufig zu einem garantirten Minimalsatze ausgerechnet; die endgültige Regulirung findet jedoch erst Ende des Jahres, nach Eintreffen der letzen Post statt, und je nachdem die Exporteure einen mehr oder weniger günstigen Markt angetroffen haben, wird dann den Kunden eine Extra-Vergütung gutgeschrieben. Die Höhe derselben ist ganz willkürlich und hängt oft von der Laune eines einzelnen Kaufmannes ab; hat derselbe besonders gute Preise erzielt, oder erachtet er es sonst in seinem Interesse, so beauftragt er seinen Faktor so und so viel Öre mehr auf Fische oder Wolle zu zahlen; alle übrigen Händler müssen dann folgen, wenn sie ihre Kundschaft behalten wollen. Die importirten Waaren haben feste Preise, bei allen Faktoreien annähernd gleich hoch, und werden selten verändert; die Qualität fast sämmtlicher Artikel schien mir die möglichst geringste zu sein. Da während mehrerer Monate im Winter die isländischen Häfen durch Eis geschlossen sind, muss stets ein ziemlich grosses Lager gehalten werden, und liegt es auf der Hand, dass verhältnissmässig viel Kapital zu einem Faktorei-Betriebe erforderlich ist; da dasselbe ferner durchschnittlich nur ein Mal im Jahre umgesetzt wird, müssen die Verkaufspreise recht hohe sein. Das Hauptaugenmerk der Kaufleute ist natürlich darauf gerichtet, die Saldi ihrer Kunden, die sogenannten Restanten, möglichst klein zu halten, was bei schlechtem Fischfange aber schwierig ist und oft schwere Verlüste zur Folge haben soll, wenngleich im Allgemeinen die Isländer, wenn irgend möglich, ihre Schulden abtragen. Da der Handel für Jedermann frei ist und nur auf Spirituosen Zoll erhoben wird, werden auch manche Spekulations-Expeditionen von nicht ansässigen Kaufleuten nach Island unternommen. Von Norwegen kommen auf diese Weise ganze Ladungen mit Brettern oder Kartoffeln, auch treffen assortirte Ladungen, von Roggenmehl bis zu Stecknadeln aufgemacht, ein. Die Kapitain oder Superkargo einer solchen Ladung versucht dieselben gegen baar oder

im Tauschhandel loszuwerden und legt sich zuweilen auch wohl ein paar Monate auf Fischfang, welcher häufig lohnend sein soll.

Die Schiffsabgaben sind verhältnissmässig hoch, zwei Kronen per Ton für jedes vom Auslande kommende Schiff und für jede Reise. Der Postdampfer »Phönix« muss diese Abgaben sieben Mal im Jahre bezahlen. Wird von einem Schiffe nichts entlöscht oder an Bord genommen, so ist es der Tonnenabgabe nicht unterworfen, ebensowenig wie Schiffe in Ballast. Alle Fahrzeuge müssen Leuchtgeld zahlen, gleichviel ob sie den einzigen Leuchtthurm auf Kap Reykjanes passiren oder nicht und ob dessen Feuer brennt oder nicht.

Der Import umfasst alle nur erdenkbaren Artikel, speziell werden in grösseren Quantitäten eingeführt: Roggenmehl ca. 30—40,000 Tonnen, Kaffee 200,000 kg jährlich, Steinkohlen, Bretter, Salz, Tabak und Spirituosen der billigsten Sorten.

Der jährliche Export besteht hauptsächlich aus folgenden Artikeln, auf der Statistik von 1878 und durchschnittlichen Mittelerndten basirt:

Klippfische, gesalzene,	direkt nach Spanien . . .	3,575,000 kg,	zusammen ca. 6 Millionen kg.
	» » Kopenhagen	1,625,000 »	
	» » England . .	750,000 »	

Wolle ca. 850,000 kg, davon	nach Kopenhagen . .	600,000 kg,
	» England direkt	230,000 »

Thran, Dorsch- und Havkalv = 10—12,000 Tonnen.

Hammeltalg.	ca. 225,000 kg,	Alles nach Kopenhagen.
gesalzenes Schaffleisch	» 8,000 Tonnen,	
getrocknete Schaffelle .	» 38,000 Stück,	
Eiderdaunen	» 3,500 kg,	

Ausserdem nicht unbedeutende Quantitäten von wollenen Strümpfen, Handschuhen, Federn, Lachs, etwas Pelzwerk, Schwefel, Feldspath, sowie lebenden Schafen und Pferden nach England, letztere für Bergwerkszwecke bestimmt. Der Fischreichthum ist ausserordentlich, doch haben die Isländer keine zum Fischfange geeigneten Fahrzeuge, meistens nur offene Boote. Die Isländer sind theils zu arm, theils zu konservativ um bessere Boote anzuschaffen; die dänische Regierung soll vergebens zu diesem Ende zinsfreie Darlehen angeboten haben. Dagegen kommen alljährlich ca. 400 fremde grosse Fischerfahrzeuge, Engländer und Franzosen, an die isländischen Küsten und fangen durchschnittlich ca. 12 Millionen Dorsche. Zum gegenseitigen Schutze der Fischerei sind stets 2 dänische und 2 französische Kriegsschiffe auf der isländischen Station. Dorsche werden fast ausschliesslich mit Angeln gefangen, ebenso die Havkalvs; letztere sind 12—15 Fuss

lange Haifische und werden in 80 bis 100 Faden Tiefe mit Grundangeln gefangen. Der Fisch hat eine besonders grosse Leber und nur diese hat Werth; sie wird herausgeschnitten und der Fisch dann wieder in's Meer geworfen; nur selten werden Schwanz und Flossen getrocknet. Lachse giebt es fast in jedem Flusse zahlreich und von schöner Qualität. Der Hauptexport geschieht von Reykjavik, speziell jedoch von Husavik im Norden.

Die Gewinnung der sehr schönen Wolle ist originell; die Schafe werden nämlich nicht geschoren, sondern man wartet bis dieselben die Wolle von selbst verlieren; oft schleppt das Schaf dieselbe wohl 3—4 m lang hinter sich her, dann hilft man nach und reisst sie mit den Händen ab. Die neue Wolle sitzt dann schon 5—7 cm lang darunter. Würde man die Thiere scheeren, so könnten sie leicht erfrieren, da die Witterung so unbeständig und oft noch mitten im Sommer recht rauh ist. (Noch am 18. Juni erlebte ich in Isafjord starken Schneefall bei nur 1,5° Wärme.) Die Wolle wird dann vom Boden aufgelesen und sortirt, darauf sehr gewissenhaft gewaschen, gereinigt und in Ballen verschnürt.

Schwefel findet sich im Süden bei Krusavik, Verschiffungshafen Havnafjord, und auch im Norden beim Myvatn, Verladungsplatz Husavik; da aber Alles sehr grosse Strecken zu Pferde transportirt werden muss, rentirt es schlecht und im Norden wird in Folge dessen in Schwefelminen augenblicklich nicht mehr gearbeitet. Vermittelt wird der Handel durch ca. 160 jährlich vom Auslande eintreffende Segelschiffe, meistens kleinere Fahrzeuge, von denen ca. der dritte Theil auf Reykjavik kommt. Ausserdem unterhalten zwei dänische Dampfschiffe neun Mal im Jahre die Postverbindung mit Kopenhagen sowie zwischen den Küstenplätzen, und im Sommer fährt ferner ein englischer Dampfer ziemlich regelmässig zwischen Leith und verschiedenen isländischen Häfen um speciell Auswanderer, Pferde und Schafe zu befördern. Die Auswanderungslust ist nämlich auch nach Island gedrungen und zu verargen ist es den armen Leuten wirklich nicht, wenn sie versuchen anderswo ein besseres Loos zu finden. Der lange strenge Winter und die häufigen Verwüstungen der Wiesen durch vulkanische Ausbrüche hindern Manche, selbst bei grösstem Fleisse, sich emporzuarbeiten. Die Auswanderung geht nach Manitoba in Kanada mittelst Dampfschiffen der Allan-Linie ab Glasgow und kostet ca. 8 £ per Kopf Passagegeld. Für jeden Einwanderer wird von der Kanadischen Regierung 1 £ vergütet. 1878 gingen ca. 1000, 1879 nur ca. 300 Isländer hinüber, verhältnissmässig noch immer genug für die im Ganzen nur 71,300 Bewohner zählende,

1860 deutsche geogr. □ Meilen (102,417 qkm) umfassende Insel. Ausser den bereits erwähnten grösseren Plätzen, Reykjavik, Akreyri und Jsafjord, bestehen die meisten anderen Orte auf Island fast nur aus einzelnen Gehöften oder Handelsplätzen. Island hat auffallend viele Kirchen und ca. 216 Prediger, alle evangelischer Konfession, deren jeder einen grossen Distrikt unter sich hat und bald hier bald dort predigt; in Akreyri ist z. B. nur jeden dritten Sonntag Gottesdienst. Aehnlich schweren Dienst haben die Aerzte, welche oft mehre Tage lang reiten müssen um zu einem Patienten zu gelangen und daher häufig zu spät für denselben eintreffen. Die Sterblichkeit unter den kleinen Kindern ist denn auch verhältnissmässig gross, was auch wohl mit eine Folge der schlechten Wohnungen sein mag. Im Allgemeinen ist der Gesundheitszustand ein recht guter, ungeachtet des wechselnden und rauhen Klimas. Die isländische Sprache ist seit 1000 Jahren fast unverändert und noch heute dieselbe wie der Text der berühmten Edda-Sagen, alt Norwegisch. Jeder Isländer kann mindestens lesen und schreiben; Manche können dänisch, vielleicht auch etwas englisch und deutsch sprechen. Dies ist um so auffallender als die Eltern ihre Kinder selbst unterrichten müssen und es nur in Reykjavik eine Schule speziell für angehende Lehrer und ein Predigerseminar giebt; Hauslehrer können natürlich nur wenige Begüterte halten. Der Isländer ist im Allgemeinen recht fleissig und dabei äusserst genügsam. Im Süden der Insel bilden getrocknete Fische, im Norden dagegen Hammelfleisch die Hauptnahrung. Man sieht einige recht kräftige Gestalten. Auffallend sind die weichen weissen Hände der Männer, eine Folge der wollenen Handschuhe, welche stets und bei jeder Arbeit getragen werden. Im Uebrigen sind sie der Reinlichkeit so wenig hold, dass es am Besten ist darüber zu schweigen. Die Moralität ist durchweg zu rühmen, bis auf leider ziemlich stark verbreitete Trunksucht. Verbrechen wie Mord und Diebstahl, sind fast unbekannt. Sehr stark ausgeprägt ist die Gastlichkeit; der Fremde wird fast ohne Ausnahme überall freundlich empfangen, und selbst der ärmste Bauer giebt ganz gewiss das Beste her, was er auftreiben kann, ohne Hintergedanken auf besondere Bezahlung dafür.

Die politischen Verhältnisse, ebenso die Regierungsform wie auch die Topographie Islands, darf ich als allgemein bekannt voraussetzen und nicht weiter berühren. Auch die Fauna und Flora sind in Werken bekannter Fachmänner ausführlich beschrieben worden. Ich beschränke mich deshalb darauf in Vorstehendem das

Hauptsächlichste meiner eigenen Erlebnisse und Anschauungen erwähnt zu haben.

Es sollte mich freuen, wenn meine Schilderung vielleicht die Veranlassung bieten möchte, in grösseren Kreisen die Reiselust nach dieser wunderbaren Insel zu wecken, welche bislang noch verhältnissmässig selten das Ziel deutscher Touristen war. Die hohen Breiten bieten für den Naturfreund in der That so Viel des eigenartig Interessanten und so manche ungeahnte Schönheiten, dass sie eines Besuches wohl werth sind.

Der geographische Standpunkt Afrikas Ende 1879.

Vortrag, gehalten in der Geographischen Gesellschaft zu Hamburg, am 4. Dezember 1879.

Von

L. Friederichsen.

Die seit Jahren andauernde wirthschaftliche Kalamität in fast allen Ländern der civilisirten Welt ist offenbar eine der hauptsächlichsten Veranlassungen dazu geworden, dass man in den europäischen Grossstaaten zur Zeit mehr denn je seine Aufmerksamkeit dem dunklen Erdtheil zugewendet hat, um dort eine Ausdehnung des nationalen Wirthschaftsgebietes zu erstreben. Die immensen Fortschritte, welche wir auf dem Gebiete der geographischen Forschung innerhalb Afrikas im letzten Decennium, ja selbst erst in diesem Lustrum zu verzeichnen haben, sind gewiss nicht zum geringsten Theil das Resultat dieser wirthschaftlichen Kalamität. Alle civilisirten Nationen, darf man wohl sagen, wetteifern Theil zu haben an den kommerziellen Vortheilen, welche eine systematische Erschliessung des centralafrikanischen Gebietes mit sich zu führen verspricht. Während daheim seitens der industriellen Kreise grossartige Handels- und Eisenbahn-Projekte geplant werden, sind an allen Enden des afrikanischen Kontinentes wissenschaftliche Kräfte thätig um im Anschluss an die durch den Handel bereits gebahnten Wege und zum Theil auch auf Basis des Handels den geheimnissvollen Schleier zu lüften, welcher, obgleich dem Centrum der Civilisation so nahe liegend, in Folge der ganz eigenartigen Gestaltung des Kontinents so lange bestehen bleiben konnte. Diese wissenschaftlichen Kräfte aufzusuchen, ihren Wirkungskreis zu skizziren, im Uebrigen die wissenschaftlichen Ergebnisse der allerneuesten Zeit im Grossen und Ganzen zu bezeichnen und gleichzeitig die ein Tages-Interesse beanspruchenden industriellen und technisch-kommerziellen Projekte zu berühren, soll die Aufgabe meines heutigen Vortrages sein. Ich bitte Sie mir zu dem Zwecke auf einem Gange um und durch Afrika zu folgen, und hoffe Ihnen quasi ein Momentbild der afrikanischen Forschungen und Bestrebungen in groben Zügen vorführen zu können.

Im Norden bei Marokko beginnend, habe ich anzuführen, dass der österreichische Geologe Dr. Oskar Lenz, bekannt durch seinen dreijährigen Aufenthalt am Ogohoue im Dienste der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft, sich vor wenigen Wochen nach Marokko begeben hat, um wiederum im Dienste der Afrikanischen Gesellschaft von Mogador aus den südlichen wenig gekannten Theil des Atlas in

geologischer Hinsicht zu exploriren.*) Auf dasselbe Gebiet hatte von Neuem der schon durch seine süd-marokkanischen Reisen (1864) bekannte spanische Gelehrte Joachim Gatell seine Aufmerksamkeit gerichtet, als ihn vor wenigen Wochen, auf der Reise nach Marokko begriffen, in Cadiz plötzlich der Tod ereilte. Lenz findet im südlichen Atlas ein reiches zum grössten Theil jungfräuliches Explorationsfeld vor, das seiner direkten Handelsverbindungen mit dem Süden wegen neuerdings vielfach der Gegenstand kommerzieller Betrachtungen geworden ist. Englische Handelsleute sind es vornehmlich, die auf das südliche Marokko ihr Augenmerk gerichtet haben und von dort vermittelst einer Eisenbahn am leichtesten einen direkten Handelsverkehr mit Timbuktu ermöglichen und anbahnen zu können glauben. Damit im Zusammenhange steht auch das von Neuem besprochene Projekt der Herren Mackenzie und Skertchley durch Inundirung der grössten Einsenkung des westlichen Theils der Sahara, des sogenannten »Leib der Wüste, (El Dschuf)« vermittelst eines Kanals vom Kap Dschuby durch das Thal Sakiet el Hamra, eine natürliche Wasserstrasse vom Atlantischen Ocean bis nach Timbuktu herstellen zu können.

Mac Donald Mackenzie soll erst vor Kurzem vom Kap Dschuby nach England zurückgekehrt sein und reiche, bisher der Oeffentlichkeit vorenthaltene Erfahrungen hinsichtlich seines Vorhabens, zurückgebracht haben. Er hat 18 Leute am Kap Dschuby gelassen und ihrer Station den Namen »Port Victoria« gegeben. Ein Brief des Gouverneurs jener Gegend, Sheik Mohammed Bairut, an Lord Salisbury, offerirt England freundschaftliche und Handels-Verbindungen. Das Fantastische der Mackenzie'schen Idee, welche eigentlich ja nur ein erneuter Ausfall auf die längst verurtheilte Unterwassersetzung der ganzen als Wüste gedachten Sahara ist, wird wohl nicht besser gekennzeichnet, als mit dem einfachen Hinweis auf die Thatsache, dass das fragliche Gebiet in seiner ganzen Ausdehnung bisher noch nicht ein einziges Mal von einem europäischen Reisenden betreten worden ist, dass unsere Kenntniss von dem östlichen Theil des Dschuf auf René Calliés Reisen im Jahre 1828, von dem süd-westlichen Theil Marokkos zumeist auf John Davidson's Reise 1836 und Panet's Reisen 1850 basiren, und dass alle anderen Nachrichten nur auf Erkundigungen und Berichten der Karavanenführer (Mardochaï) beruhen. Das Projekt scheint mir in der That auf Sand zu bauen, der über dem Niveau des Möglichen liegt.

*) Der Lenz'sche Reiseplan ist neuerdings geändert worden. Lenz wird über Fes nach der Oase Tafilelt zu gelangen suchen.

Ein ähnliches, wenngleich weit besser fundirtes Projekt, ist dasjenige des französischen Kapitäns Roudaire. Dasselbe geht darauf hinaus, vermittelst eines Durchstichs der 22½ km breiten und 46 m über dem Meeresspiegel sich erhebenden Landenge bei Gabes, das am Fusse des tunesischen und algerischen Atlas belegene Depressionsgebiet der Schotts Melrhir, Charsa und Dscherif in ein saharisches Binnenmeer zu verwandeln und auf diese Weise den Handel Algeriens zu heben, Klima und Vegetations-Verhältnisse zu verbessern. Ueber die Details dieses Projektes ist Ihnen von dieser Stelle bereits früher Mittheilung gemacht worden, meine Aufgabe ist es heute demnach nur über die Fortschritte zu berichten, welche dieses grossartig geplante und mit vielem Pomp in Scene gesetzte französische Beginnen bis heute gemacht hat. Dieselben lassen sich kurz dahin zusammenfassen, dass wenig Aussicht auf Verwirklichung vorhanden, dass selbst französische Techniker und Gelehrte die Ausführbarkeit in Zweifel ziehen und den zu erzielenden klimatischen und Vegetations-Verbesserungen Süd-Algeriens nicht nur kein Gewicht beilegen, sondern sogar eine Verschlechterung derselben durch zeitweise, von Winden und Verdunstung herrührende Entblössung des schlammigen Bodens, vorhersagen. (Vergl. E. Cosson: Le règne végétal en Algérie, Paris 1879). Ja, man geht so weit, die Richtigkeit der mit grossem Kostenaufwande und Mühen ausgeführten Nivellements-Arbeiten und damit die Existenz eines Depressionsgebietes zu bezweifeln. Es war natürlich, dass ein derartiges Projekt viel Aufsehen machen musste und dass dasselbe mehrfach der Kritik unterzogen wurde. An dieser haben sich besonders die Herren Dr. Fuchs (Frankreich), Dr. Stache (Wien) und der bekannte Marquis Antinori (Rom) betheiligt. Alle drei waren an Ort und Stelle und berichten einstimmig in negativem Sinne. Eine geologische Untersuchung der Landenge von Gabes hat der Annahme Rondaire's entgegen konstatirt, dass die Landenge nicht aus weichem, sondern aus vorwiegend hartem Gestein besteht, welches, wenn auch keine unüberwindlichen, so doch weit grössere Schwierigkeiten der Durchstechung entgegenstellt, als von Roudaire angenommen worden ist. Weit gewichtiger aber werden die Bedenken gegen die Ausführbarkeit, wenn man die Berechnungen Dr. Fuchs' in Betracht zieht, denen zufolge 10—12 Jahre erforderlich sind um die für die in Scene zu setzende Inundation erforderlichen 270 Milliarden cbm Wasser durch den Durchstich einzuführen, und dass von den jährlich einzuführenden 20—25 Milliarden cbm Wasser 15—18 Milliarden verdunsten würden.

Das allgemeine Interesse an dem Roudaire'schen Projekt hat in

Frankreich neuerdings weichen müssen gegenüber den Bemühungen eine transsaharische Eisenbahn zur Verbindung Algeriens mit dem Sudan in Bälde ausgeführt zu sehen. Frankreich, das Land der grossartigen Projekte, verlangt von seinen wissenschaftlichen Kapacitäten und hervorragenden weltbekannten technischen Grössen stets rege erhalten zu werden in grossartigen Ideen. Kaum war die Weltausstellung von 1878, deren Rathsamkeit von vornherein bezweifelt, erfolgreich beendet, so wurde die Durchstechung des Isthmus von von Panama zur Losung gemacht; kaum ist diese von der Tagesordnung verschwunden, so beschäftigen sich die maassgebenden Kreise Frankreichs vorwiegend mit dem nicht minder grossartigen Unternehmen der Schaffung einer transsaharischen Eisenbahn. Le Transsaharien ist seit 6 Monaten das Losungswort aller geographischen und kommerziellen Zeitschriften Frankreichs; être ou de n'être plus, das ist das Stichwort, mit dem man in Frankreich zur Zeit ein allgemeines Interesse für einen Schienenweg von Algerien bis Timbuktu zur Erschliessung des Sudans wach zu erhalten sich bemüht. Auch der vorwiegend von Franzosen im Oktober d. J. besuchte Brüsseler internationale handelsgeographische Kongress hat sich gemüssigt gesehen, als ersten Beschluss resp. Wunsch auszusprechen, dass Eisenbahnen zur Verbindung der Küstengebiete mit dem centralen Gebiet Afrikas in erster Linie zu erstreben seien. — Als ich vor 4 Jahren die Ehre hatte Ihnen einen Bericht zu geben über den ersten Pariser internationalen geographischen Kongress, da konnte ich nicht unterlassen in ironischer Weise der afrikanischen Eisenbahnprojekte zu gedenken, welche dort zur Aufstellung gelangt waren. Zur Zeit liegt die Sache anders; mit Riesenschritten schreitet die Erforschung afrikanischer Gebiete vor und damit auch die Vervollkommnung der dortigen Verkehrsmittel. Binnen Kurzem werden wir eine Drahtverbindung zwischen dem Kap und Europa haben, und sicher werden uns die nächsten Decennien Schienenwege nach denjenigen innerafrikanischen Gebieten schaffen, welche zur Zeit noch kaum von dem Fuss eines Europäers betreten wurden. Fraglich erscheint dem unbefangenen Forscher immerhin, ob es gerathen ist eine gute aber unreife Aufgabe auf künstlichem Wege einer unnatürlichen frühzeitigen Lösung entgegenzuführen. Denn als künstlichen Weg muss ich es bezeichnen, wenn man durch das »Être ou de n'être plus« die Existenz Frankreichs als eng mit der transsaharischen Eisenbahn verknüpft in Wort und Schrift von einflussreichen Persönlichkeiten bezeichnet findet, und wenn man in blinder Eifersucht auf die Bestrebungen benachbarter Nationen mit unwahren Nachrichten Propaganda zu machen sucht.

Ich meine damit unter Anderem die sich fast in allen französischen Fachzeitschriften wiederfindende Aeusserung Gazeau de Vautibaults', des Direktors der »Compagnie transsaharien« und Präsidenten der handelsgeographischen Gesellschaft in Paris, welche lautet:

»In Deutschland erstreben die berühmtesten Entdeckungsreisenden im Verein mit den deutschen geographischen Gesellschaften die Verwirklichung einer Eisenbahn von Tripolis nach dem Tschad-See, als Konkurrenz-Unternehmen gegen das französische transsaharische Eisenbahnprojekt. Rohlfs ist im vorigen Jahr zu dem Zweck nach dem Sudan abgereist, mit reichen Mitteln von der deutschen Regierung ausgerüstet, und Italien und England nehmen Theil an diesem Unternehmen, indem sie in Tunis und Marokko gegen die Ausdehnung des französischen Einflusses zu wirken suchen. Ja man liest sogar in dem Gibraltar Chronicle, dass der deutsche Reisende Lentz sich nach Marokko begiebt, um dort junge Deutsche vorzubereiten, welche ihn nach der Oase Tafilelt und Tuat begleiten sollen. — Die geographische Gesellschaft in Turin, die Italiener und die Engländer, eifersüchtig auf den überwiegenden Einfluss Frankreichs auf das nordwestliche Afrika, sind es, welche sich zu Gunsten des preussischen Unternehmens engagirt haben. Auch Amerika, das Vaterland des heroischen Stanley, geht mit dem Gedanken um, eine Eisenbahn zu bauen von seiner Kolonie Liberia *) nach dem Sudan.«

Ich brauche wohl kaum hervorzuheben, dass die fantastischen Gebilde eines Vautibault jeder Begründung entbehren und dass in Deutschland wohl kaum Jemand daran denkt deutscherseits eine Eisenbahn von Tripolis nach dem Sudan auszuführen, und damit deutschen Kolonisations-Bestrebungen in diesem Theile Afrikas Vorschub zu leisten. Ausser Gerhard Rohlfs hat in Deutschland überhaupt kaum eine hervorragende Stimme jemals öffentlich der transsaharischen Eisenbahn das Wort geredet; Rohlfs aber, als gründlichster Kenner der nordwestafrikanischen Gebiete, sah sich gezwungen 1877 auf die Vorzüge einer eventuellen Eisenbahn von Tripolis nach dem Tschad-See, gegenüber einer solchen von Süd-Algerien aus über Tuat nach Timbuktu hinzuweisen. Schon damals rief Rohlfs eine heftige Polemik in französischen Blättern hervor, die jetzt von Neuem zu Gunsten eines raschen und energischen Vorgehens seitens Frankreichs benutzt wird. — Die unbestrittene Bedeutung der transsaharischen Strömung in Paris lässt es mir nothwendig erscheinen, hier kurz die Sachlage zu resumiren. Im Jahre 1876 erhielt Duponchel, Ingenieur en chef des ports et chaussées in Montpellier, von der französischen

*) Liberia ist eine Negerrepublik, keine amerikanische Kolonie.

Regierung den Auftrag in Algier Vorstudien für eine transsaharische Eisenbahn anzustellen. 1877 vollendete Duponchel seinen Auftrag ohne über den französischen Atlas hinaus selbst in die Wüste einzudringen, und legte bald darauf die Resultate seiner Untersuchungen in einem 400 Seiten starken und mit vielen Karten begleiteten Bände nieder. Als Quintescenz seiner Untersuchungen will ich hier nur den Vorschlag eines Schienenweges von 2700 km Länge von Oran über Tlemsen nach der Oase Tuat und von dort über die wasserlose steinige Hochebene Tanesruft direkt auf Timbuktu zu, bezeichnen, von wo mit der französischen Kolonie am Senegal, sei es auf der natürlichen Wasserstrasse des Niger und Senegal, sei es ebenfalls durch Fortführung eines Schienenstranges bis St. Louis, eine Verbindung nach dem Atlantischen Ocean zu erstreben sein würde. Duveyrier, Largeau und Soleillet sind es hauptsächlich, welche nächst Duponchel die Frage der transsaharischen Eisenbahn mit ihren eigenen Erfahrungen und Kenntnissen saharischer Verhältnisse zu fördern gesucht haben.

Getrieben durch die öffentliche Meinung, die auch in der französischen National-Versammlung zum Ausdruck kam, berief der französische Minister der öffentlichen Bauten, de Freycinet, im Juni d. J. eine Vorkommission, bestehend aus den höchsten Beamten der technischen Behörden und des Kriegsministeriums, mit dem Auftrage, die Duponchel'schen Pläne auf ihren Werth hin zu prüfen. Das Resultat fiel günstig aus, indem der Bau einer Eisenbahn von den algerischen Besitzungen bis zum Niger und von da bis zum Senegal als nothwendig bezeichnet und ein Kredit von 200,000 Frcs. zur Deckung weiter erforderlichen Voruntersuchungen erbeten wurde. Auf Basis dieses Gutachtens richtete der Minister de Freycinet unterm 13. Juli d. J. an den Präsidenten Grévy das Gesuch, eine grosse Kommission zu bilden aus Fachmännern und Parlamentsmitgliedern, die ein endgültiges Urtheil über die praktische Möglichkeit einer Schienenverbindung von Algerien und dem Senegal nach dem Sudan zu fällen haben würde.

Noch an demselben Tage ist der Präsident Grévy den Wünschen des Ministers de Freycinet nachgekommen und ist unter dem Vorsitz de Freycinet's eine solche grosse Kommission aus 46 hervorragenden Männern, unter ihnen natürlich auch Lesseps, gebildet worden.

Die neusten französischen Blätter berichten, dass diese grosse Kommission 600,000 Frcs. zu weiteren Vorarbeiten vom Ministerium bewilligt bekommen, dass Ingenieur Rolland mit 7 Personen in wenigen Tagen im Auftrage der Kommission nach Algier aufbrechen und man von dort mit zahlreichen Arbeitskräften auf 3 verschiedenen

Wegen in die für die transsaharische Eisenbahn in Aussicht genommenen Gegenden einzudringen versuchen werde.

Meine heutige umfangreiche Aufgabe gestattet mir nicht, die transsaharische Eisenbahnlinie Duponchel's einer Kritik zu unterziehen, sondern nur unter Anderem auf eine ausgezeichnete abweisende Beurtheilung des Capitain d'État-Major Baudot im Bulletin de la Société de Géographie de Lyon, II., pg. 622, 1879, zu verweisen; die Sache selbst aber glaube ich als eine aussichtsvolle Frage der nächsten Jahrzehnte bezeichnen zu sollen. Frankreich mit seinen reichen Mitteln und seinen bedeutenden Ingenieuren wird, trotz der erforderlichen 600—750,000,000 Frcs. Baukapital und der erforderlichen Bauzeit von ca. 10 Jahren, ebenso wenig vor einer transsaharischen Eisenbahn zurückschrecken, als ein Lesseps ruhen wird, bis der interoceanische Kanal in Central-Amerika durch Frankreichs Initiative ein fait accompli geworden ist.

Auf unserer Wanderung gen Osten nach Tripolitanien vorschreitend, betreten wir zunächst den Schauplatz der Rohlfs'schen Expedition nach Wadai. Das tragische Geschick, welches dieselbe ereilt, lebt frisch in Aller Gedächtniss; Rohlfs und sein Begleiter Dr. Stecker in der Oase Kufra von ihren eigenen Trägern und arabischen Führern beraubt, sind über Malta nach Europa zurückgekehrt.*) Unter kundigerer Führung, als unter derjenigen Rohlfs hätte wohl kaum eine afrikanische Expedition ausgerüstet werden können; das gänzliche Misslingen ist ein erneuter sehr harter Schlag für die deutschen wissenschaftlichen Bestrebungen auf afrikanischem Gebiete; es kennzeichnet auf's Eklatanteste einerseits den fanatischen Einfluss des Islams, in jenen Gegenden hauptsächlich repräsentirt durch den Orden der Snussi, andererseits die Ohnmacht und die zerrüttete Wirthschaft der türkischen Macht innerhalb ihrer Tributärstaaten. — Rohlfs war am 18. Dezember v. J. von Tripolis aufgebrochen und am 24. Januar d. J. in Sokna angelangt. Dort hatte er 4 Monate auf die für den Sultan von Wadai bestimmten Geschenke des Deutschen Kaiser warten müssen; über Sella und zwischen der Hornemann'schen Route von 1798 und derjenigen Beurmann's von 1862 den Weg gen Osten zur Oase Dschalo fortsetzend, stiess er unterwegs auf die bisher unbekannte Oase Abu Naïm, deren Umgebung durch die kolossalen Muschellager und Versteinerungsschichten, an Mächtigkeit denjenigen der libyschen Wüste weit voranstehend, ein besonderes Interesse beanspruchte. Am 2. April langte er in Audschila, und am 4. April in Dschalo (Lebba) an.

*) Dr. Stecker ist neuerdings beauftragt worden über Fessan nach Bornu und Baghirmi zu gehen.

Ein wenig erfreulicher Empfang daselbst — die Reisenden wurden von der Jugend mit Steinwürfen begrüsst —, der Verlust von 6 Kamelen, welche gestohlen wurden, zwang Rohlfs seinen Begleiter Dr. Stecker nach Benghasi zu senden um Beschwerde beim Gouverneur zu führen und Satisfaktion zu verlangen. Da diese verweigert wurde, so begab sich Rohlfs selbst nach Benghasi und hatte die Genugthuung seine kritische Situation binnen Kurzem durch den inzwischen von Konstantinopel eingetroffenen neuen Gouverneur geklärt zu sehen. Am 4. Juli konnte Rohlfs endlich mit 25 Kamelen definitiv von Benghasi nach der Oase Kufra aufbrechen und zwar in Begleitung einer Karavane der Medjabra, der Bewohner von Dschalo, welche drei ihrer vornehmsten Häupter als Geisseln in Benghasi zurücklassen mussten, um dadurch der Rohlfs'schen Expedition eine weitere Sicherheit zu gewähren. In den ersten Tagen des September langte Rohlfs in Taiserbo, der nördlichsten Oase der Kufra-Gruppe an und schon am 13. September sah er sich vollständig seiner Habe, Instrumente etc. beraubt und sein Leben so ernsthaft bedroht, dass er nur mit vieler Mühe den Händen der Araber entkommen und am 26. Oktober mittellos nach Benghasi zurückkehren konnte. Ob wirklich der Pascha von Benghasi durch die zurückbehaltenen Geisseln den Zorn der Rohlfs begleitenden Araber erregte, oder ob der fanatische Orden der Snussi, welcher von seinem Centrum, der Oase Siwah aus die Bewohner der westlichen Oasen in ihrem Hasse gegen die Christen zu schüren sich zur Aufgabe stellt, die Kalamität der Rohlfs'schen Expedition herbeigeführt, oder aber, was mir zur Zeit wahrscheinlich erscheinen will, ob die seit Monaten vorbereitete Ankunft einer mit reichen Mitteln und reichen Geschenken ausgerüsteten Karavane, die Habgier und Raubsucht der Eingeborenen rege gemacht, das bleibt vorläufig dahingesstellt.

Die wissenschaftlichen Ergebnisse der ein so bedauerlich rasches Ende gefundenen Rohlfs'schen Expedition, werden durch den theilweisen Verlust der Tagebücher voraussichtlich wesentlich beeinträchtigt werden. — Rohlfs war der erste Europäer, der die Oase Kufra betreten, die er schon 1874 von Osten her, von der Oase Dachel, vergebens zu erreichen sich bemüht hatte. Was wir bisher von derselben wussten, beruhte nur auf Erkundigungen; die Nachricht, dass die deutsche Expedition trotz aller Widerwärtigkeiten Gelegenheit fand die Oase Kufra nach allen Richtungen hin zu erforschen, hat sich glücklicher Weise bestätigt.

Ausserordentlich interessant ist die Beobachtung Dr. Stecker's dass die Oasen Dschalo und Audschila sich nicht wie nach Rohlfs' früheren Messungen angenommen worden, in einem Depressionsgebiet

befinden, sondern erstere 18 m, letztere 30 m über dem Meeresniveau belegen ist. Es ist dies um so interessanter, als wie ich ihnen bereits Anfangs mittheilen konnte, auch gerechte Zweifel an der Existenz eines Depressionsgebietes innerhalb der südtunesischen und südalgerischen Chotts erhoben worden sind.*) — In geographischer Hinsicht wichtig ist ferner eine Korrektion der geographischen Position von Dschalo durch Stecker, welche anstatt 19° 35′ O. L. v. Gr. nach Beurmann, zu 21° 25′, also 1° 50′ östlicher festgestellt wurde; auch Sokna's Position, welche bisher nach Eduard Vogels astronomischer Bestimmung niedergelegt worden ist, hat durch Dr. Stecker sowohl in der Breite als in der Länge eine Aenderung erfahren, indem dieselbe um 8′ 19″ zu südlich und 31′ 20″ zu westlich befunden wurde. Diese bedeutende Differenz hat Henry Duveyrier veranlasst im Bulletin de la Société de Géographie de Paris einen Zweifel an der Richtigkeit auszusprechen und auf die sich sonst so exakt erwiesenen astronomischen Beoachtungen Vogels besonderen Nachdruck zu legen; und in der That ist kaum zu glauben, dass Vogel sich zumal in seinen Breitenbestimmungen so sollte geirrt haben. Auch die von Dr. Stecker bei Sokna am 24. und 25. Febr. beobachteten auffallenden elektrischen Erscheinungen während und nach einem starken Samum-Winde, haben Bedenken erregt, indessen scheint doch, wie sich der berühmte Direktor des Observatoriums zu Montsouris, Mr. Marié-Davy im Bulletin der Pariser geographischen Gesellschaft äussert, nichts gemeldet worden zu sein, was an Uebertreibung grenzt. Ich muss dies hier besonders betonen, weil die darauf bezüglichen Nachrichten selbst in fachmännischen Kreisen in Deutschland mit Kopfschütteln aufgenommen worden sind. **)

Mit Unterstützung der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft hat sich seit längerer Zeit Herr Adolf Krause für eine Reise in das Gebirgsland der Tuarik Ahaggar und von da über Sokoto in die Haussa-Staaten, in Tripolis vorbereitet. Auf welchem Wege seine Abreise erfolgt ist, ob über Ghadames direkt, oder ob über Mursuk und Ghat, ist mir nicht bekannt geworden, jedenfalls aber dürfte Krause nunmehr in das Gebiet der Tuariks eingedrungen sein.

Wenn gleich die Nachtigal'schen Reisen in der Sahara und im

*) Spätere Beobachtungen, welche Rohlfs bei hohem Barometerstand mit dem Hypsometer vornahm, ergeben wieder andere Resultate. Diese Beobachtungen, die noch der genauen Berechnung bedürfen, scheinen Audjila und Djalo ungefähr auf Meeres-Niveau zu verlegen.

**) Es heisst daselbst nämlich, dass die 1 Dezimeter langen Haare Stecker's wie Borsten aufgerichtet, senkrecht um den Kopf gestanden, dass zwei nass gemachte Finger einander nahegebracht, elektrische Funken erzeugt, dass man mit einem nass gemachten Finger in der Luft Zeichnungen, feurige Linien und feurige Schriftzüge gemacht habe etc.

Sudan bereits vor 4 Jahren ihren Abschluss gefunden haben, so kann ich mich nicht von Nord-Afrika und der Sahara gen Osten wenden, ohne an dieser Stelle des vor wenigen Monaten erfolgten Erscheinens des ersten Bandes des lang ersehnten Nachtigal'schen Reisewerks Erwähnung gethan und es als eines der klassischsten Bücher der gesammten geographischen Literatur bezeichnet zu haben.

In Aegypten fahren die zur Unterdrückung des Sklavenhandels und zur Befestigung der ägyptischen Herrschaft in die ägyptische Aequatorial-Provinz entsandten militärischen Expeditionen fort, unsere geographische Kenntniss jener Gegenden wesentlich zu bereichern. Die Namen Gessi und Dr. Emin Bey verdienen hier besonders hervorgehoben zu werden, denn neben ihrer amtlichen Thätigkeit als Gouverneure im ägyptischen Sudan, haben sie ihr wissenschaftliches Interesse nicht aus dem Auge verloren. Die in Petermann's Mittheilungen 1879 veröffentlichten Berichte Dr. Emin's über Land und Leute von Unjoro und Uganda füllen eine wesentliche Lücke in unserem von Baker Pascha stammenden Wissen über jene Gegenden aus. Neben ihnen und vor ihnen verdient aber der deutsche Gelehrte Dr. W. Junker besonders hervorgehoben zu werden. Derselbe erforschte bereits Mitte 1876 den Sobat, kehrte von dort nach Chartum zurück um später seine Forschungen innerhalb der Mudirien Ladó und Makaraka fortzusetzen. Das Resultat der letzteren gelangt gerade jetzt nach Rückkehr Junker's in den Petermann'schen Mittheilungen zur Publikation; es liefert uns zum ersten Male ein detaillirtes Bild der Wasserscheide des Nils und Kongo zwischen 2 und 4° nördlicher Breite.

Durch Gessi's Verdienst hat sich im März d. J. an den Ufern des Bahr el Gazal ein Krieg gegen Suleiman Siber abgespielt, von dem wenig Kunde nach Europa gedrungen ist, und der doch um deswillen ein allgemeines Interesse beansprucht, weil mit seiner Beendigung dem Sklavenhandel im Sudan ein Garaus gemacht und die Herrschaft des Khedive im Sudan befestigt worden zu sein scheint. Die Sache verhält sich kurz folgendermaassen: Nach der Eroberung Dar Fors durch Siber Pascha 1874, einem im Süden von Dar For stationirten ägyptischen Bey, erhielt dieser die Erlaubniss zu einem Besuche in Kairo um dem Khedive persönlich zu huldigen. Siber wusste sich in sehr geschickter Weise in das Vertrauen des Khedive einzuschmuggeln und benutzte dieses um von Kairo aus einen Aufstand zu organisiren, welcher nichts Geringeres als die Losreissung des ägyptischen Sudan von Aegypten und die Etablirung eines unabhängigen Reiches bezweckte. Seit 4 Jahren war es Siber Pascha gelungen, unbemerkt von Kairo aus nach Kordofan und Dar For Waffen und Munition zu liefern und

auf ein von Kairo aus gegebenes Signal brach die Empörung in Dar For unter dem Sohne Siber's, Suleiman Pascha, los. Gordon Pascha gelang es ohne Schwertstreich El-Fascher, die Haupstadt Dar Fors, zu entsetzen, wohin sich 6000 Rebellen unter Suleiman begeben hatten. Man glaubte die Sache auf gütlichem Wege beilegen zu sollen und liess Suleiman frei. Dieser aber wandte sich gen Süden und erschien mit einer bewaffneten Macht von 11,000 Eingeborenen am Bahr el Gazal bei Dem Gellaba. Mit leichter Mühe war es ihm gelungen die in Folge der Unterdrückung des Sklavenhandels so wie so gegen das ägyptische Regiment aufgebrachte Bevölkerung zu einer so ansehnlichen Macht zusammen zu schaaren, indessen nahmen die kriegerischen Aktionen eine Suleiman ungünstige Wendung. Von der weit unbedeutenderen ägyptischen Macht unter Gessi Pascha im April d. J. in wiederholten blutigen Kämpfen total auf's Haupt geschlagen, sah sich Suleiman gezwungen zu fliehen und sein Heer den Feinden zu überliefern. Ein erneuter Versuch sich mit dem gefürchteten Häuptling Heron (Harun) in West-Dar For zu verbinden, scheiterte an der Gefangennahme dieses durch den zum Pascha avancirten einstmaligen Korporal der österreichischen Marine Emiliani. Mit einem letzten Häuflein abermals gen Südwesten gegen Gessi vordringend, fand Suleiman Siber den Tod auf dem Schlachtfelde. Aus Briefen Gessi's an den österreichischen Konsul Hansal in Chartum entnehme ich, dass Gessi mit Beendigung dieses Feldzuges den Sklavenhandel innerhalb des ägyptischen Sudan ein für alle Mal unterdrückt zu haben glaubt. Sein Verdienst ist mit der Ernennung zum General-Gouverneur der ägyptischen Aequatorial-Provinz und einer Dotation von £ 2000 belohnt worden.

Das Auftreten abenteuerlicher europäischer Gestalten, die uns im aegyptischen Sudan vielfach begegnen, giebt mir Veranlassung, hier auch eines Europäers Namens Bohndorff zu gedenken, welcher, seines Zeichens Goldarbeiter und vor vier Jahren Kammerdiener bei Gordon Pascha, vor Kurzem behufs naturhistorischer Sammlungen eine Reise nach Innen-Afrika beendet hat, welche sich weit über bisher bekannte Distrikte hinaus erstreckt. Bohndorff ging über Dongola, Kordofan, Dar For, Schekka nach Dar Banda, überschritt den grossen Fluss des Abu Dinga und gelangte darüber hinaus noch sechs Tagereisen weiter gen Westen, so dass er nur 14 Tage vom Atlantischen Ocean entfernt gewesen zu sein glaubt. Das Land nördlich von Abu Dinga nennt er Insákara, südlich Dar Dikma, durch welches der grosse Fluss Umbomo gen Westen fliesst. Durch den Kanibalismus der Bewohner zur Umkehr gezwungen, gelangte er auf seinem Rückmarsche in das Kriegstheater Suleimans. Der Spionage

verdächtig, wurde er sämmtlicher Habe, Sammlungen und Aufzeichnungen beraubt und kehrte in kläglichem Zustande Mitte Mai nach Chartum zurück. Seine Berichte und Erfahrungen haben Dr. Junker bestimmt, ihn in seine Dienste zu nehmen und mit ihm eine neue Reise in das Mombuttu-Land und von da nach dem Schari und eventuell Kongo zu planen.

Wenn wir uns nun vom aegyptischen Sudan gen Osten nach Abessinien zu wenden, jedoch die politischen Differenzen Aegyptens und Abessiniens, welche auf die Abtretung eines aegyptischen Hafens (Massawa oder Hanfila) an Abessinien abzielen, unberührt lassen, so finden wir vor Allem die italienischen Expeditionen unter Antinori, Mateucci, Chiarini, Cecchi, Martini etc. nach wie vor bemüht, in Süd-Abessinien, Schoa und Kaffa festen Fuss zu fassen und sich einen Weg durch die Galla-Länder nach dem Nil-Seeen-Gebiet zu bahnen. Die durch die Italiener bisher erreichten positiven Resultate sind leider nur spärlich zur weiteren Kenntniss gelangt; auch den Italienern haben sich gleich Anfangs durch Beraubung und Ueberfälle seitens der Galla ungeahnte Schwierigkeiten entgegengestellt, auch scheint Menelik, der König von Schoa, ihnen nicht die gewünschte und erhoffte Sympathie entgegenzubringen, welche dem Gelingen der italienischen Pläne wesentlich Vorschub zu leisten im Stande sein würde. Es geht dies zum Theil daraus hervor, dass Menelik in einem Schreiben an die Pariser geographische Gesellschaft den Wunsch ausgedrückt hat eine französische wissenschaftliche Expedition nach seinem Lande dirigirt zu sehen. Ein französischer Kaufmann Namens Goldammer geniesst im Uebrigen seit Jahren ein grosses Ansehen und Vertrauen in Schoa und soll durch ausgedehnte Geschäftsverbindungen zwischen Zeila und Ankober, der Hauptstadt von Schoa, die italienischen Handelsprojekte durchkreuzen. — Auch auf die im Norden Abessiniens belegenen Distrikte des ägyptischen Sudan hat sich neuerdings die Aufmerksamkeit der französischen Handelswelt gerichtet, indem von den Herren Demont & André in Paris eine Handels-Kompagnie zur Ausbeutung der Territorien zwischen Chartum und Massawa mit einem Kapital von 1,000,000 Francs gebildet worden ist. — Zeitungs-Nachrichten zu Folge haben sich auch kürzlich zwei österreichische Marine-Officiere, Pletsch und Pizzighelli, von Triest nach Abessinien und Schoa begeben, um im Interesse des österreichischen Handels Studien über die Ausfuhrerzeugnisse und geeignete Einfuhrartikel zu machen. — Genuesische Blätter melden ferner, dass die schon vor längerer Zeit angekündigte Besitznahme der Bucht von Assab am Rothen Meere (an der Strasse von Bab el Mandeb) seitens Italiens

durch die Genuesische Schifffahrts-Gesellschaft Rubattino & Co. Ende 1879 erfolgt ist.

Ueber die äusserste Spitze der Somali-Küste sind wir neuerdings von einem französischen Offizier, Georges Révoil, unterrichtet worden, welcher im Dezember 1877 von Bender Mirajeh aus in's Innere vorzudringen suchte und nach dem bisher unbekannten Karkar gelangte.

An der Ostküste der Somali-Länder unsere Wanderung fortsetzend, stossen wir unter 2° S. B. auf das Witu- und Wapokomo-Gebiet, das uns durch die deutschen Reisenden Denhardt und Fischer näher bekannt geworden ist. Ich kann wohl kurz darüber hinweggehen, da ja die Reiseberichte genannter Herren in unseren Mittheilungen publicirt worden sind und ihnen in der vorigen Sitzung gemeldet werden konnte, dass Herr Denhardt nach Europa zurückgekehrt sei.

Wir kommen jetzt zu einem Gebiet, das als Hauptausgangspunkt aller neueren geographischen Entdeckungs-Reisenden betrachtet werden muss, zu der Zanzibar-Küste und dem zwischen ihr und den grossen afrikanischen Seen belegenen Gebiete. Hier koncentriren sich hauptsächlich die englischen und französischen Missions-Bestrebungen, von hier suchen die Expeditionen der durch den König der Belgier in's Leben gerufenen internationalen afrikanischen sowohl wie die der französischen afrikanischen Gesellschaft und die des British Exploration Fund Committee in's Innere vorzudringen und feste Stationen zu errichten. Leider werden alle diese Bestrebungen theuer erkauft, denn Schlag auf Schlag treffen Nachrichten von dem Tode kühner und braver Expeditionsmitglieder ein. Die belgische Expedition allein hat das Ableben dreier Mitglieder, Crespel, Maes und Wautier, zu beklagen, die englische Expedition ist ihres Führers, des bekannten Geographen Keith Johnston jr., beraubt worden und die Londoner Missionsgesellschaft trauert um drei ihrer Hauptstützen in Ujiji, um den Reverend Thompson, Dr. Mullens und Dodgshun, die sich sämmtlich auch in geographischer Hinsicht verdient gemacht haben. — Der jetzige Führer der belgischen Expedition ist Cambier; sein Begleiter heisst Dutrieux.*) Beide Reisende sind über Mpwapwa, Kiura und Kasagera nach Masikambas am westlichen Ufer des Tanganika aufgebrochen; ihr ausgesprochenes Ziel ist zunächst in Karema, einem kleinen Orte von 250 Einwohnern an dem östlichen Ufer des Tanganika, 3 km vom See entfernt, und dann in Nyangwe am Kongo

*) Aus Gesundheitsrücksichten mittlerweile nach Europa zurückgekehrt.

eine feste Station zu begründen. Am 12. August 1879 hat Cambier Karema erreicht. Zu seiner Unterstützung ging Mitte dieses Jahres eine zweite belgische Expedition nach Zanzibar ab, bestehend aus den Herren Popelin, Dutalis und van den Heuvel. Von ihnen hat Dutalis bereits Krankheits halber nach Europa zurückkehren müssen, während Popelin und van den Heuvel am 3. Septbr. ihre Reise von Mwapwa nach Ugogo fortsetzen konnten. Als Träger bedienen sich diese Herren 3 indischer Elephanten unter Führung des Herrn Carter, welche der König der Belgier auf seine Kosten von Indien nach Zanzibar hat bringen lassen.— Sie wissen, meine Herren, dass bisher die Trägerfrage ein Haupthinderniss für das Eindringen in Innerafrika war und dass man seit Jahren bemüht ist, diese Hauptschwierigkeit aus dem Wege zu räumen. Die scheinbar erfolgreiche Verwendung indischer Elephanten im östlichen Sudan seitens Gordon Pascha war die unmittelbare Veranlassung, auch in Ostafrika mit diesem kostbaren Transportmittel Versuche zu machen. Nachdem die Ueberführung von Indien und die ziemlich schwierige Ausschiffung von 4 Elephanten an der Zanzibar-Küste glücklich von Statten gegangen, ist einer derselben an einem Anfall von Apoplexie in Mpwapwa gestorben; die übrigen befinden sich je mit 500 kg Gepäck beladen auf dem Wege nach dem Tanganika-See und scheinen unter den Stichen der Tsetse-Fliege nicht zu leiden und die afrikanische Kost gut vertragen zu können; ob dies von Dauer sein wird, muss die Zeit lehren; *) die Gordon'schen Elephanten fangen den neuesten Nachrichten zufolge an, zu kränkeln. Sollte es gelingen, und es sind seitens des Königs der Belgier auch bereits Schritte in diesem Sinne geschehen, afrikanische Elephanten zu Last- und Reitthieren abzurichten, dann würde eine der hauptsächlichsten Schwierigkeiten für innerafrikanische Unternehmungen aus dem Wege geräumt und künftigen Schienenwegen ein sicherer Boden gewonnen sein.

Die unter Führung von Keith Johnston im Anfange dieses Jahres von Zanzibar aufgebrochene englische Expedition hat durch den Tod ihres Führes einen herben Schlag erlitten. Sie hatte die

*) Leider berichtet Herr Kapitain Carter bereits unterm 28. September von Usekhé-Ugogo, dass daselbst ein zweiter Elephant gestorben und dass die dortige nebenbei spärliche Nahrung und vor Allem das dortige sehr kalkhaltige unreine Wasser den indischen Elephanten nicht bekomme. — Ein vom 12. November datirter Brief des englischen Konsuls Kirk in Zanzibar enthält günstigere Berichte über das Befinden der zwei noch am Leben befindlichen indischen Elephanten und lässt hoffen, dass der gemachte erste Versuch weitere erfolgreiche Versuche nach sich ziehen und man zahme indische Elephanten zum Einfangen wilder afrikanischer Elephanten baldigst benutzen werde.

Aufgabe von Dar es Salaam in südwestlicher Richtung auf das Nordende des Nyassa-Sees loszusteuern und die zweckmässigsten Handelswege zwischen der Küste, dem Nyassa und Tanganika auszukundschaften. Johnston starb leider bereits am 21. Juni in Behobeho, circa 50—60 miles von Dar es Salaam entfernt. Seinem Begleiter, dem 21jährigen Geologen Thomson, ist die Fortsetzung der Expedition seitens des African Exploration Fund Committee übertragen worden und es ist ihm gelungen auf bisher unbekanntem Wege das bis zu 2700 m ansteigende Plateau des Uhehe-Distriktes, welches die Wasserscheide zwischen dem Nyassa-See und dem Lufiji-Fluss bildet und vordem als eine Gebirgskette (Konde Gebirge) auf Karten verzeichnet war, zu durchkreuzen und das Nordende des Nyassa zu erreichen. Seine weitere Aufgabe gipfelt in der Erreichung des Tanganika-Sees und in der Erforschung der Bodengestaltung zwischen Nyassa und Tanganika, eine Aufgabe, welche gleichzeitig von einem Mitgliede der Scottish-Free-Church Mission-Station in Livingstonia, Herrn James Steward, verfolgt wird. *)

Am glücklichsten von Allen scheint es bisher dem Führer der französischen Expedition, dem Abbé Debaize **) zu ergehen, der seit Mitte 1878 mit 500 Trägern von Zanzibar aufgebrochen und das Kongo-Gebiet zu erreichen strebt.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich Ihnen hier im mittleren Ost-Afrika noch alle diejenigen Namen nennen, die im Dienste von Missionsgesellschaften auch zu der Erschliessung unbekannter innerafrikanischer Gebiete beitragen. Es möge genügen das Feld der Thätigkeit dieser verschiedenen Gesellschaften zu bezeichnen: Die Church Missionary Society wirkt zur Zeit vornämlich am Victoria Nyanza und in Mpwapwa, die London Missionary Society am Tanganika und das Scottish-Free-Church Mission-Committee unter Bischof Steere am Nyassa-See. Letzteres hat, wie bekannt, ihren Hauptsitz in Livingstonia an der Südseite des Nyassa und unterhält eine regelmässige Dampfschifffahrt von da bis nach dem Indischen Ocean vermittelst des in den Zambesi mündenden Shire-Flusses.

Auch die französisch-katholische Mission ist neuerdings im Centralen Ost-Afrika erschienen; der Erzbischof von Algier, Lavigerie, hat unter Abbé Guyon eine Expedition aus 18 Personen von

*) Laut telegraphischer Meldung ist Thomson am 28. Oktober in Bambe am südlichen Ende des Tanganika angekommen.

**) Abbé Debaize ist leider inzwischen auch gestorben; seine unter günstigen Auspiçien begonnene Reise endete in Ujiji.

Bagamayo ausgesendet, um in Ujiji*) und in Mtsesa's Residenz an der Nordseite des Ukerewe, Missionsstationen zu errichten; auch ist unter Depelchin eine aus 5 Theilnehmern, worunter 2 Deutsche, bestehende französische Missionsstation bei den Victoria-Fällen des Zambesi in Bildung begriffen. — Ich übergehe hier die bei einer anderen Gelegenheit von Dr. Hübbe an dieser Stelle besprochenen Eisenbahnprojekte bekannter englischer Kapitalisten und Ingenieure unter Führung des Mr. Bradschaw.

Die Nachricht von der Existenz reicher Kohlenfelder am River Rovuma hat jüngst den Sultan von Zanzibar veranlasst, diesem Flusse besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Die von ihm entsandten Agenten haben Kohlenfelder entdeckt, indessen 150 engl. Meilen stromaufwärts. Da der Rovuma aber seiner Katarakten wegen als absolut unschiffbar bezeichnet werden musste, so ist die Ausbeute der Kohlenfelder bis in's Unbestimmte vertagt worden.

Mit der Ueberschreitung des Rovuma gelangen wir in portugiesisches Gebiet und nähern uns dem viel verheissenden Stromgebiet des Zambesi. Gemäss eines Kgl. Dekretes vom 26. Dezember 1878 hat die portugiesische Regierung einem Herrn Païva d'Andrada, portugiesischem Gesandtschafts-Attaché in Paris, auf 20 Jahre eine Konzession ertheilt behufs Ausbeute eines Terrains von 9000 □-Lieues innerhalb der Provinz Mozambique und zu gleichen Theilen am rechten und linken Ufer des Zambesi. Die Konzession erstreckt sich auf die Ausbeutung aller metallischen Lagerstätten, Kohlenlager und Wälder und sichert den Besitz von 100,000 Hektaren Land zum Zwecke der Anlage einer Ackerbau-Kolonie ohne jede Gegenleistung. Herr d'Andrada hat auf Basis dieser Konzession eine »Compagnie générale du Zambèze« gebildet und sich im Juni d. J., begleitet von einem Ingenieur und einem Arzt, nach seinen afrikanischen Besitzungen begeben. Da der Zambesi 600 km weit stromaufwärts schiffbar ist, so ist die Bedeutung dieses Flusses für Handelszwecke nicht zu unterschätzen.

Von dem mittleren, seiner weltbekannten Katarakten wegen unschiffbaren Lauf des Zambesi sind wir neuerdings durch die 7jährigen Reisen Dr. Emil Holubs aus Prag und des portugiesischen Majors Serpa Pinto detaillirter unterrichtet worden. Es war mir vergönnt im vorigen Monat Dr. Holub hier in Hamburg auf seiner Rückreise von Afrika kennen zu lernen und Einsicht von seinen Tagebüchern zu nehmen. Ich muss gestehen, dass unter den vielen Manuskripten

*) Pater Pascal, Chef der Ujiji-Station, ist am 18. August 1879 in Mukonduku am Fieber gestorben.

und Aufzeichnungen Reisender, welche ich zu sehen Gelegenheit hatte, diejenigen Holubs einen ganz hervorragenden Rang einnehmen. Durch das Erscheinen seiner Kulturskizze des Marutse-Mambunda-Reichs, des früheren Makololo am mittleren Zambesi, in der Zeitschrift der Wiener geographischen Gesellschaft 1878, war das Interesse an den Holub'schen Forschungen in geographischen Kreisen bereits rege erhalten; nach dem mir vorgelegenen Original-Material zu urtheilen, dürfen wir demnächst weiteren sehr gediegenen Abhandlungen und Karten vom mittleren Lauf des Zambesi und dem westlichen Matebele-Reich entgegensehen. Holub ist Arzt und reiste aus eigenen Mitteln, d. h. denjenigen, welche er sich zuvor auf den Diamantfeldern von Kimberley erworben; seine ethnographischen und naturwissenschaftlichen Sammlungen sind ganz beträchtlich. Er beabsichtigte ursprünglich den Kontinent von Süden nach Norden zu durchwandern, wurde an seinem Vorhaben durch Krankheit verhindert. Die Hoffnung dies noch zu ermöglichen, hat er aber nicht aufgegeben, sondern er gedenkt zu dem Zwecke binnen Kurzem an der Spitze einer aus 12 Gelehrten zu bildenden internationalen Expedition von Neuem nach Süd-Afrika aufzubrechen. Die Holub'schen Reisen gewinnen dadurch an Interesse, dass sie zum Theil zusammenfallen mit der Expedition des Portugiesen Serpa Pinto und ergänzend und kontrollirend auf diese einwirken.

Serpa Pinto war im November 1877 zusammen mit Brito Capello und Ivens im Auftrage der portugiesischen Regierung von Benguela aufgebrochen. Die ihm gestellte Aufgabe erstreckte sich auf die Erforschung des Quellgebiets des Quanza, Cubango und Zambesi, während Brito Capello und Ivens im Norden und Osten des Quanza gen Kongo Aufnahme machen sollten. Beide Expeditionen langten im März 1878 auf zum Theil bisher unbekannten Wegen in Bihé an, von wo sie sich im Mai auf getrennten Wegen gen Norden und gen Süden weiter begaben. Das von Pinto durchschrittene 1600 m hohe südliche Hochland Benguelas verdient des gesunden Klimas und der günstigen Handels- und Agrikultur-Verhältnisse wegen besondere Beachtung. Nach Pinto ist hier im ganzen tropischen Afrika das günstigste Terrain für kolonisatorische Bestrebungen. Der Cubango, auf unseren Karten bisher als Nebenfluss des Cunene und auf dem Mossamba-Gebirge unter dem Namen Cuito entspringend, hat seine Quelle nach Pinto im Westen von Bihé und nimmt auf dem linken Ufer einen mächtigen Nebenfluss, den Cuito, auf, mit dessen Wassern verstärkt er in den Ngami-See mündet und sich in den Salzpfannen Macaricari verliert. Die Quellen des Cunene liegen ebenfalls westlich von Bihé. Innerhalb der Gabelung des Cuito und Cubango liegen

die Quellen des südlich von Loanda mündenden Quanza. In der Nähe der Quelle des Cuito auf dem Plateau Cangala, 1700 m hoch, entspringen drei andere Flüsse, von denen zwei als Nebenflüsse des Quanza in den Atlantischen, einer als Nebenfluss des Zambesi in den Indischen Ocean fliesst. Östlich vom Cuito entspringt der Cuando (Kwando), den Livingstone und Holub nahe bei seiner Vereinigung mit dem Zambesi unter dem Namen Chobe (Tschobe) kennen gelernt. Letzterer ist ein schöner, breiter, schiffbarer Fluss, der ein weites bewohntes und fruchtbares Land bewässert. In dieser mit Wald bedeckten Gegend, wo noch Ueberfluss an Elephanten, traf Pinto die Mucassequeres, einen nomadisirenden, vollkommen wilden Negerstamm mit gelblich weisser Hautfarbe, die keine Albinos waren. Die Nachricht hiervon hat in Europa einiges Aufsehen gemacht, indessen findet sie in den Beobachtungen anderer Reisende Unterstützung. So berichtet auch Stanley von hellfarbigen Negern, und Gessi erzählt, dass er auf seinen Streifzügen am Bahr el gazal einen weissen Neger mit rothen Haaren, blauen Augen und robuster Gestalt, aus dem Lande der Niam Niam stammend, 40 Jahre alt, dessen Eltern Schwarze sind, angetroffen habe, und auch Miani (1872) will dort weissen Negern begegnet sein.

Das Land zwischen Bihé und Zambesi ist von drei verschiedenen Stämmen bewohnt, den Kimbandes, Luchares und Ambuellas. Ein vierter, die Anibocos, beginnt vom Norden her einzudringen und sein unfruchtbares Land mit dem fruchtbaren zwischen Kubango und Cuango zu vertauschen. Die Bewohner sind gelehrig und für die Civilisation empfänglich; die offenkundige Liebe für Kleidung verspricht nach Serpa Pinto europäischen Manufaktur-Waaren hier ein reiches Absatzgebiet. Jenseits des Cuando erreichte Pinto zuerst den Liambai-Fluss, der in seinem unteren Laufe auf unseren Karten den Namen Zambesi annimmt. Zwischen dem 16. und 18.° S. Br. auf einer Strecke von 220 geogr. Meilen, hat dieser Fluss nicht weniger als 72 Katarakte, unter ihnen die durch Livingstone berühmt gewordenen Victoria-Fälle. Das Land zeigte hier eine reiche Vegetation, aber spärliche Bevölkerung. Der Grund liegt einerseits in der fieberschwangeren Gegend, andererseits in der feindlichen Haltung der Matabeles, welche den Zambesi als ihre natürliche Schutzwehr gegen die im Norden des Zambesi wohnenden Luinas benutzen und jede Ansiedelung eines fremden Stammes daselbst zu verhindern suchen. Vom Zambesi aus vollendete Pinto seinen Marsch über die Macaricari-Salzpfannen, den Limpopo, Pretoria und Natal und war somit der erste europäische Reisende, der auf dieser Route den afrikanischen Kontinent durchschritten und bereits im Juni 1879 wohlbehalten nach

Lissabon zurückkehren konnte. Unter dem Titel: »The King's Rifle« wird binnen Kurzem in London Serpa Pinto's Reisebeschreibung erscheinen, die der vielen astronomischen Beobachtungen halber eine wesentliche Rektifikation der kartographischen Darstellungen jener Gegenden zu bringen verspricht. Der seinem Reisewerke gegebene Titel basirt darauf, dass der König von Portugal ihm seine kostbare Flinte anvertraut hatte, welche von Ocean zu Ocean durch den afrikanischen Kontinent zu führen ihm als Aufgabe gestellt war.

Ich habe meine Wanderung um Afrika an der Zambesi-Mündung unterbrochen, um die Pinto'sche Reise, welche hauptsächlich auf den Zambesi gerichtet, in Zusammenhang mit den Holub'schen Forschungen zu bringen.

Wenn ich nicht wieder zur Ostküste zurückkehre und die Südspitze von Afrika von meiner Betrachtung ausschliesse, so geschieht dies einerseits weil die politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse des britischen Süd-Afrika durch die Annexion der Transvaal-Republik und die Beendigung des Zulu-Krieges so wesentliche Aenderungen erfahren haben, dass sie das Thema eines selbstständigen Vortrages abgeben müssten, andererseits weil bemerkenswerthe geographische Forschungen auf jenem Gebiete neuerdings weder stattgefunden haben, noch geplant werden, es sei denn das Projekt der Engländer Bagot und Beaver, welche im Oktober vom Kap aufgebrochen und auf eigene Kosten eine Reise auf die Dauer von vier Jahren nach der innerafrikanischen Seenregion zu unternehmen beabsichtigen. Indem ich daher meine Betrachtungen an der portugiesischen Küste West-Afrikas wieder aufnehme, freue ich mich Ihnen melden zu können, dass laut Telegramm von Lissabon vom 1. Dezember, publizirt in der Shipping Gazette, die zweite Abtheilung der portugiesischen Expedition unter Brito Capello und Ivens, welche wir in Bihé im März 1878 verlassen und von welcher bisher wenig günstige Kunde nach Europa gekommen war, am 5. Oktober nach St. Paul de Loanda zurückgekehrt ist, dass sie das Gebiet nördlich vom Quanza und westlich und östlich von Quango erforscht und kartirt, dass sie leider der feindlichen Gesinnung der Eingeborenen wegen von der Verfolgung des Quango bis zu seiner Mündung in den Kongo hat abstehen müssen, dass sie Muata Jamwo in seiner Residenz Kabebe aufgesucht — was bisher bekanntlich nur unserm Landsmann Dr. Pogge gelungen — dass sie aber dort wegen Verbots bei Todesstrafe von weiterem Vordringen gen Osten hat abstehen müssen. Dass auch Brito Capello und Ivens unter den Strapazen der Reise und den klimatischen Einflüssen übel zu leiden

gehabt haben und dass auch ihnen sämmtliche Träger desertirt sind, darf ich nicht unerwähnt lassen.

Mit dieser neusten portugiesischen Reise bin ich in das Arbeitsfeld der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft eingetreten, und da die Zeit drängt, so will ich nur kurz erwähnen, dass der von der Deutschen Afrikan. Gesellschaft nach Angola entsandte Ingenieur O. Schütt nicht so glücklich war von Muata Jamwo Erlaubniss zum Betreten seines Reiches zu erlangen, dass auch ihm der feindlichen Haltung der Eingeborenen wegen versagt war, die Flüsse Quango und Kasaï bis zu ihrer Mündung in den Kongo zu verfolgen, dass er aber 4 neue Nebenflüsse des Kongo entdecken und das Stromgebiet des Quanza, Kuango und Kasaï kartiren konnte. Gelegentlich meiner Anwesenheit in Berlin im Oktober d. J., hatte ich Gelegenheit den kurz vorher nach Europa zurückgekehrten Herrn Schütt kennen zu lernen und seine topographischen Aufnahmen zu sehen. Diese, im Verein und als Ergänzung zu den jüngsten portugiesischen Aufnahmen, werden uns ein ganz neues Bild von Angola bringen.

Vom Quanza aus den Kongo auf einem seiner Nebenflüsse zu erreichen, ist auch das ausgesprochene Reiseziel des, uns durch die deutsche Loango-Expedition bekannten und mit Mitteln des Deutschen Reichs reisenden Majors von Mechow. Nach Schütt's Aeusserungen und nach Dr. Buchner's Briefen ist wenig Hoffnung für das Gelingen der Mechow'schen Bestrebungen, innerhalb des Gebietes zwischen Quanza und Kongo und an letzterem Flusse selbst Stationen zum Zwecke des Handels und der Viehzucht zu errichten, vorhanden; auch soll Herrn v. Mechow das von Hamburg aus mitgenommene, in Oevelgönne auf der Werft des Herrn Holst erbaute, in sechs Theile zerlegbare Boot, vermittelst dessen er manche Schwierigkeiten hinwegräumen zu können geglaubt, gleich anfangs zur Last geworden sein, indem der Transport desselben durch Träger auf koupirtem Terrain ungeahnte Schwierigkeiten bietet. — v. Mechow wird sich wahrscheinlich in Folge dessen dem ebenfalls von der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft auf diesem Wege in das Kongo-Gebiet entsandten Dr. Max Buchner angeschlossen haben, der zur Zeit über Kibondo hinaus gekommen sein dürfte. Buchner's Briefe zeugen von einer seltenen Frische und seine bisherigen Reisen berechtigen zu der Hoffnung eines glänzenden Ausganges seiner Ziele.

Ein Legat von £ 150,000, welches ein in New London (Connecticut) verstorbener Amerikaner, Mr. Asa Otis, dem amerikanischen Board of Commissioners for Foreign Missions vermacht hat, hat letzteren veranlasst auch das Innere Afrikas in das Bereich seiner Thätigkeit

zu ziehen und nach den Vorschlägen seines Sekretairs John O. Means das Bihé-Plateau und den Quanza-Fluss hierfür zuerst in Aussicht zu nehmen.

Ich darf hier nicht unerwähnt lassen, dass der österreichische Oberlieutenant Lux, welcher 1875 an der Homeyer'schen Expedition in Angola Theil genommen und nach Erkrankung Homeyer's allein mit Dr. Pogge von Loanda nach Kibondo vorgedrungen, vor wenigen Tagen seine Reisebeschreibung herausgegeben hat, die mit werthvollen Karten und Plänen versehen ist, und dass in demselben Augenblick, wo ich mich in diese Versammlung begeben wollte, auch die Pogge'sche Reisebeschreibung, betitelt: »Im Reich des Muata Jamwo«, eintraf.

In ein geheimnissvolles Dunkel hüllt sich der Heroe der Afrika-Reisenden, Henry Stanley. Nachdem man ihn Anfang dieses Jahres mit den englischen Eisenbahnprojekten der Manchester-Leute an der Ost-Aequatorial-Küste, in Zanzibar beschäftigt glaubte, erschien er plötzlich Mitte dieses Sommers mit 61 eingeborenen Trägern aus Zanzibar, 14 Weissen, einem Araber und zwei Eingeborenen aus Sierra Leone an der Mündung des Kongo. Gleichzeitig mit ihm traf der Kapitän Loesewitz mit dem belgischen Dampfschiff »Barga« (829 Register-Tons) in Banana an der Mündung des Kongo ein und schiffte daselbst drei kleine zerlegbare Dampfbarkassen, drei flache Boote, Waffen, Provision, Handelsgegenstände, Material zum Häuser- und Hüttenbau, und 40 Seeleute aus. Dem Vernehmen nach steht dies in Zusammenhang mit Stanley's Ankunft daselbst, und die Vermuthung liegt nahe, dass Stanley sich bei seiner Anwesenheit in Brüssel als Gast des Königs der Belgier hat bestimmen lassen, in die Dienste der internationalen afrikanischen Gesellschaft zu treten und von Westen aus der belgischen Expedition unter Cambier entgegen zu gehen.

Reverend Comber von der Baptisten-Mission in London hat im Februar d. J. ebenfalls England verlassen, um mit einem kleinen zerlegbaren Dampfer den Kongo bis zu den Jellala-Fällen hinauf zu fahren, von da zu Lande nach Tungwa, dem grossen Mittelpunkt des Elfenbeinhandels und Hauptstadt des Makuta-Reiches, welches er schon 1878 besucht und 1873 zuerst von Grandy erreicht wurde, zu gehen und wiederum oberhalb des Stanley-Pool den Kongo zu verfolgen.

Nördlich vom Kongo berühren wir flüchtig das Arbeitsfeld der Güssfeld'schen deutschen-afrikanischen Expedition, um anzudeuten, dass das Reisewerk der Herren Güssfeld, Falkenstein und Pechuel-Lösche durch das demnächstige Erscheinen des dritten Bandes seinen Abschluss erreichen wird.

Am Gabun und Ogohue haben wir seit den Lenz'schen, Compiégne'schen, Marthe'schen und de Brazza'schen Reisen (1878) keine wichtigen geographischen Neuigkeiten zu verzeichnen. Als Hauptsitz der Woermann'schen Handelsfaktoreien interessirt uns dies Gebiet aber ganz besonders und deshalb habe ich geglaubt, Ihnen durch Eintragung der de Brazza'schen Resultate auf die Stanley'sche Karte ein klares Bild des Quellgebiets des Ogohoue liefern zu sollen. Durch de Brazza's Entdeckung der Quellen des Ogohue und des in den Kongo mündenden Alima ist die Frage der Bedeutung des Ogohue für die Erschliessung centralafrikanischer Gebiete endgültig und zwar im negativen Sinne entschieden worden. Ueber die Bestrebungen des Hauses Woermann durch Plantagenbau in West-Aequatorial-Afrika die Produktionsfähigkeit des Landes zu heben, sind Sie an dieser Stelle von Herrn Woermann selbst unterrichtet worden; es bleibt mir nur übrig, hinzuzufügen, dass Herr Hermann Soyaux im Dienste des Hauses Woermann zur Zeit in Szibange am Munda, etwas nördlich vom Gabun, im Begriffe ist, ausgedehnte Kaffee-Plantagen anzulegen.

Savorgnan de Brazza ist von der französischen Abtheilung der internationalen afrikanischen Association mit der Errichtung einer wissenschaftlichen und gastlichen Station innerhalb seines Forschungsgebietes am oberen Ogohoue beauftragt worden, und wird sich zusammen mit seinem früheren Reisegefährten Dr. Ballay dieser ehrenvollen und wichtigen Aufgabe demnächst unterziehen.

Zwischen Gabun und dem Niger ist mir nichts von wesentlichen wissenschaftlichen Bestrebungen der Neuzeit bekannt geworden; doch darf hier nicht unerwähnt bleiben, dass die Tagebücher unseres Landsmannes Dr. Reinhold Buchholz, welcher sich während der Jahre 1872—75 am Golf von Guinea, vorwiegend in Cameruns, am Gabun und Ogohoue, auf St. Thomé und Jsola do Principe und Fernando-Po aufgehalten, nach seinem 1876 erfolgten Tode, von Carl Heinersdorff kürzlich in einem werthvollen Bande der Oeffentlichkeit übergeben worden sind.

Eine werthvolle Nachrichten versprechende Reise auf dem Binuë ist im Juli bis September 1879 durch die Herren Ashcroft und Flegel mit dem der Church-Missionary-Society gehörigen Dampfschiffe »Henry Venn« von Lokoja aus unternommen worden. Circa 800 englische Meilen weit aufwärts gelang es die Stadt Garawa unter 9° 28′ 45″ N. Br. und 13° 26′ O. L. v. Gr. zu erreichen und viele volkreiche Städte und reiche, gut angebaute Länderstrecken zu

berühren. Herr Flegel, aus Riga gedürtig, stand vordem mehrere Jahre im Dienste eines Hamburgischen Handelshauses in Lagos.

Ueber die Reisen des Franzosen Semélé auf dem Niger und Binuë habe ich nichts Wissenswerthes in Erfahrung bringen können. Sein früherer Begleiter Adolphe Burdo hingegen scheint nicht unbedeutende Forschungen im Deltagebiet des Niger und an dem unteren Lauf des Binuë gemacht zu haben.

Die französische Presse hat in diesen Tagen die Auffindung der schon 1822 durch Major Laing nach Erkundigungen nahezu richtig gelegten und 1869 durch Windwood Reade bestätigten Quellflüsse des Niger, durch die beiden Franzosen Zweifel und Moustier, Beamte des Marseiller Handelshauses Vermineck, gemeldet. Zwei an die geographische Gesellschaft in Marseille gerichtete Briefe genannter Herren, datirt vom 12. September und 3. Oktober aus dem Koranko Lande, besagen, dass der Niger aus 3 Quellarmen, dem Tamincono, Falico und Timbi, gebildet werde, dass man dieselben gekreuzt und die Quellen besucht habe.

Indem ich kurz über die durch den Ingenieur M. W. Mercer geplanten Eisenbahnen an der Goldküste, über die von Bathurst am Gambia projektirte englische Expedition über Segu nach Timbuktu, und über die kürzlich in St. Louis am Senegal eingetroffene Expedition des Ingenieur Carré, zur Untersuchung des Terrains zwischen dem Senegal und Niger, hinweggehe, schliesse ich meine Wanderung mit dem Hinweis auf Paul Soleillet's Bestrebungen der Herstellung einer Wasserstrasse zwischen dem Senegal und dem Niger und eines Schienenweges zur Verbindung des Senegals mit Algerien im Anschluss an die geplante transsaharische Eisenbahn. Nachdem Soleillet Ende 1878 und Anfang 1879 seine Reise von Dakar nach Segu glücklich vollendet, steht er im Begriffe abermals zu weiteren Voruntersuchungen nach dem Niger aufzubrechen. In der August-Sitzung der Pariser geographischen Gesellschaft erklärte Soleillet, dass der Bau einer Eisenbahn von Dakar nach St. Louis sofort beginnen könne, dass die Vorstudien für die Schiffbarmachung (zu jeder Jahreszeit) des Senegal auf der Strecke St. Louis—Bafoulabé beendet, und dass er zu den Vorarbeiten für einen Kanal zur Verbindung des Senegals mit dem Niger zwischen Bafoulabé und Bamaku schreite, dessen Herstellungskosten auf 25,000,000 Frcs. berechnet seien.

Neuere indirekte Nachrichten lassen Soleillet beabsichtigen von St. Louis über Tischit, Walata und Arauan, Timbuktu zu erstreben und unter vorläufiger Hintenansetzung der oben erwähnten Pläne von da gen Norden auf die Oase Tidikelt zu steuern.

Das Gebiet der Elephanten und der Elfenbein-Reichthum Indiens und Afrikas.

Vortrag, gehalten in der Geographischen Gesellschaft zu Hamburg am 8. Januar 1880,

von

W. Westendarp.

Wenn ich es übernommen habe, in dieser Versammlung einige Mittheilungen über das Vorkommen der Elephanten in Indien und Afrika und über die Verbreitung des Elfenbeins im Welthandel zu machen, so geschah es in der Hoffnung, einige weniger bekannte Beobachtungen und Erfahrungen hier zur Sprache bringen zu können, welche ich seit einer längeren Reihe von Jahren während meiner täglichen Beschäftigung im Elfenbeinhandel und auf meinen grösseren Reisen zum Zwecke desselben gesammelt habe. Ich glaube, dass meine Mittheilungen an dieser Stelle um deswillen einige Berechtigung haben werden, weil das Elfenbein mehr denn irgend ein anderer Handelsartikel zu einer beschleunigten Aufschliessung Central-Afrikas beigetragen hat.

Bevor ich Sie in das Gebiet der jetzt lebenden Elephanten führe, möchte ich mir gestatten, Einiges über die Vorahnen (um mit Darwin zu sprechen) des jetzt noch lebenden grössten Festland-Thieres, über das Mammuth (elephas primigenius), vorauszuschicken. Das Mammuth der Diluvialzeit, wenn gleich seit vielen Tausenden von Jahren lebend von der Erde verschwunden, findet sich, wie Ihnen bekannt, vielfach in vollkommen erhaltenen Skeletten, oder selbst in wohl konservirten ganzen Kadavern, meist im ewigen Eise Sibiriens begraben. Ausserdem haben die verschiedenen Nordpol-Expeditionen auf das Vorhandensein grosser Massen von Mammuth-Elfenbein (Zähne) im hohen Norden aufmerksam gemacht und es als einen, vielleicht den einzigen, lohnenden Handelsartikel jener fernen Länder bezeichnet. Unserem Geschäfte sind im Laufe der Jahre mehrfach recht bedeutende Parthieen solcher Mammuth-Zähne aus Sibirien angestellt worden, und veranlasste mich dies schon vor 15 Jahren, eine Reise nach einem kleinen Platze in der Nähe Nishnii's, nordöstlich von Moskau, wo zur Zeit besonders grosse Parthieen derselben aus Sibirien zusammengebracht sein sollten, zu unternehmen und die feil gebotene Waare zu inspiciren. Nach einer genauen Sortirung der Zähne ergab die-

selbe circa 14 % gute, 17 % noch brauchbare, 54 % schlechte und 15 % ganz schlechte Zähne, somit nur ca. 30 % gutes und brauchbares, dagegen ca. 70 % fast werthlos zu nennendes Elfenbein, das jedenfalls nicht die bedeutenden Transportkosten aufbringen konnte. Da wir schon mehrfach Mammuth-Elfenbein vorher verarbeitet hatten, so war eine ziemlich genaue Valuation überhaupt möglich und berechnete sich der Durchschnittswerth dieser Parthie seiner Zeit auf ca. ℳ. 3.60 pr. kg, ein Preis, der ähnlich dem Werthe der Wallrosszähne, schwerlich die Ausrüstung eines Mammuth-Fahrers allein hätte rechtfertigen können, zumal gute Elephantenzähne s. Zt. den 5—6 fachen Werth repräsentirten. Der Eigner dieser Mammuthzähne, ein alter reicher Russe, erzählte mir, dass dieselben grösstentheils vom Flussgebiet der Lena stammten, dass die besten davon aus ewigem Eis, viele aus dem Steingeröll nahe der Küste, die meisten aber haufenweise aufgegraben, oder aus Höhlen an's Tageslicht gefördert worden seien. Leider konnte ich nichts Genaueres über Beschaffenheit und Lage der Zähne innerhalb dieser Höhlenfunde erfahren, die sehr geeignet gewesen wären uns darüber Gewissheit zu verschaffen, ob Menschenhände beim Zusammenhäufen thätig waren oder nicht; der russische Eigner glaubte behaupten zu sollen, dass nur Zähne (keine sonstigen Knochenreste) und Hirschgeweihe zusammengelegen, und damit die Annahme berechtigt erscheine, dass dieselben von Menschen zusammen getragen worden seien. *)

Da der Nishnii-Kaufmann zu hohe Ideen vom Werthe seiner Mammuth-Zähne hatte, so konnten wir nicht Handels einig werden; er betonte mehrfach, dass mein höchstes Gebot kaum den von seinen Leuten auf dem langen Transporte konsumirten Branntwein decken würde und dass seiner Ansicht nach Elfenbein Elfenbein sei, welches erst dann besonders werthvoll werde, wenn es so selten wie alter Wein und Cigarren geworden sei.

*) Von sogenannten Elfenbein-Nestern in Afrika, die ihre Entstehung der Furcht vor Beraubung seitens des Feindes verdanken, habe ich mehrfach in Aegypten erzählen hören; auch Schweinfurth erwähnt, dass derartige vergrabene Parthieen Elephantenzähne oft erst nach vielen Jahren durch Zufall an's Tageslicht gefördert werden, weil die Eigenthümer seiner Zeit im Kampfe um ihr Eigenthum den Tod gefunden. Ich habe mehrfach Gelegenheit gehabt solche Elephantenzähne, welche meist über Aegypten auf den Markt gebracht wurden, zu valuiren und dabei konstatirt, dass sämmtliche zu einer derartigen Parthie gehörigen Zähne ganz gleichmässige Spuren der Verwitterung trugen und dass sie somit wahrscheinlich alle zu gleicher Zeit vergraben wurden. Hätten sie frei gelegen, so würden die kleinen Zähne mehr als die grossen, und sämmtliche Zähne auf der einen Seite mehr als auf der anderen durch Verwitterung gelitten haben.

Das äussere Ansehen dieser Mammuth-Zähne täuscht häufig sehr, da die harte Aussenrinde respektive Glasur gewöhnlich viel rissfreier ist, als das Innere, und der thierische Leim des inneren Zahns durch das hohe Alter so sehr ausgetrocknet wird, dass, dem runden dütenähnlichen Wuchs entsprechend, Rundrisse entstehen, die von Aussen nicht erkennbar, aber für die Verwendung viel ungünstiger sind, als die grösseren äusseren längs des Zahnes laufenden sogenannten Spaltrisse.

Bis auf den heutigen Tag sind unserem Geschäfte noch mehrfach Parthieen von Mammuth-Zähnen zum Kauf angestellt, und wenn es irgend möglich war, auch genau besichtigt worden. In den für alle Geschäfte so besonders günstigen Jahren 1872 und 73 wurde sogar von unternehmenden Russen, die ganz besonders grosse Parthieen solcher Zähne nach England in die Ivory-Dock-Häuser geliefert und auch den regelmässig vier Mal jährlich stattfindenden Elfenbein-Auktionen einverleibt hatten, in Mammuth spekulirt. Bei dieser Veranlassung bot sich mir die seltene Gelegenheit, eine in der That grossartige Sammlung vorsündfluthlichen Elfenbeins in höchst bequemer Weise genau zu besichtigen. Die 1872 zur Auktion gebrachten Parthieen, welche nebenbei bemerkt einen ähnlich grossen Raum einnahmen wie das Innere unserer Börse, wurden, da alle Artikel der Zeit hoch im Preise standen und Elfenbein nicht reichlich am Markt war, meist recht hoch an Neulinge, die dies Material nicht kannten und sich durch das äussere Ansehen täuschen liessen, verkauft. Später wollte sich jedoch kein Käufer, besonders für die geringe Waare, mehr finden, auf welcher allein mehr Dock-Unkosten in London lasteten, als sie einbringen konnte. Diese Mammuth-Parthieen umfassten allein im Jahre 1872 nach Londoner Berichten 1630 Zähne = ca. 21,050 kg und noch im Jahre 1873 1140 Zähne = ca. 17,750 kg. Es waren meist grosse Zähne von 60—75 kg Gewicht; nur zwei Zähne habe ich darunter gesehen, die über 100 kg pr. Stück wogen, weshalb ich annehmen möchte, dass obgleich das Mammuth von Körperbau fast um ein Drittel grösser als unser jetziger Elephant, seine Zähne doch nicht ausser Verhältniss gewesen sind, wenngleich anzunehmen sein dürfte, dass sie sich ungestörter haben entwickeln können, als dies denjenigen unserer so sehr nach dem Leben getrachteten afrikanischen Elephanten vergönnt ist.

Die jetzt lebenden Elephanten sind auf Afrika und Asien beschränkt. Der asiatische Elephant (elephas indicus) ist ohne Zweifel in sehr alter Zeit eben so zahlreich gewesen, wie der afrikanische Elephant

(elephas africanus); wilde Elephanten indessen, wie Afrika sie noch zu vielen Hunderttausenden birgt, sind in Asien wohl kaum zum hundertsten Theil mehr vorhanden. Als jetziges Gebiet des indischen Elephanten lässt sich hauptsächlich bezeichnen: der Nordwesten Vorder-Indiens, Bengalen, Assam, Birma, Siam, das südliche Annam, die Halbinsel Malaka und die Insel Sumatra. Der Elephant Indiens ist meist zu einem zahmen Haus- und Luxusthiere geworden und unterscheidet sich hierdurch besonders von seinen Verwandten in Afrika, deren Körperbau nur in wenigen Theilen von ihm abweicht. Die Zähne des indischen Elephanten, obgleich sie auch je nach den Fundorten (Bengalen, Siam, Ceylon) unter sich variiren, sind im Allgemeinen gewundener als die des afrikanischen Elephanten und ähneln mehr denjenigen des Mammuths. In Bengalen, im südlichen Indien und auf der Insel Ceylon waren die Elephanten nach zuverlässigen Berichten früher so zahlreich, dass sie, um die Pflanzungen der Eingeborenen vor ihnen zu schützen, zu Hunderten vergiftet wurden. Heute finden sich im südlichen Indien fast gar keine Elephanten mehr, und auf Ceylon kommt unter hundert kaum noch ein »Tusker«, d. h. ein wirklich alt gewordener, männlicher Elephant, der seiner werthvollen Zähne halber und nicht eines frühen unnatürlichen Todes gestorben, vor. Die jährliche Ausbeute Indiens an Elfenbein ist daher jetzt eine sehr geringe geworden und belief sich in den Jahren 1875—77 auf nur 4—7000 kg per Jahr, die zumeist von den vier Küstenplätzen Hinterindiens Rangun, Chittagong, Akyab und Maulmain, sehr wenig nur noch von Madras und Ceylon, nach Calcutta gebracht und von dort grösstentheils wieder nach Bombay und China verschifft wurden. Nichtsdestoweniger ist der Elfenbein-Konsum Indiens nach wie vor ein sehr beträchtlicher; derselbe rekrutirt sich hauptsächlich von der Ostküste Afrikas, wo der regelmässige Handel fast ausschliesslich in den Händen solcher Indier, Banias und Batians*) ruht, welche daheim ebenfalls in Elfenbein Geschäfte machen. Nur mit vereinten Kräften ist es heute noch möglich, den Bedarf Indiens an elfenbeinernen Schmuckgegenständen zu decken; denn wenn auch in Europa bereits im Alterthum Elfenbein zur Herstellung grosser Kunstwerke benutzt wurde und im Mittelalter Künstler ersten Ranges Elfenbein zur Anfertigung von Heiligenbildern und Kirchenschmucksachen jeglicher Art gebrauchten, so hat doch von je her kein Land der Welt mehr Elfenbein verarbeitet, als Indien, wovon die Paläste des alten Delhi Zeugniss abgelegt haben. Der Elephant war und ist dort noch heute bei einem

*) Indische Kaufmanns-Kasten der Hindus.

grossen Theil der Bevölkerung, weil mit der Vor-Existenz Buddhas verknüpft, ein Gegenstand der Verehrung, und wenn es irgendwie die Mittel der Banias und Batians erlauben, so machen sie Geschenke aus Elfenbein. Ganz besonders zeigt sich diese Vorliebe für Elfenbein bei Hochzeitsgeschenken, indem der Braut Armringe aus Elfenbein verehrt werden. Je reicher der Bräutigam respektive dessen Eltern, um so breiter werden die Ringe gewählt und eventuell um so dicker noch mit Gold belegt.

Auf einer grösseren Reise, die ich im Nordwesten Indiens ausgeführt um genaue Anhaltspunkte über den dortigen Elfenbeinkonsum zu gewinnen, hatte ich Gelegenheit, einige Hochzeitsfeierlichkeiten mitzumachen. Durch meinen Parsi-Dolmetscher als Ehrengast bei einer solchen eingeführt, wurde ich beim Empfang mit Rosenwasser derartig besprengt, dass es mehr einer Douche glich; darauf erhielt ich als Europäer einen besonderen Platz im Hauptraum, der wie eine Ausstellungsbude mit verschieden farbigem Zeug, Glas, Papier, und Hunderten von Lampen, nach Ansicht der Hindus feenhaft ausgeschmückt war. Die Unterhaltung konnte nur durch Zunicken geführt werden, wenn nicht eine der bekannten indischen Tänzerinnen und drei schlechte Musikanten, welche nur eine Art Takt spielten, meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Damen liessen sich selbstverständlich wie überall bei den höheren Kasten üblich nicht sehen, mit Ausnahme der Hauptperson an diesem Abend, der siebenjährigen Braut, die, nachdem wir mit einer Unzahl von Süssigkeiten traktirt waren, auch herumgereicht wurde, um ihren kostbaren Anzug zu zeigen. Der Bräutigam, ein ca. elfjähriger Knabe, im hemdartigen weissen Kittel, blieb vollständig Nebenperson.

Leider gestattet meine heutige Aufgabe nicht etwas näher auf meine interessanten indischen Reisen und auf die von mir besuchten Theile dieses Wunderlandes der menschlichen Kulturgeschichte einzugehen; ich muss mich daher auf einige Mittheilungen beschränken, die mit meinen an Ort und Stelle gesammelten geschäftlichen Erfahrungen zusammenhängen. Diese gipfeln nun darin, dass es recht schwer hält von Hindus irgend welche geschäftliche Auskunft zu erhalten und besonders dann, wenn sich eine beabsichtigte Konkurrenz auch nur ahnen lässt. Die Indier, besonders diejenigen der nördlichen Provinzen, sind so schlaue, überlegt ruhige, spekulative, auch zusammenhaltende und handelnde Geschäftsleute, wie kaum irgend ein anderes Volk auf der weiten Welt. Es erfordert mehr als die gewöhnliche europäische Geduld und Dreistigkeit, um, bildlich gesprochen, in ihrer chinesischen Geschäftsmauer Bresche zu schiessen.

Man darf sich daher nicht wundern, dass sich hier so wenig Verkehr, besonders direkt mit Deutschland, entwickeln konnte, obgleich das reiche Land so vielfache Gelegenheit bietet, und der Deutsche sich sonst doch fast überall unter englischem Schutze recht wohl befindet.

Es war mir sehr viel daran gelegen zuverlässige Auskunft über Form und Maass der vorerwähnten Arm-Ringe zu erhalten; meine hierauf abzielenden Anfragen bei europäischen Kaufleuten in Bombay blieben resultatlos; die von mir befragten Parsi-Makler wussten etwas mehr, sagten aber nur wenig, und die Drechsler der Hauptplätze im Innern — die freilich ihr Handwerk nur sehr primitiv betreiben, nicht einmal mit einer Drehbank, sondern noch ähnlich wie ich es bei chinesischen Arbeitern in Westindien und halbcivilisirten Indianern im Westen Nord-Amerikas gesehen, arbeiten, nämlich mit einer Spindel die durch einen Bogen hin und her gedreht wird, wobei man den Drehstahl mit den Füssen hält — versicherten übereinstimmend, dass fertige Ringe für Europäer nicht zu sehen seien, da sie nur auf Bestellung angefertigt und dann immer sogleich vom Besteller, der bis zu ihrer Fertigstellung warte, mitgenommen würden. Um zum Ziele zu gelangen blieb mir daher nichts weiter übrig als eine günstige Gelegenheit aufzusuchen, um direkt an den Armen einer Bania-Frau die gewünschten Informationen zu erhalten. Da mir nun bekannt war, dass diese Frauen nur früh Morgens ausgehen um am Brunnen den täglichen Bedarf an Trinkwasser in hübschen kupfernen Gefässen persönlich einzuholen, so benutzte ich diese einzige Gelegenheit und erschien eines Tages, nachdem ich mich zuvor hinter einer kleinen Baumgruppe in der Nähe eines solchen Brunnens versteckt, plötzlich mitten unter ihnen. Der hierdurch veranlasste Schrecken war gross und hatte zur Folge, dass die Frauen sich sämmtlich auf die Erde warfen und mit ihren Tüchern bedeckten. Hier fand sich Gelegenheit unter möglichster Schonung einige Arme hervorzuziehen und den Zollstock zu gebrauchen; doch hielt ich es für gerathen nach diesem Auftritt sofort weiter zu reisen, zumal ich schon durch Schiessen einiger Pfaue, die wir zur Nahrung bedurften, Missfallen erregt hatte.

Ausser Armringen werden ähnliche Ringe (hauptsächlich im nördlichen Gudscharat) auch als Beinschmuck getragen. Da zu diesen verschiedenen Ringen viel Rohmaterial gehört, und nur gewisse Theile nicht zu grosser und nicht zu kleiner Zähne vortheilhaft dazu verwandt werden können, die Elephanten Indiens aber schon lange nicht mehr zahlreich genug sind, um den Bedarf zu decken, so haben sich unternehmende Bania-Händler, welche ehemals in Indien Handels-Karawanen von mehr als 500 Elephanten gehalten, nach der Ost-

küste Afrikas gewandt und dort seit langer Zeit fast alles zur Küste kommende Elfenbein nach Indien geschafft. Begünstigt von dem regelmässigen Nordost- und Südwest-Monsun kann dies verhältnissmässig leicht in kleineren, fast offenen Booten geschehen, die ohne das Segel umzulegen zur gewissen Jahreszeit mit grösster Sicherheit und Regelmässigkeit die Tour hin und einige Monate später wieder zurück machten. Wenn noch heute selbst in England von guten Elfenbeinkennern behauptet wird, dass alle diejenigen, meist grossen, von Bombay kommenden Elephantenzähne, welche Zeichen mit indischer Schrift tragen, auch wirklich indischen Ursprungs sind, so muss ich dem auf's Entschiedenste widersprechen. Durch genaue Vergleichung von Wuchs und Qualität mehrerer Parthieen Mozambique-Zähne, welche z. B. in den Jahren der Bombay-Krisis direkt nach Portugal, nicht nach Indien gingen, und von mir in Lissabon seiner Zeit besichtigt wurden, habe ich mir die Ueberzeugung gebildet, dass der grösste Theil der von Bombay in England gelandeten Zähne von der Mozambique-Küste stammen. Auch von der Zanzibar-Küste gehen sogenannte geschmuggelte Zähne, welche nicht den Zanzibar-Zollstempel tragen, nach Indien hinüber und zwar meist nach Mandavee (22° 49′ Nr. B., 69° 20′ O. L. von Gr.) und der portugiesischen Insel Diu (20° 43′ N. Br. u. 71° O. L. v. Gr.).

Nach meiner recht mühsamen in Indien angestellten Berechnung — mühsam, weil dort genaue Importlisten nicht vorhanden — beträgt der jährliche Elfenbein-Konsum zwischen 90—110,000 kg pr. Jahr, wozu aber in früheren Jahren wenigstens das zwei- bis dreifache Quantum angebracht werden musste, um eine entsprechende Quantität passenden Ringmaterials zu erhalten. — Einzelne indische Fürsten haben, wie bekannt, in alter Zeit aus Verehrung und Prachtliebe grossen Luxus mit Elfenbein getrieben; so waren z. B. im alten Delhi zur Glanzperiode mehrere Paläste ganz mit massiven Elfenbein-Möbeln eingerichtet, deren Bruchstücke unter englischer Regierung wieder aufgefunden, heute von dem fabelhaften Reichthum jener Zeit Zeugniss ablegen. Im Kensington-Museum in London finden wir ähnliche wohl erhaltene Möbel, allerdings viel neueren Datums, aufbewahrt. — Der sonstige Verbrauch an Elfenbein in Asien ist verhältnissmässig sehr gering, da keiner der drei europäischen Hauptartikel, Kämme, Messerhefte und Billardbälle, dort fabricirt noch in nennenswerther Weise gebraucht werden.

China importirte in den Jahren 1874—77 durchschnittlich circa 27,000 kg, die zum grossen Theil wieder als geschnitzte Elfenbein-Waare im Werthe von 2—300,000 ℳ. pr. Jahr exportirt wurden.

China selbst konsumirt nur wenig, meist nur für Essstäbe und sonstige kleine Gegenstände.

Wenn wir jetzt den so zu sagen klassischen Boden der Elephanten verlassen und auf das grosse Feld der wilden Elephanten, auf Afrika, übergehen, so finden wir hier fast das ganze centrale Gebiet, soweit es wasserreich und fruchtbar, von der südlichen Grenze der Sahara bis zum Kaplande, von diesen Thieren belebt, und zwar in so grosser Anzahl, dass vorläufig noch keine Besorgniss der gänzlichen Ausrottung nöthig ist. Allerdings lässt sich mit einiger Sicherheit vorhersagen, dass in nicht allzu ferner Zeit auch hier die jährliche Elfenbein-Ausbeute, welche im grossen Ganzen bis jetzt noch immer gestiegen, bedeutend abnehmen wird, und kann dies bereits bei einigen Ländern, z. B. Aegypten, durch Zahlen nachgewiesen werden. Aegypten, das schon in alter Zeit Europa vermittelst seiner natürlichen Verkehrsader, dem Nil, mit Elfenbein versorgte, lieferte dem europäischen Markte während der 10 Jahre 1857—1866 durchschnittlich pr. Jahr 148,000 kg Elfenbein, dagegen in den Jahren 1867—1876 nur noch 133,000 kg. Alle Reisebeschreibungen, besonders die so vorzügliche Schweinfurth's, geben genügenden Aufschluss hierüber. Jetzt, wo Elfenbein in diesem Lande Regierungsmonopol geworden und in einer Weise verhandelt wird, welche dem von dieser Stelle aus schon mehrfach besprochenen an der Westküste herrschenden Trust-System für diesen Artikel en gros gleichkommt, kann es nur um so schneller damit bergab gehen. Die ägyptische Regierung, augenblicklich Gordon Pascha, offerirt zur Zeit 300 Cantar, circa 13,000 kg Zähne, die in Chartum ankommen sollen, mit der Bedingung sofortiger kontanter und Drei-Viertel Voraus-Bezahlung! Wann und wie dies Quantum geliefert wird, bleibt sehr fraglich, und die Sicherheit des Käufers besteht fast einzig und allein in einem papiernen Verkaufs-Kontrakt der ägyptischen Regierung und in den dortigen Rechts-Verhältnissen. — Afrika hat in den 20 Jahren von 1857—1876 durchschnittlich ca. 614,000 kg pr. Jahr an Elfenbein nach Europa geliefert; davon ergaben die ersten 10 Jahre 1857—66 einen Durchschnitt von 588,000 kg, die letzten 1867 - 76 einen Durchschnitt von 640,000 kg. Hierin nicht einbegriffen ist das oben schon besprochene bedeutende Quantum, welches Indien empfängt, und durchschnittlich ca. 60,000 kg, welche direkt nach Amerika exportirt werden. Der Total-Export ergiebt somit im Durchschnitt ein Quantum von ca. 774,000 kg per Jahr im Werthe von 12—15,000,000 Mark.

Der Total-Export zeigt wie bereits erwähnt bisher keine Abnahme, sondern selbst in den letzten Jahren noch eine mässige Zunahme;

dagegen liefert die am längsten ausgebeutete Ostküste für sich allein betrachtet, nicht mehr das volle Quantum früherer Jahre, wohingegen sich die erst in jüngster Zeit besser aufgeschlossene Westküste in der gleichen Zeit im Quantum gerade verdoppelt hat und dies noch zu wachsen scheint. Dieselbe lieferte allein nach England 1857—66 ca. 84,000 kg, 1867—76 ca. 167,000 kg durchschnittlich per Jahr. Nach einer ähnlichen Berechnung wie sie uns Herr Woermann im Mai v. J. in seinem Vortrag über Kulturbestrebungen in West-Afrika gegeben, beträgt die Zahl der jährlich erlegten Elephanten nach meiner Schätzung ca. 51,000, wahrscheinlich aber mehr, denn wenn auch jeder grossen Parthie Zähne eine Anzahl alt gefundener mitangehören, so wird dafür in Gegenrechnung gestellt werden müssen, dass ein nicht unbedeutender Theil Elfenbein schon im Innern Afrikas selbst zu allerlei Geräthen (Kornstampfer, Griffe, Signalhörner) und Schmuckgegenständen (Ringe ähnlich wie in Indien) verbraucht wird.

Ich würde die mir gewährte Spanne Zeit überschreiten, wollte ich Ihnen eine genaue Statistik des Elfenbein-Exportes aller afrikanischen Küstenplätze geben und daran anknüpfend auf die Verschiedenheit der Zähne der einzelnen Exporthäfen aufmerksam machen, gestatten Sie mir aber Ihnen anstatt dessen einige Beobachtungen von allgemeinerem Interesse mitzutheilen.

Es ist möglich nach der äusseren und inneren Beschaffenheit der Elephantenzähne Schlüsse auf Nahrung, Bodenbeschaffenheit und Klima zu ziehen, ohne das Land in welchem der Zahn gewachsen, selbst je gesehen zu haben.

Die Elephantenzähne Afrikas sind leicht zu unterscheiden als solche, welche von der Ostküste und als solche, welche von der Westküste kommen. Wenngleich es einige Mittelsorten giebt, so gilt doch als Regel, dass alle Zähne der Westküste schlanker gewachsen und immer von harter, d. h. transparenter Qualität sind, während diejenigen der Ostküste mehr gewunden, von weicher, weisser, undurchsichtiger Qualität ausfallen.

Ein guter Elfenbeinkenner kann nach Besichtigung wohl erhaltener Zähne den Breiten- und Längengrad nördlich oder südlich vom Aequator, der West- oder Ostküste, annähernd bestimmen, unter welchem die betreffenden Elephanten gelebt, respektive deren Zähne zur Küste gekommen sind.

Es gilt als Regel, dass die grössten und schwersten Zähne, i. e. solche, welche ein Gewicht von 50 kg erreichen, wie dies besonders häufig an der Ostküste vorkommt, nördlich vom Aequator gefunden

werden, während besonders südwestlich vom Aequator schon ein Zahn von 30 kg für schwer gilt.

Es sollen Zähne von 150 kg Gewicht vorkommen; *) unter den von mir im Laufe der letzten 16 Jahre besichtigten circa eine Million umfassenden Zähne indessen, habe ich keinen gefunden, der über 100 kg wog. Unser Geschäft importirte im Jahre 1873 den schwersten Zahn; derselbe, ein Prachtexemplar, wog 94 kg und wurde von Sr. Maj. dem König von Bayern angekauft, um als Hauptstück eines Kronleuchters verwandt zu werden. Letzterer, wie aus der vorliegenden Photographie ersichtlich, ein Kunstwerk ersten Ranges, das alle ähnlichen selbst der altindischen Zeit übertreffen dürfte, ist vor Kurzem vollendet worden und soll 100,000 Mark gekostet haben.

Ebenso wie über die Grösse der Elephanten, so finden wir auch über die Grösse der Elephanten-Zähne, selbst in Fachschriften, meist falsche Angaben; so wird beispielsweise bei einer Besprechung der Elfenbein-Antiquitäten des britischen Museums gesagt, dass Elephantenzähne in alter Zeit viel grösser gewesen sein müssten, da Platten von 16 inches Länge bei 5½ inches Breite, die zur Ausführung einzelner Arbeiten damals gedient, heute nicht mehr vorkämen. Diese Behauptung ist unrichtig, denn derartige Platten sind durchaus nichts Ungewöhnliches und werden alljährlich von uns geliefert. Der eben besprochene 94 kg wiegende Zahn hätte Platten von 8 inches Breite und 30 inches Länge liefern können. — Nach den von mir angestellten zahlreichen Elfenbein-Qualitäts-Vergleichungen, glaube ich zu dem Schluss berechtigt zu sein, dass das Gebiet zwischen Niger und Dar For und von da in südlicher Richtung östlich der Wasserscheide des Nils und Kongos, bis zu den Quellen des Zambesi hinab, im Allgemeinen ein durchschnittlich höher gelegenes, älteres, steinigeres, nicht so dicht bewaldetes Terrain bildet, als das Gebiet westlich davon bis zur Küste; denn es zeigen sämmtliche Zähne, welche von der Ostküste kommen, eine anscheinend ausgetrocknetere, weniger üppige innere Qualität, als diejenigen, welche von der Westküste, beispielsweise von Gabun, exportirt werden, denen die sogenannte transparente, durchschimmernde Qualität nachgerühmt werden muss. Meldet uns ja doch auch Stanley aus dem Kongo Gebiet, dass die Elephanten in einer so dichten und üppigen Bewaldung leben, dass fast kein Sonnenstrahl das Laubdach

*) Offiziere der Niger-Expedition 1837 berichten, dass ihnen von einem Negerkönig zwei Zähne von 2½ Fuss Umfang an der Höhlung bei 8 Fuss Länge gezeigt worden seien, von welchen jeder über 150 kg gewogen, und Broderip erzählt in seinen Zoological Recreations, London 1873, Seite 255, dass ein Zahn von 150 kg in Amsterdam verkauft worden sei.

durchdringen kann! Dass die Existenz des Elephanten an wasserreiche Gegenden gebunden ist, setze ich als bekannt voraus, im Uebrigen kommt der Elephant aber ebenso zahlreich in hoch gelegenem Terrain vor wie in Niederungen.

Auffallend war es mir, dass in letzter Zeit, zuerst vor etwa neun Jahren, einzelne Parthieen Elfenbein vom Niger aus nach London an den Markt gebracht wurden, welche unverkennbare Aehnlichkeit hatten mit den über Aegypten exportirten altbekannten Tripolis- und Dar For-Zähnen; ein Unterschied bestand nur darin, dass erstere von vollständig gesunder Beschaffenheit und deshalb um circa 30 Procent werthvoller waren, als letztere, welche, wie alle aus Tripolis und Aegypten kommenden Zähne, vollständig gerissen waren. Ich erkläre mir die Sache so, dass die Händler der Westküste nunmehr mit denen der Ostküste zusammengestossen sind und ihr Elfenbein auf fast demselben Gebiet wie diese sammeln, der Transport desselben bis zum Hafenplatz an der Westküste dagegen weit rascher und besser zu bewerkstelligen ist, als dies über Tripolis und Aegypten geschehen kann, die Zähne demgemäss viel gesünder nach der Westküste gelangen müssen, als wenn sie nach langem Wüstentransport total ausgetrocknet die Nordküste Afrikas erreichen. *)

Ausser diesem Beispiel ist mir nördlich von 12° S. Br. kein Fall vorgekommen, dass zwischen den an der Westküste und den an der Ostküste Afrikas angebrachten Zähnen auch nur eine Aehnlichkeit hätte konstatirt werden können. Hieraus schliesse ich dass zwischen den beiden Küsten-Handelsgebieten noch ein recht grosses bisher gänzlich vom Handel unberührt gebliebenes centrales Gebiet liegen muss. Südlich von 12° S. Br. zeigt sich Aehnliches wie im Norden am Niger, nämlich dass von Quilimane an der Ostküste gleiche Zähne wie von Benguela an der Westküste verschifft werden.

Es ist ferner konstatirt, dass das von den holländischen Faktoreien am Kongo eingehandelte Elfenbein wesentlich besser erhalten ist, als dasjenige, welches über Aegypten oder von der Ostküste zu uns gelangt. Ersteres ist fast frei von Schäden und zumal von alten, der Qualität grossen Abbruch thuenden, wieder verwachsenenen Schuss-Wunden, während ägyptisches Elfenbein vielfach Brandschäden, dasjenige der Ostküste oft starke innerliche Beschädigungen zeigt, nicht

*) Ein Liverpooler Kapitän, der viele Reisen den Niger hinauf gemacht hatte, erzählte mir kürzlich, dass es sich nicht mehr lohne, Dampfer regelmässig den Fluss hinauf zu schicken, da man jetzt schon viele Hundert Meilen vordringen müsse, um genügende Tauschwaare zu finden, dass seine Kompagnie in Folge dessen den Handel aufsugeben gezwungen sei.

selten sogar auf hohes Alter hinweisende eiserne Kugeln mitten im Zahn eingewachsen gefunden werden. *)

Die von der Westküste kommenden Parthieen Elfenbein zeigen im Uebrigen eine solche fast regelmässig zu nennende Zusammensetzung aller Zahngrössen, im frischen, leicht und stark verwitterten Zustande, dass daraus auf das jungfräulich zu nennende Sammelgebiet geschlossen werden kann; denn sobald Händler mehrfach gleiche Gegenden durchstreift, fangen die stärker verwitterten, also alt gefundenen Zähne, die jedenfalls Hunderte von Jahren der Verwitterung widerstehen können, an, zu fehlen und es treten meist kleinere, frische durch Schusswaffen beschädigte, in der Sortirung ungleicher ausfallende Zähne an deren Stelle. Letzteres trifft hauptsächlich bei dem Elfenbein der Kap-Kolonie zu, wo der Vernichtungskrieg gegen die Elephanten in Form des »Sport« am stärksten betrieben wird.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wird das Elfenbein Afrikas insbesondere dasjenige der Westküste, noch für längere Zeit vorhalten, und wenn es auch später nicht in gleichem Maasse wie bisher die Kosten seiner Beschaffung wird decken können, so lässt sich dann wahrscheinlich doch eine seiner grösseren Seltenheit entsprechende Werthsteigerung erwarten, und werden leichtere Transportwege ermöglichen, es im besseren Zustande zur Stelle zu schaffen. Ich möchte jedoch davor warnen, grössere Handels-Unternehmungen in Central-Afrika hauptsächlich auf dem eventuell zu gewinnenden Elfenbein zu basiren, ja selbst es auch nur für längere Zeit in einer Rentabilitätsberechnung derselben aufzunehmen, denn mir scheint dieser Artikel durchaus nicht geeignet, die hierzu nöthige Sicherheit zu gewähren.

Elephantenreiche Terrains, die nie zuvor abgejagt wurden, werden einige Male guten Ertrag liefern; dieser wird aber in Folge der langsamen Vermehrung der Elephanten **) sehr bald aufhören grosse Reiseunkosten bezahlt zu machen.

*) Den Grund der Absonderung einzelner wilder Elephanten von ihren sonst nur in Heerden lebenden gutmüthigen Kameraden, glaube ich in Zahnschmerzen erkennen zu sollen, welche die oft stark verkrüppelten Zähne derselben bereiten.

**) Die Elephanten werfen nur ein Junges, tragen 21 Monate und brauchen circa 30 Jahre zur vollen Entwickelung; sie haben dann nur Jünglingszähne, erreichen freilich ein hohes Alter von circa 150 Jahren — (indische sollen sogar über 200 Jahre alt geworden sein) — wechseln jedoch, nachdem die circa einjährigen Milchzähne abgeworfen, ihre Zähne nicht mehr. Die weiblichen Elephanten haben gleichfalls Stosszähne, dieselben erreichen jedoch niemals eine ähnliche Grösse wie diejenigen der Männchen; das Gewicht derselben beträgt selten über 8 kg, meistens nur 5 kg.

Von grosser Wichtigkeit erscheinen mir aber die neuesten Bestrebungen, auch afrikanische Elephanten zu zähmen und als Lastthiere nutzbar zu machen, und ich sollte meinen, dass die schöne und grosse Aufgabe der Aufschliessung des reichen innerafrikanischen Gebietes nicht besser gefördert werden könnte, als wenn sich die verschiedenen Handelsfaktoreien, wissenschaftlichen und Missionsstationen in erster Linie die Aufgabe stellten, den afrikanischen Elephanten zu zähmen und zu züchten. Dass der Elephas africanus zu zähmen ist, haben schon die alten Römer bewiesen und können wir alle Tage in unserem zoologischen Garten wahrnehmen; man unterlasse aber derartige Versuche durch Neger zu machen, denn diese eignen sich nicht dazu in einer ruhigen, energischen und dennoch freundlichen Weise mit Thieren umzugehen, sondern man versuche es mit Europäern oder Hindus. Ebenso gut wie die uns von Afrika zugehenden Elephantenzähne unter sich Verschiedenheiten zeigen, ebenso gut, so sollte ich denken, wird auch das Temperament der Thiere ein verschiedenes sein und sich, wie dies ja auch in Indien der Fall, nach der Gegend richten, in welcher sie geboren resp. aufgewachsen sind. Sollten daher die ersten Zähmungsversuche fehlschlagen, so wolle man damit nicht den Stab über das ganze Geschlecht des Elephas africanus brechen. Welch' grosser Gewinn würde Afrika aus der Zähmung seiner Elephanten erwachsen! Ein arbeitsfähiger gezähmter Elephant ist reichlich zehn Mal so viel werth, wie durchschnittlich sein Elfenbein nebst Kadaver, wie viel mehr in einem Lande, wo es an Transportmitteln fehlt und das Pferd und der Ochse theilweise gar nicht zu verwenden sind! Ich glaube meinen Vortrag nicht besser schliessen zu können, als mit den Worten unseres Schweinfurth:

»Es wäre ein grosses Glück fur Afrika, falls ein Theil der »Philanthropen Europas, welche nutzlos eine Menge homöopathischer »Mittel für die Beglückung der Neger verschwenden, sich des kläg»lichen Looses erbarmten, welches dem Elephanten zu Theil ge»worden ist.«

»Diese Thiere können dem Menschen nutzbar gemacht werden,« »sagt Burton, »und scheinen mehr Urtheilskraft zu besitzen als viele »Eingeborene Afrikas und andere Zweifüssler, welche seine ungast»lichen Gestade betreten.«

Die Oroya-Eisenbahn in Peru.

Nach brieflichen, vom 10. November 1877 datirten Mittheilungen

Carl Eggert's.

(Hierzu Tafel I.)

Einer derjenigen Tage, welche mir nie aus dem Gedächtniss schwinden werden, ist der, an welchem ich neulich die Oroya-Eisenbahn befuhr. Eine Eisenbahn über die Cordilleren ist schon seit 30 Jahren der Traum Perus gewesen, aber die grossen dazu erforderlichen Kapitalien und die Unmöglichkeit eine solche Bahn rentabel zu machen, waren früher Schwierigkeiten, die unüberwindlich schienen. Einer der vielen Präsidenten, welcher während der letzten 10 Jahre an der Spitze der hiesigen Regierung gestanden, hat inzwischen dieses grosse Werk in die Hand genommen, ohne jede Berechnung und ohne Rücksicht auf die Folgen. Dem Kredit des Landes ist durch dieses unsinnige Unternehmen der letzte Gnadenstoss versetzt worden, aber die Bahn ist zum grössten Theil fertig und wirklich ein Wunderwerk. Der Ingenieur, welcher die Pläne gemacht und die Ausführung überwacht hat, ist ein Pole, Namens Malinowsky. Dieser war so freundlich sich zu erbieten, mir selbst die ganze Linie zu zeigen, und am letzten Sonntage fuhren wir des Morgens früh in einem Extrazuge (der nur aus der Maschine und einem amerikanischen Salonwagen bestand) von Lima ab. Das Flussbett des Rimac (eines Gebirgsstromes, der durch Lima fliesst) bot die einzige Möglickeit, von hier aus die Bahn zu machen, und dieser Fluss wird denn auch bis zu seinem Ursprung verfolgt. Die ersten 63 Kilometer fährt man in einem ziemlich breiten Thal zwischen Zuckerplantagen und bebauten Feldern und obgleich auch hier schon die Steigung beträchtlich ist, so bietet die Bahn bis dahin weder grosse Schönheiten noch grosse Schwierigkeiten dar. Bei San Bartolomeo kommt man aber in das Gebirge, das Gefälle des Flusses wird immer grösser, die Gegend wilder, die Felsenformationen grossartiger und zerklüfteter, und hätte ich es nicht selbst gesehen, so würde ich es für durchaus unmöglich gehalten haben, hier eine Eisenbahn hinaufzuführen. Um die gehörige Höhe zu gewinnen sind natürlich alle möglichen Mittel angewendet worden; bald geht die Bahn in einem Zickzack an der Seite des Berges in die Höhe, bald geht sie in scharfen Kurven um einen hervorspringenden Hügel herum, oder wo das Terrain es gestattet, zieht sie sich in einer langen Schleife hinauf. Wir passirten einige dreissig Tunnel und wenigstens eben so viele Brücken; die Zahl beider wird noch bedeutend vermehrt werden, ehe die Bahn beendet ist.

Die Grossartigkeit der dortigen Natur spottet jeder Beschreibung. Einen der überraschendsten Blicke hat man in dem sogenannten Infiernillo. Man denke sich zwei senkrechte Felswände, zwischen zwei- und dreitausend Fuss hoch, zwischen denen der Rimac in rauschenden Fällen hindurchbraust, dann zweihundert Fuss über dem Flussbett eine eiserne, nur im Skelett gebaute und anscheinend sehr zerbrechliche Brücke, welche zwei in die beiden Felsenmauern gehauene Tunnel verbindet, und man wird sich das Erstaunen, ja ich möchte sagen den Schrecken vorstellen können, der mich erfasste, als ich beim Austritt aus dem Tunnel mich plötzlich auf dieser Brücke befand. Der Zug hielt still, damit wir (es waren noch verschiedene Bekannte mitgekommen) uns von dem ersten Eindruck erholen und das Bild, welches wir vor uns hatten, in uns aufnehmen konnten. Man weiss in solchen Augenblicken wirklich nicht, was man am meisten bewundern soll, die Grossartigkeit der Naturschönheit oder die Kühnheit des menschlichen Gedankens und die menschlichen Kräfte, die erforderlich sind, um solche kolossale Hindernisse zu überwältigen. Für nervöse oder schwindlige Leute ist diese Bahn nicht gebaut. Ich gehöre zwar nicht zu dieser Kategorie, kann aber dennoch nicht leugnen, dass mich zuweilen ein unheimliches Gefühl beschlich, wenn der Zug am Rande eines Abgrundes hinrollte und sich auf den scharfen Kurven (gerade Linien bilden natürlich die seltenen und kurzen Ausnahmen) die Wagen nach aussen lehnten. Die Sorgfalt, mit der diese Bahn gebaut und im Stande erhalten wird, ist im höchsten Grade anerkennenswerth; die Schwellen sind dichter als gewöhnlich gelegt, die Schienen ausserdem mit eisernen Barren verbunden, und ich gestehe, dass ich nie auf einer Bahn gefahren bin, auf welcher die Bewegung eine ruhigere und gleichmässigere war.

In folgender Tabelle gebe ich eine Uebersicht der Steigungsverhältnisse der Oroya-Bahn:

Entfernung von der Mole in Callao in Kilometer.	STATION.	Höhe über dem Meere in Meter.
0.0	Callao, (Esplanada Darsena).........	3.0
6.9	La Legua	50.0
12.4	Lima, (Monserrate)...................	136.0
13.2	do. (La Palma)	144.0
13.5	do. (Desamparados)	148.5
14.3	do. (Viterbo)	157.5
29.3	Santa Clara..........................	400.0
53.8	Chosica	863.5

Entfernung von der Mole in Callao in Kilometer.	STATION.	Höhe über dem Meere in Meter.
65.1	Purguay, (Brücke)	1187.4
66.0	Corcona do.	1218.4
72.4	Cocachacra	1427.0
75.8	San Bartolomeo	1508.5
83.9	Agua de Verrugas (Brücke)	1795.0
85.4	Cuesta Blanca, (Tunnel)	1843.5
90.0	Surco	2028.5
98.7	Challapa (Brücke)	2288.0
101.6	Matucana	2373.9
103.8	Quebrada Negra	2450.0
111.8	Tambo de Viso	2703.7
116.4	Chaupichaca (Brücke)	2889.0
119.1	Tamboraque	2994.5
121.4	Aruri	3076.7
125.0	San Mateo	3209.7
128.3	Puente del Infiernillo	3329.5
129.3	Cacray	3380.0
131.7	Anchi	3450.0
134.4	Copa (Brücke)	3548.2
139.2	CHICLA	3724.8
146.3	Yauliaca	3998.0
151.1	Casapalca	4218.3
164.8	Antarangua	4650.0
168.9	Tunnel durch den Kamm der Anden	4792.5
164.0	Monte Meiggs	5356.8
178.5	San Antonio de Viso	4566.0
181.9	Rumichaca	4490.0
194.4	Yauli	4112.5
200.2	Pachachaca	3995.0
218.6	Oroya	3736.0

Bis Chicla ist die Bahn ganz fertig, der Rest ist noch im Bau. Der Kamm der Anden in der Richtung der Bahn ist 164 km von Callao entfernt und 5357 m über dem Meere. Dieser Kamm wird jedoch nicht überschritten, sondern durch einen langen Tunnel, der nur 4792,5 m über dem Meere liegt, durchschnitten. Der Tunnel selbst ist schon durchgehauen, es fehlen aber noch einige 30 km, ehe die Bahn diesen ihren Höhepunkt erreicht. Auf dem Plateau auf der Ostseite der Anden angekommen, beabsichtigt man, die Bahn erst bis Oroya weiterzuführen und von dort dann Zweiglinien nach Cerro del Pasco, Jauja etc. anzulegen, um auf diese Art eine leichte und direkte Verbindung zwischen dem Inlande und der Küste herzustellen. Auf der Hochebene giebt es sehr reiche Minendistrikte (hauptsächlich Kupfer und Silber) und weiter nach Osten sehr grosse, bis jetzt fast unbekannte, von den Amazonen-Zuflüssen bewässerte Thäler, in denen je nach der Höhe alle bekannten Nutzpflanzen die ergiebigsten Ernten geben. Der Gedanke, welcher dem Bau dieser Eisenbahn zu Grunde lag, ist an sich ein durch-

aus richtiger, aber das Land ist gegenwärtig nicht reif dafür. Die Minen und die fruchtbaren Ländereien sind im Ueberfluss vorhanden, aber es fehlt sowohl Arbeitskraft und Arbeitslust, als auch Intelligenz und Geld, um dieses jetzt todte Kapital flüssig zu machen und in Umlauf zu bringen. Die politischen und socialen Zustände, welche ich jetzt hier wiedergefunden habe, sind unendlich viel trauriger, als sie schon vor zehn Jahren waren, und kein verständiger Mensch kann daran denken, als Kolonist seine Arbeitskraft oder als Kapitalist sein Geld in dieses Land zu bringen. So lange diese Zustände dauern (und ich sehe keinen Nagel, an den ich eine Aussicht auf dauernde Besserung hängen könnte), ist die Zukunft sowohl des Landes als der Eisenbahn eine hoffnungslose. Die Finanzen Perus sind so zerrüttet, dass ich gar nicht absehen kann, wo das Geld herkommen soll, um die Bahn nur bis auf die Höhe der Cordilleren zu beenden; Malinowski scheint aber noch nicht alle Hoffnung aufgegeben zu haben. Es ist wahr, wir haben hier jetzt Papiergeld und das Papier ist kein theures Material, aber selbst diese Art Geld zu münzen hat seine nothwendigen Grenzen.

Die Möglichkeit eine Eisenbahn über die erwähnten Höhen zu führen, existirt natürlich nur in einem Lande, in dem die Schneelinie so hoch liegt wie hier. Die höchste Stelle der Bahn ist, wie gesagt, 4792,5 m über dem Meere, also fast ebenso hoch wie der Mont Blanc (4810 m), aber selbst dort ist der Boden während des grössten Theils des Jahres von Schnee frei, und Schneefälle, die den Verkehr in irgend einer Art behindern könnten, sind dort ganz unbekannt. Der ewige Schnee fängt hier bei ungefähr 5000 m an; diese Grenze steht aber durchaus nicht in einem einfachen Verhältniss zu der geographischen Breite, sondern wird ausserdem bedeutend durch die vorherrschenden atmosphärischen Zustände beeinflusst; so ist z. B. die Schneegrenze in Chili höher als in Peru.

Ich erreichte auf der Bahn eine Höhe von 3700 m. Dort war von Schnee natürlich noch keine Rede, die Wirkung der dünnen Luft verspürte ich aber; wenigstens schrieb ich den Kopfschmerz, das Ohrensausen und ungewöhnlich schnelle Athmen beim Besteigen einer kleinen Anhöhe dieser Ursache zu. Von Chicla bis Matucana fuhr ich mit Malinowski und zwei anderen Herren in einem Handkarren zurück. Einen Motor brauchten wir natürlich nicht, und da ich die Bremse in geschickten Händen wusste, so hatte ich eine herrliche Gelegenheit, mir die Gebirgsgegend und auch die Bahn selbst recht genau anzusehen. Um 9 Uhr Abends kamen wir sehr ermüdet, aber auch sehr befriedigt wieder in Lima an. Dieser Tag hat mir einmal wieder eine Erinnerung für das Leben gegeben!

Arthur Wertheman's Reisen im Innern Perus.

Von

Carl Eggert.

(Hierzu Tafel I.)

Unsere Kenntniss von Peru beschränkt sich bis jetzt fast ausschliesslich auf die Küste und auf das zwischen den beiden Ketten der Cordilleren gelegene Hochland. Die ganze Küste von Tumbes bis zum Loa-Fluss, ist eine nur durch kleine Bergströme und durch von diesen bewässerte und fruchtbar gemachte Thäler unterbrochene Wüste. Einen auch nur für Boote oder kleinere Fahrzeuge schiffbaren Fluss findet man nicht auf dieser ca. 350 deutsche Meilen langen Strecke. Auch auf der Hochebene sind es nur wieder die tiefer gelegenen Thäler, welche sich für die Bodenkultur eignen, ein Umstand, welcher kaum überraschen kann, wenn man sich die grosse Höhe dieser Gegend vergegenwärtigt. Puno liegt 3824 m und Cerro del Pasco sogar 4352 m über dem Niveau des Meeres. Auf den nach Brasilien zu gelegenen Abhängen der östlichen Kette der Anden und in den von den Nebenflüssen des Amazonen-Stroms bewässerten Gegenden zeigt sich dagegen die tropische Vegetation in ihrer vollen Kraft, und die Natur in diesem Theile Perus steht in dem krassesten Gegensatz zu dem, was wir auf der westlichen Hälfte sehen. Sollte es Peru jemals gelingen diese Regionen urbar zu machen und sie dem Weltverkehr zu erschliessen, so könnte man dem Lande mit Sicherheit eine grosse Zukunft in Aussicht stellen; die bisher in dieser Richtung gemachten Versuche erwecken aber wenig Vertrauen auf ein baldiges günstiges Resultat. Man muss zugeben, dass die Schwierigkeiten dieser Aufgabe ausserordentlich gross sind; sie würden die Kräfte des Landes aber vielleicht nicht überstiegen haben, wenn es dort während einer längeren Periode eine intelligente gewissenhafte Administration gegeben hätte, welche die natürlichen Hülfsquellen des Landes haushälterisch benutzt hätte, statt, wie es leider geschehen ist, sie mit vollen Händen zu vergeuden und so den finanziellen Ruin des Landes herbeizuführen.

Ohne leichte und wohlfeile Verkehrswege ist es selbstverständlich unmöglich das Innere Perus dem Verkehr zu eröffnen. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, beschloss der Präsident Balta, den schon viel besprochenen und lange gehegten Gedanken in Ausführung zu bringen, Eisenbahnen von der Küste über die westliche Kette der Cordilleren bis auf die Hochebene Perus zu führen und dann von den Endpunkten dieser Bahnen Zweiglinien sowohl nach dem Westen als

von Norden nach Süden zu bauen. Der Plan war ein grossartiger, aber, vom finanziellen Standpunkt aus betrachtet, ein herzlich dummer. Da der damals noch sehr gute Kredit Perus in Europa ihm aber die Mittel gab, um diesen Gedanken wenigstens theilweise auszuführen, so wurde im Jahre 1870 der Bau der Eisenbahnen wirklich in Angriff genommen. Die eine Hauptbahn von Mollendo über Arequipa bis Puno ist vollendet, die zweite, welche von Callao, dem Hafen von Lima, ausgeht und bis Oroya geführt werden sollte, ist heute aber erst bis Chicla (139,9 km von Callao) fertig gestellt, und in der gegenwärtigen finanziell und politisch bedrückten Lage Perus ist eine Hoffnung auf Vollendung dieser Bahn kaum zulässig. Selbst wenn der oben erwähnte Plan in allen seinen Theilen ausgeführt worden wäre, so würde es voraussichtlich noch vieler Jahre bedurft haben, ehe man berechtigt gewesen sein würde, auf eine Rentabilität dieser Bahnen zu rechnen; in ihrem jetzigen unvollendeten Zustande bezahlen sie kaum die Betriebskosten.

Peru besitzt die grossartigsten Eisenbahnen die je gebaut worden sind, hat sich aber durch dieses Unternehmen finanziell — und wahrscheinlich für immer — total zu Grunde gerichtet.

Der Endzweck dieser Eisenbahnen war, wie gesagt, die Erschliessung des östlichen in dem Gebiete des Amazonen-Stromes gelegenen Theiles Perus. Dieses Gebiet gehört eigentlich nur nominell zu Peru, ist bis jetzt nur sehr wenig bekannt und zum grossen Theil noch von wilden und ganz unabhängigen Indianerstämmen bewohnt. Um eine genauere Kenntniss jener Gegenden zu gewinnen, schickte der Präsident Manuel Pardo im Jahre 1873 eine Expedition nach dem Innern. Wege giebt es in diesen von der üppigsten Vegetation überwucherten Regionen nicht, und so beschloss diese Expedition unter der Leitung des Herrn Ingenieur Arthur Wertheman, von der Kolonie von Chanchamayo aus den Fluss hinunter zu fahren, um zu versuchen, durch den Perené und Tambo bis in den Ucayali zu gelangen, und festzustellen, in wie weit es eventuell möglich sein würde, einen Wasserweg zwischen dem Innern Perus und dem Amazonen-Strome herzustellen. Durch heftigen Regen schwoll der Fluss so an, dass sehr bald nach der Abfahrt die drei Balsas (eine Art von Flössen), auf denen sich die Expedition eingeschifft hatte, Schiffbruch litten, die ganze Ausrüstung verloren ging und die Mitglieder der Expedition unverrichteter Sache nach Lima zurückkehren mussten.

Drei Jahre vergingen, ehe es dem unermüdlichen Drängen Wertheman's gelang, von der Regierung die zur Ausrüstung einer zweiten

Expedition erforderlichen Mittel zu erlangen. Der gedruckte Bericht*) dieser zweiten Erforschungs-Reise liegt uns jetzt vor, und da dies das erste Mal ist, dass die Flüsse Perené und Tambo in ihrer ganzen Länge durchfahren sind, so dürfte ein kurzes Resumé desselben auch für deutsche Geographen nicht ohne Interesse sein. Dem Bericht ist eine nach den Aufnahmen des Herrn Wertheman entworfene Karte der Flüsse Perené und Tambo bis zur Vereinigung mit dem Ucayali beigegeben, und ist diese Karte bei der zur Orientirung dienenden Tafel I benutzt worden. **)

Am 6. Oktober 1876 kam Wertheman in der »Merced«, dem Hauptorte der Kolonie von Chanchamayo an. Dort liess er das zur Konstruktion der Balsas erforderliche Holz fällen und dasselbe dann bis zum Zusammenfluss der Flüsse Chanchamayo und Paucartambo (von wo an der Fluss den Namen Perené führt), an welchem Punkte die weitere Ausrüstung der Expedition vor sich gehen sollte, hinabflössen. Hier wurden nun vier Balsas gebaut. Der Name des hierzu verwendeten Holzes ist Huampo oder einfach Palo de Balsa. Der botanische Name des Baumes ist nicht erwähnt, der Bericht sagt nur, dass das Holz sehr leicht (specifisches Gewicht 0.3) und porös ist, und es aus diesem Grunde nöthig war, die zugespitzten Ende jedes Stammes stark zu vertheeren und so das Eindringen des Wassers zu verhindern. Jede Balsa war 11 m lang und 3 m breit; in der Mitte trug sie eine aus Rohr gebaute und mit Palmenblättern bedachte Hütte. Das gesammte Gewicht der Hütte, der Mannschaft, der Munition, Geräthe und Lebensmittel, welches jede Balsa zu tragen hatte, war ca. 1000 kg, während Wertheman die Tragfähigkeit auf 1600 kg berechnet.

Schon während der Ausrüstung wurden die Leute mehrere Male durch die dort hausenden wilden Indianer angegriffen, da diese aber nur mit Pfeilen bewaffnet sind, so wurde es den Soldaten, welche der Expedition zum Schutze mitgegeben waren, leicht, diese Angriffe ohne Verlust zurückzuschlagen.

Am 4. November waren endlich alle Vorbereitungen beendet und die vier Balsas begannen ihre Fahrt. Die Expedition bestand aus vier Personen: Wertheman, einem englischen Naturforscher Whitly

*) Informe de la Exploracion de los Rios Perené y Tambo presentado al Señor Ministro de Gobierno Policia y obras Publicas por Arturo Wertheman, Ingeniero del Estado. Lima 1877.

**) Bei dem bisherigen gänzlichen Mangel an topographischen Aufnahmen innerhalb Perus kann die auf Taf. I gegebene Karte nur theilweise Anspruch auf Genauigkeit machen. Als Material liegen der Karte hauptsächlich zu Grunde: 1) die bezüglichen englischen Admiralitätskarten; 2) Paz Soldan's Atlas geografico del Peru 1865; 3) Wertheman's Mapa de los Rios Perené y Tambo 1876; 4) zahlreiche Photographien der Oroya-Bahn.

und zwei Peruanern Cruz und Tirado. Jeder derselben befehligte eine der Balsas, und als Schiffsmannschaft hatten sie je vier bis sechs Bogas oder Chasutas an Bord. Diese Bogas sind, wenn der Ausdruck erlaubt ist, gezähmte Indianer, welche die Ufer des Ucayali bewohnen und eine grosse Uebung in der sehr schwierigen Stromschiffahrt haben. Die ganze Reise ging stromabwärts, der Motor war also freilich gegeben, aber die vorhandene Kraft zu gebrauchen ohne ihr zum Opfer zu fallen, war eine äusserst schwierige Aufgabe. Das Gefälle des Flusses ist so bedeutend, dass die Flösse mit einer Geschwindigkeit von 10 Knoten in der Stunde fortgerissen wurden. Da die Ufer meist hoch und felsig sind, der Fluss sich oft verengt und scharfe Biegungen macht, so erforderte es ununterbrochene Aufmerksamkeit und grosse Geschicklichkeit seitens der Schiffer, um besonders solche unbehülfliche Fahrzeuge wie diese Balsas, durch die Wirbel und Stromschnellen zu lenken. An Unfällen fehlte es denn auch natürlich nicht. Schon am ersten Tage wurde die hinterste der vier Balsas gegen einen Felsen geschleudert und nur dadurch vom Untergange gerettet, dass sich die 5 Bogas sogleich in's Wasser warfen. So erleichtert, richtete sich das Fahrzeug wieder auf; die Rohrhütte war aber in den Fluss gestürzt. Am dritten Tage, wenige Stunden nachdem die Reisenden ihr Nachtlager verlassen und ihre Fahrt wieder begonnen hatten, nahm die Stromgeschwindigkeit plötzlich stark zu und ein anfangs dumpfes, dann stärker werdendes Geräusch machte alsbald klar, dass man sich einem Wasserfall näherte. Sogleich gab Wertheman, der sich in der ersten Balsa befand, seinen Gefährten das verabredete Zeichen, dass sie sich schleunigst dem Ufer zuwenden sollten, und da seine eigene Balsa nicht mehr dem Steuer gehorchte, so versuchte er durch Auswerfen kleiner Anker einen Halt an einem nahen Felsen zu gewinnen. Die ersten Versuche missglückten, im letzten Augenblicke gelang es aber noch den Bogas, welche sich in den Fluss geworfen hatten, einen festen Anhaltspunkt für den Anker zu finden und so sich und das Fahrzeug vor dem sicheren Untergange zu retten. Nachdem die nöthigen Vorsichtsmassregeln für die Sicherheit der Balsas getroffen waren, schickte Wertheman zwölf Mann den Fluss hinunter, um zu sehen, in welcher Art und Weise die Reise fortgesetzt werden könnte. Der Bericht, den diese Leute bei ihrer Rückkehr abstatteten, war der denklich ungünstigste. Noch während mehrerer (englischer) Meilen folgten Wasserfall auf Wasserfall, und anderer Seits machte das gebrochene felsige Ufer es einfach unmöglich daran zu denken, die Balsas über Land bei den Fällen vorbei zu schleifen. Die Lage war eine verzweifelte.

Schon während der letzten Tage war die Expedition überall, wo sie Indianer erblickte, von diesen angegriffen und mit Pfeilen beschossen worden; an eine Rückkehr zu Fuss durch diese wilden und unwegsamen Gegenden war also überhaupt nicht zu denken und jede Fortsetzung der Reise schien augenblicklich einfach unmöglich. Eine zweite Kommission, welche Wertheman ausschickte um das Terrain bis an's Ende der Fälle genau zu untersuchen, brachte keinen besseren Trost zurück, und so wurde endlich beschlossen die Balsas und alles schwere Geräth zurück zu lassen, zu Fuss bis jenseits der Fälle zu gehen und dort neue Balsas zu bauen. Am folgenden Morgen, nachdem man während der Nacht wieder einen Angriff der Indianer zurückgeschlagen hatte, wurde mit der Ausführung dieses Planes begonnen. Nach einer sehr beschwerlichen Tour von einigen Stunden, während welcher man oft mit Hülfe von Stricken über die Felsen klettern musste, kam man an einer zwischen zwei Wasserfällen gelegenen Bucht an, in welcher sich viel Treibholz angesammelt hatte. Diese Erscheinung veranlasste Wertheman einige seiner Leute zurückzuschicken um sämmtliche Balsas loszumachen, und so gelang es einen grossen Theil des Holzes der durch die Macht der Fälle zertrümmerten Balsas mit Hülfe der Bogas, welche sehr gewandte Schwimmer sind, in der erwähnten Bucht wieder anzusammeln. Dasselbe Experiment wurde dann nochmals wiederholt bis die Strecke bis jenseits der Katarakten zurückgelegt war, und so wurde es möglich die Balsas mit verhältnissmässig geringer Mühe wieder von Neuem nothdürftig zusammenzusetzen.

Am 9. November konnte die Reise wieder fortgesetzt werden, aber auch jetzt waren noch viele gefährliche Stromschnellen zu überwinden; einmal mussten die Balsas über Land bis jenseits des Falles gezogen werden; dann mussten sie wieder zuweilen ganz abgeladen und mit Stricken den Fall hinuntergelassen werden. Trotz aller Vorsicht fehlte es dennoch nicht an Unfällen und am folgenden Tage wurde eine Balsa auf einen flachen Felsen getrieben und stürzte ganz um. Natürlich gingen die darauf befindlichen Waffen etc. alle verloren, die Mannschaft wurde aber wenigstens, freilich mit grosser Mühe, gerettet. Dies waren jedoch die letzten Schwierigkeiten dieser Art, welche die Reisenden zu überwinden hatten. Schon 10 engl. Meilen ehe der Ené mit dem Perené sich verbindet und den Tambo bildet, hören die Stromschnellen auf und die Strömung wird eine ziemlich gleichmässige von 4 bis 5 Knoten die Stunde; von dort an ist der Fluss für kleine Dampfboote befahrbar. Die einzige Gefahr, welche die Reisenden noch am 11. November zu überwinden hatten, war ein Massenangriff der an den dortigen Ufern hausenden

Indianer, welche in unzähligen Canoes die Balsas umschwärmten, sie mit Pfeilen überschütteten und sogar versuchten die Fahrzeuge zu nehmen. Dank dem unerschrockenen Muthe der Führer der Expedition und den vortrefflichen Feuerwaffen, welche sie an Bord hatten, gelang es aber den Angriff zurückzuschlagen.

Am 12. November fuhren die Balsas in den Ucayali ein (wo sich der Tambo mit dem von Osten kommenden Urubamba verbindet), und trafen endlich am 29. November bei der Mündung dieses Flusses in den Amazonen-Strom den Dampfer »Putumayo«, welchen die Regierung von Iquitos dorthin beordert hatte, um die Reisenden bei ihrer Ankunft aufzunehmen.

Die ganze Länge des Perené (vom Zusammenfluss des Chanchamayo und Paucartambo bis zu seiner Verbindung mit dem Ené, wo er den Tambo bildet) ist 77 engl. Meilen, nämlich erst 18 Meilen voller Wirbel und Stromschnellen, dann 20 Meilen ruhigen Wassers, hierauf wieder 29 Meilen sehr gefährlicher und theilweise (bei den oben erwähnten Fällen) unmöglicher Schiffahrt und endlich 10 Meilen mit gleichmässiger Strömung von 4 bis 5 Meilen per Stunde. — Die Länge des Tambo ist 83 Meilen und das ganze Gefälle vom Anfang des Perené bis zur Verbindung des Tambo mit dem Urubamba (Anfang des Ucayali) beträgt nach von Wertheman angestellten barometrischen Messungen 575 m.

Wir beschränken uns in dieser kurzen Notiz auf denjenigen Theil des Berichts, welcher sich speziell mit dem Perené und Tambo beschäftigt, da, wie gesagt, diese Flüsse vordem nie in ihrer ganzen Länge befahren worden sind. Der Bericht enthält aber ausserdem noch viele interessante Bemerkungen über die Art, wie die gemachten Erfahrungen zu verwerthen sind, sowohl für die Kolonisation jener Gegenden, als auch für die Verbindung solcher Kolonien mit den beiden Küsten Süd Amerikas; ferner findet man dort verschiedene Tabellen mit Angaben von Orts-Entfernungen, Gefällen der Flüsse, geographischen Ortsbestimmungen, magnetischen, thermometrischen und barometrischen Angaben etc., welche im Wesentlichen bei der Zeichnung der auf Taf. I gegebenen Karte des Herrn Friederichsen Verwendung gefunden haben.

Herr Werthemann ist ein Schweizer (Baseler) von Geburt und schon seit vielen Jahren als Civil-Ingenieur in peruanischen Diensten thätig. Ende 1878 verliess er wieder Lima um seine Entdeckungsreisen im Innern von Neuem aufzunehmen; im Interesse der Wissenschaft wünschen wir ihm den besten Erfolg, da unsere Kenntniss jener Regionen bis jetzt eine so äusserst dürftige und mangelhafte ist.

Die Bewohner der Mortlock-Inseln

(Karolinen; nördlicher Grosser Ocean),

nach

J. Kubary.

Hierzu Tafel II, III und IV.

Einleitung.

Nachstehende Abhandlung des bekannten Reisenden des Museum Godeffroy, Johann Kubary aus Warschau, ist von der zu den östlichen Karolinen gehörigen Insel Ponapé (Ascension) 3. August 1877 datirt, wo Kubary seit Jahren seinen ständigen Aufenthalt hat. Kubary verweilte auf den Mortlock-Inseln während der Monate März bis Ende Mai 1877 und zwar speciell auf den Inseln Tä, Uoytä und Aliar. Die auf Tafel II. von uns gegebene Karte basirt auf der englischen Admiralitätskarte No. 776 und den Kubary'schen brieflichen Aufzeichnungen. — Kubary's frühere Berichte aus der Südsee und speciell über den Karolinen-Archipel (Palau, Yap und Ponapé) finden sich im Journal des Museum Godeffroy publicirt. Zur allgemeinen Orientirung über nachstehende Abhandlung und über die weiteren Reise-Pläne Kubary's etc. möge folgender Brief an den Herausgeber dienen:

Ponapé den 1. November 1877.

»Geehrter Herr Friederichsen! Oftmals bedauerte ich, dass meine lange Reise und die verschiedenen durch dieselbe bedingten Verhältnisse mir nicht erlaubten, Ihnen früher zu schreiben. Die ersten Monate hier beschäftigten mich vorwiegend zoologische Explorationen und erst seit meiner Rückkehr von den Mortlock-Inseln habe ich Material gesammelt, welches mich daran erinnert, dass ich mich Ihnen gegenüber als dem Redakteur des Journals des Museum Godeffroy und dem Sekretär der Hamburgischen Geographischen Gesellschaft, eigentlich in doppelter Schuld befinde.

Wie Sie sich wohl noch erinnern werden, legte ich bei unseren mündlichen Besprechungen in Hamburg einen besonderen Werth auf eine Kenntniss des Herzens der Karolinen, der Ruk-Inseln; auch heute bin ich noch derselben Meinung und bestrebe mich auf allen erdenklichen Wegen mein Ziel zu erreichen, was bei den hiesigen Verhältnissen durchaus keine leichte Sache ist. Durch meinen dreimonatlichen Aufenthalt auf den stammverwandten Mortlocks indessen, ist es mir gelungen schon eine kleine Bresche in die die Ruk-Inseln umgebende Wand zu schiessen und hoffe ich in nicht zu ferner Zeit noch mehr zu erreichen. Meine in Mortlock gemachten Notizen beziehen sich hauptsächlich auf diese Gruppe selbst, da jedoch die Mortlocker nur die südöstlichsten Ausläufer der nördlichen und westlichen zerstreuten Völkerschaften sind, so erhielt ich bei einem näheren Betrachten der ersteren auch manchen Einblick in die letzteren. Ich bin soeben mit einem Bericht über die Mortlock-Inseln beschäftigt, der Ihnen dann bald vorliegen wird. Nur der Umstand, dass die »Tutuila« schon morgen für Hongkong versegelt und ich unmöglich das bis jetzt fertige Manuskript ohne es noch einmal durchzusehen absenden darf, zwingt mich zu einer vorläufigen Anzeige, welche aber schwerlich einen grossen Vorsprung vor dem Bericht selbst haben kann, da das Missionsschiff »Morning Star« jeden Tag erwartet wird und wahrscheinlich schon vor Ende dieses Monates seine Heimreise antritt. Ich werde dem Berichte noch eine Notiz für Sie beifügen, um für den Fall einer Veröffentlichung in dieser oder jener Weise, die möglichste Sicherheit zu bieten, namentlich in Hinsicht auf die Nomenklatur der Eingeborenen. Mit dem Berichte über die Mortlocks werde ich anfangen die Schreibweise der eingeborenen Namen stets nach dem Lepsius'schen Standard-Alphabet zu machen. *)

Als Kartographen wird es Sie interessiren zu erfahren, dass Sie in Kürze nach meinen Aufzeichnungen eine Veränderung der Karte von Ruk werden vornehmen können. Mein Informant, ein Ué-Häuptling der Insel Tä in der Mortlock-Gruppe, ist ein Seefahrer und Sternkenner und war selbst mehrere Male auf Ruk, und bleibt einstweilen, bis ich eine erschöpfende Kenntniss durch persönliche Anschauung werde gewinnen können, eine zuverlässige Quelle. Er versah mich mit den eingeborenen Namen der einzelnen Inseln der Gruppe und

*) Um Sprachforschern die Auffassung der Laute getreu nach Kubary wiederzugeben und um Irrthümern vorzubeugen, haben wir keine Umschreibung des Lepsius'schen Alphabets vorgenommen. Das vorletzte Kapitel dieser Abhandlung: »Beitrag zur Kenntniss der Sprache der Mortlock-Inseln«, wird über die Schreibweise Auskunft geben.

lehrte mich, dass der Name Ruk nie für eine Insel speciell gebraucht wird, sondern nur die Bezeichnung für ein hohes steiniges Land ist im Gegensatz von »fanu« (Festland der Korallenriffe). Sobald ich selbst Ruk werde besuchen können, wird auch alle Unsicherheit über Ruk aufhören; vorerst aber habe ich die Strong- (Kusaie) Insel im Auge, deren Fauna ich gerne feststellen möchte. In der bis dahin verfliessenden Zeit wird sich hoffentlich auch die hiesige Schifffahrt nach dem Westen günstiger für mich gestalten.

Von den Ruinen auf Ponapé *) gelang es mir eine Reihe ziemlich guter Photographien zu machen. Ich unternahm auch Ausgrabungen in dem Hauptgewölbe und fand eine Anzahl sehr alter Aexte und Schmucksachen, aber leider keine guten Knochenüberreste.«

Ein Aufenthalt von 3 Monaten auf den Mortlock-Inseln **) setzt mich in den Stand, einige Mittheilungen über die Bewohner derselben zu machen, welche, wenn auch in keiner Weise erschöpfend, so doch hoffentlich zur Bereicherung unserer Kenntnisse von den bisher nur so äusserst unvollkommen geschilderten karolinischen Inselwelt beitragen werden. Sie zerfallen in: 1, Rassencharakter; 2, Krankheiten; 3, Kleidung und Tattuirung; 4, Wohnungsverhältnisse; 5, Nahrung; 6, die politischen, staatlichen und socialen Einrichtungen; 7, die Stammesverfassung; 8, der Stamm und seine innere Verfassung; 9, die Religion; 10, Familienleben und dessen Erscheinungen; 11, Produkte der gewerblichen Thätigkeit; 12, Beitrag zur Kenntniss der Sprache; 13, die Seefahrten der Mortlocker.

1. Rassencharakter.

Der die Mortlock-Inseln bewohnende Mensch ist eins der vollkommensten Elemente der sogenannten mikronesischen, oder noch enger begrenzt, der karolinischen Inselwelt. Er stellt jedoch in ethnographischer Hinsicht kein separates Ganze vor, sondern bildet nur die südöstlichen Ausläufer von Stämmen, deren Heimath die Central-Karolinen sind und unterscheidet sich von den östlicheren Völkerschaften sowie auch von den Bewohnern der südlicher belegenen Nukuor- (Nuguoro-, Nukuwor-, Monteverde-) und Greenwich-Inseln auf eine sehr ausgeprägte Weise. Indem ich mich des Ausdrucks »vollkommenste Element« bediene, beabsichtige ich damit auszusprechen,

*) Vergl. Friederichsen's Vortrag über die Ruinen von Nanmatal auf Ponapé im zweiten Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 1875 pg. 83.

**) Die Mortlock- oder Lukunor-Inseln wurden 1795 von James Mortlock, Kapitain des Schiffes »Young William« entdeckt.

dass es den Mortlockern bis heute vergönnt war, sich ausser einer höchst günstigen physischen und geistigen Beschaffenheit, die einem Naturvolke eigenthümlichen Sitten und Gebräuche zu erhalten, und hinsichtlich des Charakters von dem Segen des Missionswesens und der Schiffs-Civilisation mehr oder weniger verschont zu bleiben.

Was zunächst die physische Beschaffenheit sowie den Rassentypus überhaupt anlangt, so hoffe ich, dass die folgenden von mir an neun lebenden Eingeborenen vorgenommenen Körpermessungen zusammen mit einer demnächstigen Beschreibung der von mir gesammelten und dem Museum Godeffroy eingesandten Schädel (12) und Skelette zum Nutzen der Wissenschaft durch dazu berufene Fachgelehrte verwerthet werden können.

Als Gegenstand meiner Messungen hatte ich:

1. Náobong, Häuptling des Stammes Sópun, Häuptling von Bónon, Oberhäuptling der Insel Tä.
2. Kissé, Häuptling des Stammes Ué, Häuptling des nördlichen Réte genannten Theils der Insel Tä.
3. Uásin, der zweitälteste Mann des Stammes Sópun, eventuell der Nachfolger von Náobong.
4. Eitel, ein zum Stamme Ué gehörender Mann, der älteste Mann in Assoatau, dem zweiten »bey« des Ué-Stammes, oder des Landes Réte.
5. Ukuór, ein Sópun Mann aus dem ersten »bey« des von dem Sópun-Stamme besessenen Landes Bónon.
6. Ruálap oder Raualáp, ein Ué-Mann, Oberhäuptling des Landes Luk auf der Insel Kítu.
7. Puéla, Oberhäuptling der Insel Lósop, welcher sammt 20 Lósop- und Nemma-Leuten in Canoes nach Mortlock kam.
8. Fóysal, ein Lósop-Insulaner, aus der Begleitung des Vorigen.
9. Sóbetan, ein Nemma-Insulaner, ebenfalls aus der Begleitung des Puéla.

(Alle Maasse in Millimeter).		1	2	3	4	5	6	7	8	9
Höhen.										
1. Ganze Höhe im Stehen	Gemessen mit einem Rekrutenmaass	1690	1690	1660	1718	1655		1676	1736	1584
2. Ohrhöhe		1550	1550	1570	1565	1570		1528	1592	
3. Kinnhöhe		1450	1455	1420	1490	1430		1424	1460	1361
4. Schulterhöhe		1420	1425	1405	1455	1400				1327
5. Manubrium Oberrandhöhe		1390	1390	1370	1420	1370		1351	1391	1296
6. Ellenbogenhöhe		1035	1070	1085	1080	1050				
7. Nabelhöhe		970	1010	1000	1055	980		965	1025	920
8. Symph. pub. Oberrandhöhe		880	850	820	870	840				
9. Hüftenhöhe								940	987	
10. Trochanterhöhe		860	880	860	910	855		850	958	
11. Handgelenkhöhe		880	880	850	840	815				
12. Mittelfingerspitzenhöhe		620	645	685	640	615		586	650	626
13. Kniehöhe		490	453	470	510	470		466	480	470
14. Wadenhöhe		350	365	350	380	340				
15. Knöchelhöhe		70	65	55	75	60		72	70	60
16. Höhe im Sitzen		870	860	830	865	850				
Breiten.										
17. Schulterbreite	Gemessen mit Taster- oder Stangen-Zirkel	323	323	312	310	308		342	347	286
18. Zwischenbrustwarzenbreite		192	200	191	190	193		206	226	185
19. Hüftenbreite		310	279	260	282	277		306	302	260
20. Trochanterbreite		323	315	300	318	296		331	323	280
21. Armspannbreite	Gemessen mit einem Längenmaass	1800	1780	1740	1800	1760				
22. Mittelfinger-Daumen-Spannweite		220	220	200	200	210				
Längen.										
23. Halslänge								107	115	70
24. Oberarmlänge								320	370	310
25. Unterarmlänge								240	290	240
26. Handlänge								195	190	173
27. Mittelfingerlänge								114	120	100
28. Fusslänge		278	270	247	262	262		257	278	235
29. Länge des letzten Daumengliedes		32	37	33	33	32				
Umfänge.										
30. Brustumfang	Gemessen mit einem Längenmaass	910	920	875	855	880		950	900	830
31. Halsumfang		350	323	310	330	320		370	345	320
32. Taillenumfang		800	773	710	750	734		860	815	730
33. Nabelumfang								860	860	740
34. Hüftenumfang		850	820	755	795	790				
35. Trochanterumfang		923	930	840	900	855		920	950	790
36. Oberer Schenkelumfang		495	533	465	510	473		550	560	450
37. Unterer do.		360	350	340	360	332		420	405	325
38. Oberer Wadenumfang		335	345	320	345	345		360	347	303
39. Unterer do.		210	230	205	225	210		225	230	186
40. Oberarmumfang		295	285	270	285	250		285	305	260
41. Unterarmumfang		255	265	260	270	240		290	260	250
42. Handgelenkumfang		152	160	164	168	155		170	170	150

	1	2	3	4	5	6	7	8	9
Schädel.									
43. Länge (von der Glabella)	190	190	184	200	190	190	187	186	187
44. Grösste Breite	150	142	137	143	138	142	148	137	140
45. Höhe	131	131	126	141	134	126	151	140	142
46. Tragusbreite	136	136	136	135	134	150	156	135	137
47. Umfang (horizontaler)	555	555	545	565	545	540	560	550	534
48. Querumfang	370	380	360	360	360	350	390	380	395
49. Glabella-occiput-Umfang	345	345	325	390	345				
50. Tragus-Stirn Umfang	315	320	300	310	310	310	330	330	310
51. Höhe der nackten Stirn		89		91			96	87	72
52. Untere Stirnbreite	100	102	100	103	105	130	107	102	101
53. Kopfhöhe	252	251	237	245	213	250			
54. Gesichtslänge	122	135	124	109	116		118	125	105
55. Obere Gesichtsbreite	88	96	90	98	87	105	114	106	97
56. Untere do.	111	105	108	97	96	95	116	110	106
57. Jochbreite	144	137	138	137	131	144	147	142	125
58. Nasenhöhe	56	51	51	48	46	52	57	52	44
59. Obere Nasenbreite	23	20	23	25	33	28	34	34	30
60. Untere do.	42	42	35	41	42	37	44	41	43
61. Länge des Nasenrückens						49			
Gesichtswinkel.									
62. Glabella - Nasenscheidewand - Entfernung	77	77	73	71	68	72	74	68	64
63. Tragus-Glabella-Entfernung	133	136	124	133	126	134	138	141	130
64. Tragus - Nasenscheidewand - Entfernung	130	130	126	132	130	127	132	136	123
— Tragus-Weite, wie auf 46	136	136	136	135	134	150	156	135	137
65. Tragus-Kinn-Entfernung	150	148	144	145	146	147	152	151	137
Augenachse. *)									
66. Länge des Auges	36	36	34	36	37		32	40	37
67. Entfernung des Stirnpunktes vom äusseren Augenwinkel	80	83	78	81	73		72	69	66
68. Entfernung des Stirnpunktes vom inneren Augenwinkel	66	70	65	65	53		48	43	48
69. Entfernung des Nasenscheidewandpunktes vom äusseren Augenwinkel	77	73	73	73	73		72	78	66
70. Entfernung des Nasenscheidewandpunktes vom inneren Augenwinkel	52	52	52	49	49		51	50	42
Temperatur in der Achselhöhle in Celsiusgraden	37.2	37.8	37.5	37.8	37.6		37.8	36.6	37.6
Pulsschläge in der Minute							100	80	68

*) Bei den hiesigen Insulanern nimmt man eine minder oder bedeutendere Neigung der Augenachse gegen die Gesichtsachse wahr. Ich hoffe mit den Daten unter 66 — 71 Mittel gefunden zu haben, den Winkel dieser Neigung bestimmen zu können und somit diese Neigung bei den verschiedenen Individuen zu vergleichen.

Aus vorstehenden Maassen ergiebt sich:

	1	2	3	4	5	6	7	8	9
1. Längenbreiten-Index..	78.9	74.7	74.4	71.5	72.6	74.7	79.1	73.6	74.8
2. Längenhöhen-Index....	68.9	68.9	68.4	70.5	70.5	66.3	80.7	75.5	75.9
3. Breitenhöhen-Index....	87.3	92.2	91.9	98.6	97.1	88.7	102	102.1	101.4
4. Gesichtswinkel*)	72°35'	75°16'	67°51'	72°41'	70°45'	76°39'	75°51'	78°26'	79°39
5. Neigung der Augenachse	81°	84°	82°	85°	88°		92°	84°	83°

(No. 5 wurde durch Konstruktion bestimmt.)

Die einzelnen Individuen waren sämmtlich von ziemlich übereinstimmender Hautfarbe, ein dunkleres oder helleres Gelbbraun, annähernd No. 30, bei manchen Mädchen bis No. 40 von Broca's Farbentypen. Die Hautfarbe ist aber, ausser von durch den Gesundheitszustand verursachten Veränderungen, noch oft von mechanischen Einflüssen abhängig. Zu den ersteren gehören ein krankhaftes Ausbleiben des Pigmentes, wodurch stellenweise weiss-fleischfarbene Flecke verschiedener Grösse auftreten. Diese krankhafte Verfärbung trifft man oft auf den Karolinen, und obwohl sie den Eingeborenen physisch nicht lästig ist, wird sie von den Befallenen ungerne ertragen, weil die letzteren oft wegen derselben verspottet und ausgelacht werden. Ferner bemerkt man zeitweilig bei allen Individuen einen leichten Nüancenwechsel der Hauptfarbe, welcher bei den Frauen zur Zeit der Periode sich auf dem Gesichte besonders bemerkbar macht, bald aber verschwindet und blos von der Blutcirkulation abhängt. Von einem typischen Unterschied der Hautfarbe bei den verschiedenen Ständen habe ich nichts wahrgenommen. Junge Leute, besonders aber junge Frauen sind im Allgemeinen etwas heller als ältere. Die Schuppenhaut-Krankheit beeinflusst das Ansehen der Hautfarbe, indem die farblosen Epidermis-Schuppen die farbige Haut bedecken und ein schmutziges Graubraun hervorrufen. Zu äusseren willkürlichen Beeinflussungen der Hautfarbe, muss man einerseits den Mangel an

*) Da ich keinen Gesichtswinkelmesser hatte, so berechnete ich das mediane Dreieck: Mitte der Tragusweite, Glabella, Nasenscheidewand-Ansatz. Ebenfalls lässt sich dasselbe Dreieck geometrisch berechnen, und bei sorgfältiger Zeichnung stimmt die graphische Konstruktion ziemlich genau mit den auf beiden Wegen erhaltenen Werthen. Der, einen bedeutenden Prognathismus ausdrückende Winkel würde, glaube ich, grösser sein, wenn derselbe auf der Ihering'schen Horizontalen begründet würde, indessen wird sich das aus den 12 eingesandten Schädeln erweisen.

Reinlichkeit rechnen, der eigentlich durch den Mangel an Wasser veranlasst wird, und andererseits das reichliche Einschmieren mit Oel und Gelbwurz, welch' letztere stellenweise wochenlang nicht abgewaschen wird und in Folge dessen eine sich der Haut anheftende Kruste bildet. Ein sehr geringer Gebrauch der Gelbwurz lässt die ganze Haut etwas heller erscheinen.

Die Haare sind fast ohne Ausnahme schwarz, lang und gerade, bei den Frauen sehr weich; sie werden mit besonderer Sorgfalt gepflegt. Die mortlock'sche Haartracht ist sehr bezeichnend für die Männer. Gewaschen wird das Haupthaar selten, dagegen von Zeit zu Zeit geölt und oft mit dem weitzackigen Kamm gestrichelt. Die Kinder tragen das Haar lose, ältere Leute einfach eingewickelt. Junge Männer aber, die etwas auf ihr Aussehen geben, binden das lose eingerollte Haar mit einem grellgelb gefärbten »Uasin« (Haargürtel) in einen festen flachen Knoten, in welchen dann ausser der Haarnadel noch ein Kamm mit schmucken Hahnenfedern hineingesteckt wird. Dieser gelbe Haargürtel, »Lakasaka« genannt, kommt nicht auf Uneay vor und ist blos auf die östlichen Central-Karolinen beschränkt. Die Frauen tragen ihr oft sehr reiches Haupthaar einfach und lose nach der rechten Seite eingewickelt. Beide Geschlechter stecken ein Bündel aromatischer Kräuter in's Haar, theils des Wohlgeruches wegen, theils als Mittel gegen Läuse, von denen dennoch wenig mortlock'sche Köpfe frei sein werden. Das mortlock'sche Haupthaar hat bei seiner Länge doch die Neigung sich in schlängelnde Linien zu legen, indessen richtig krauses Haar oder eine Anlage zum Bilden einer melanesischen Perrücke habe ich nie wahrgenommen.

Bei schlankem aber doch starkem Bau, ist ein langes Gesicht mit schmaler Stirn und grosser Jochbreite der vorherrschende Typus. Der Bartwuchs, der sich meist am Kinn am stärksten entwickelt, und die lose Haartracht des langen glatten Haares, tragen dazu bei, den allgemeinen Eindruck des Schlanken zu vergrössern. Dieser schlanke Typus tritt besonders auf der Insel Tä bei den Stämmen Sópun, Sor und Ué auf. Die Frauen haben im Allgemeinen ein kürzeres, mehr rundes und breites Gesicht, eine niedrigere und mehr hervorstehende Stirn. Ich sah aber auch Mädchen-Gesichter, die sich denjenigen der Männer näherten. Die Muskulatur ist bei diesem Volke weit hinter derjenigen der polynesischen Rasse zurück; sie ist bedingt durch die Lebensweise und Nahrung. Die Mortlocker haben keine Beschäftigung, welche besondere Anstrengung erfordert und der Entwickelung einer starken Muskulatur günstig sein könnte.

Ein zweiter Typus, der mir besonders auf Satóan auffiel, war bei einem etwas weniger schlanken, aber nicht untersetzten Bau, ein breites Gesicht mit einer niedrigeren Stirn, ebenfalls langem glatten Haar und einem auf der ganzen Unterseite des Gesichtes entwickelten Bartwuchs, der ziemlich dicht und lang genannt werden konnte. Dieser Typus erscheint viel robuster und fehlt gänzlich auf Tä. Die Bartlosigkeit, das lange glatte Haar und die starke Jochbreite des ersteren Typus erinnern an Malaien; der starke Bartwuchs des letzteren Typus, dem ersteren fremd, deutet auf eine Beimischung von einem andern Typus, der bei ebenfalls langem und glattem Haare einen starken Bart zu seinen Eigenthümlichkeiten zählt. Auf sämmtlichen Karolinen finden wir nirgends einen solchen Typus als Regel, blos als vereinzelte Ausnahme. Im Osten von Mortlock fehlt der Bart ganz, ebenso auf Palau und meist auch auf Yap; auf den westlichen Central-Karolinen, auf Ruk und zunächst liegenden Inseln, kommt vereinzelt ein entwickelter Bartwuchs vor.

Die Möglichkeit einer von Süden, von den Nukuor- (Monteverde-) Inseln ausgehenden Vermischung der Typen will mir zweifellos erscheinen; denn neben dem starken Bartwuchs dieser und zahlreichen anderen ethnologischen Momenten, besagt auch die Tradition der Mortlocker, dass früher ein Verkehr zwischen Mortlock und Nukuor existirte. Da nun aber die Bewohner von Nukuor reine Polynesier sind, so schliesse ich, dass die Mitte der Central-Karolinen von einem Menschenschlage bewohnt ist, der aus einer Vermischung eines mehr malaischen und eines polynesischen Elementes entstand. Meine Annahme findet Bestärkung in mancherlei die polynesische Rasse charakterisirenden Momenten, welche sich auf den Mortlock-Inseln bis heute erhalten haben. So sind beispielsweise die mortlock'schen Kriegswaffen, besonders die Keulen, in Form und Namen mit den schon verschwindenden samoanischen übereinstimmend; auch ist der mortlock'sche Eažol blos das zum Segelführen umgearbeitete nukuorsche Canoe und dieses wieder das Modell des samoanischen Fangota-Canoes. Ferner spricht für diese Vermischung der Typen die Sprache, welche z. B. folgende Wörter gemeinsamen Stammes aufweist:

Mortlock.	Samoa.
sáman, der Vater,	tamá, der Vater,
énan, die Mutter,	tiná, die Mutter,
le fel, ein Häuptlingshaus,	o le fále, ein Haus,
i löng, oben,	ilúnga, oben,
iläl, unten,	ilalo, unten,
pápa, ein hölzernes Brett,	pápa, ein hölzernes Brett.

Mortlock.	Samoa.
fenan, Frau, Weib im Allgem.,	fafine, Frau,
séē, der Penis,	seasea, ein delikater Ausdruck, gewöhnlich für die Kinder, und öffentlich gebrauchter Ausdruck für das úle.
tu̯, die weibliche Scham,	fu, die weibliche Scham,
féē, der Coitus,	feiti, der Coitus,
fey, eine Rochen-Art,	fay, eine Rochen-Art,
salingan, das Ohr,	talinga, das Ohr,
korong, hören,	faalongo, hören,
sáng, weinen,	tangi, weinen,

u. s. w.

In der kurzen Zeit von drei Monaten konnte ich unmöglich eingehendere linguistische Studien unternehmen; aber schon das Vorkommen der Wörter fenan, tu̯, féē, die in dem vertrautesten Zusammenleben der beiden Geschlechter begründet sind, deuten hier auf ein einstiges samoanisches Familienleben.

Ich glaube genügenden Grund zu haben für Mortlock eine polynesische Bevölkerung anzunehmen und erwähne noch ergänzend, dass Satóan, auf welcher Insel ich den bärtigen Typus als für Mortlock ansässig betrachte, die älteste bevölkerte Insel der Gruppe ist, und ihre Bewohner als tapfere Krieger angesehen werden. Tä und Kitu̯ wurden viel später durch eine direkte Einwanderung vom nördlicher belegenen Ruk bevölkert.

Zu dem Aeusseren der Mortlocker zurückkehrend, sind es noch Auge und Zähne, deren ich besonders erwähnen möchte. Das Auge ist gewöhnlich gross aber selten rein. Die Pupille ist sehr klein, die Iris breit und braun, der Augapfel meistens schmutzig gelbweiss und meistens infiltrirt. Die Augen sind vorwiegend beinahe gerade gesetzt und erreichen nie die Schrägheit, welche bei Chinesen gewöhnlich, auch bei Südseeinsulanern oftmals anzutreffen ist. Ich versuchte den Grad der Neigung der Augenachse zu fassen und bei verschiedenen Individuen zu vergleichen; ich that es, indem ich von einer Basis, die auf der Medianebene des Kopfes liegt und von der Nasenscheidewand bis zu einem beliebigen Punkte auf der Stirn reicht, die Entfernung der beiden Augenwinkel maass. Aus den Daten berechnete ich die Dreiecke: Augen Durchmesser-Nasenscheidewand und Medianbahn-Innerer Augen-Winkel. Dadurch ergeben sich Elemente für die Berechnung des Dreieckes, das gebildet wird, wenn man die Augen-

achse bis zum Durchschneiden der Gesichtsachse verlängert. Je gerader die Richtung der Augenachse, desto näher wird der Winkel zwischen der verlängerten Augenachse und dem oberen Theil der Gesichtsachse, einem rechten Winkel rücken. In etwas unvollkommenerer aber Zeit sparender Weise, kann man die Aufgabe leicht graphisch lösen, und falls die Messung genau ist, so korrigiren sich gegenseitig die Resultate. Für die Mortlocker betrug der so erhaltene Augenneigungs-Index im Durchschnitt 86°, von 81° bis 92° variirend.

Die Zähne der Mortlocker sind auffallend schlecht und missgestaltet. Ein regelmässiger Satz von Zähnen ist selten; schöne Zähne wie sie bei den Polynesiern gewöhnlich, fehlen ganz. Sehr oft sind die Vorderzähne versetzt, oder ein Zahn ragt schief und lang hervor. Ich kann Dieses blos der schlechten Nahrung zuschreiben, die meistens aus der harten Nuss der Cocospalme besteht und bei Kindern schon die Ausbildung eines gesunden Zahnes hindern mag. Bei einigen alten Leuten fand ich noch sehr gute Zähne; ein ziemlich alter ausgegrabener Schädel hatte ebenfalls ein kräftiges und regelmässiges Gebiss. Da die Tradition von Zeiten spricht, in welchen die Inseln viel Nahrung an Taro und Brotfrucht lieferten, so mag sein, dass mit Eintritt der Nahrungsnoth und der Zuflucht zu der Cocosnuss seitens der letzten Generationen, auch die Beeinträchtigung der Zähne entstand.

Die Unterschenkel der Frauen sind auffallend wenig entwickelt, und ist beinahe keine deutliche Wade vorhanden. Die Muskulatur des Oberschenkels nimmt auch gleich von oben an ab, so dass die Frauen sehr lang und dünnbeinig erscheinen. Die Ursache davon glaube ich in der Art und Weise wie die Frauen zu sitzen pflegen annehmen zu können. Sie sitzen nämlich nicht mit kreuzweise über einander gelegten Unterschenkeln, sondern die letzteren sind nach Aussen gewendet und die Kniee dicht bei einander. Der Körper ruht auf den Oberschenkeln, die in ihrer ganzen Länge die Erde berühren. Diese Sitzweise kann unmöglich ohne Einfluss auf die ganze untere Körperhälfte der Frauen sein.

Zur künstlichen Beeinflussung des Aeusseren der Mortlocker gehört noch das Durchbohren und Ausziehen des Ohrläppchens, welches eigentlich eine 3—4 Zoll lange Schlinge bildet, in welcher ein grosses Bündel Perlen aus Cocosschale eingehängt wird. Die älteren Personen und Häuptlinge tragen selten viel Ohrgehänge, sondern oft nur die dem Auge nicht gerade wohlgefällige Schlinge.

Die Mortlocker haben durchaus kein gesundes und kräftiges Aus-

sehen, im Gegentheil findet man bei ihnen bei grossen geistigen Anlagen gleichzeitig eine bedeutende körperliche Trägheit. Neben dem schlanken Wuchs, der sorgfältigen und eleganten Haartracht, fehlt jeder energische Ausdruck und tritt eine knabenhaft gutmüthige, unbeholfene Faulheit hervor, die jedenfalls blos die Folge des isolirten, jeder Beschäftigung baaren Lebens ist. Jede physische Anstrengung richtet den Mortlocker zu Grunde. Eine Anzahl hiesiger Eingeborenen im Plantagenbau versuchsweise beschäftigt, unterlag der Anstrengung beinahe gänzlich; andere, von mir mit Signalstangen auf dem Riff postirt, kamen nach mehrstündigem Stehen in der Sonne, ganz marode mit heftigsten Kopfschmerzen zurück, während ich selbst mich ganz wohl dabei befand. Im Falle einer ernsten Krankheit ist es natürlich, dass diese Art Menschen leicht dem Tode verfallen.

2. Krankheiten.

Die Mortlocker erkälten sich sehr leicht; sie leiden besonders während der zur Zeit der Windwechsel vorkommenden Influenza auf der Brust.

Von Hautkrankheiten kommen vor: Ichthyosis, zwei Lupus-Formen und die Elephantiasis Polynesiorum. Die letztere ist sehr gemein und befällt beide Geschlechter. Die Prävalenz der Elephantiasis auf den Mortlock-Inseln, während sie im Osten und Westen derselben blos zu den Seltenheiten gehört, möchte ich auch der polynesischen Erbschaft zuschreiben.

Ein Lupus entweder im Gesichte oder um das Ellenbogen- oder Fussgelenk wuchernd, gehört nicht zu den Seltenheiten; am häufigsten aber ist eine gewöhnlich auf der Fusssohle vorkommende Hautkrankheit, die unter der Epidermis speckige und schliesslich wuchernde, sehr schmerzhafte Auswüchse erzeugt, die den Insulaner im Gehen hindern und dasselbe oft gänzlich unmöglich machen. Auf manchen Inseln der Südsee, so z. B. auf den Anchorites-Inseln, fehlt diese Krankheit gänzlich. Die mich schon seit sieben Jahren begleitenden Anchorites-Insulaner hatten diese Krankheit nie gekannt, sie bekamen dieselbe erst im Samoa und leiden seitdem immerfort daran. Die Geschwüre sind unter der gewöhnlich dicken Epidermis oft blos durch Druck zu bemerken und erst nach Abtragen derselben sichtbar. Im Anfange des Uebels, ist dessen Sitz in den tieferen Lagen der Haut selbst; die kleine Geschwulst, von der Grösse eines Nadelkopfes bis zu der einer Erbse variirend, schimmert durch die blosgelegte Haut weisslich durch. Mit der Zeit dringt die Geschwulst zu der Epidermis und fängt an dieselbe von unten aufzulösen, selbst in dem gewonnenen

Raume aufquellend. In diesem Stadium hat sie ein speckig warziges Ansehen und ist, wenn berührt, sehr empfindlich. Sie ist entweder rund oder kurz oval und erreicht selten 10''' Durchmesser, es können aber oft mehrere solcher Epidermis-Löcher mit der durchgequollenen Haut bei einander sein ohne sich zu vereinigen. Das Leiden ist ein sehr langwieriges, wird aber von keinen ernstlicheren Folgen begleitet. Die Geschwüre trocknen ein und brechen wieder auf oder verbleiben für Jahre. Die Samoaner nennen diese Krankheit »toña« (sprich tonga), welchen Namen sie auch der Framboesia Pian (englisch Yaws) beilegen. Auf Ponapé heisst sie »Kincz« (sprich Kintsch). *) Ich fand das Bloslegen des Geschwürs, sorgfältiges Reinigen von Erde und Schmutz und cauterisiren mit Höllenstein von augenblicklicher Wirkung, da alle gebrannten Geschwüre am nächsten Tage schon unempfindlich sind und schliesslich eintrocknen.

Eine auffallende krankhafte Erscheinung bei den Mortlockern ist eine angeborene oder erst mit dem Alter sich entwickelnde Lähmung der Finger, welch' letztere in verschiedenem Maasse gebogen sind und nicht mehr gerade ausgestrekt werden können. Dieses Leiden scheint durch eine Verkürzung der Flexoren (Beugmuskel) verursacht zu sein, und ist erblich; in der Familie des Häuptling Náobong war von 4 Töchtern nur eine davon frei.

Im Allgemeinen sind sonst keine epidemischen oder syphilistischen Krankheiten bekannt und erreichen die Insulaner oft ein hohes Alter. Graues Haar und Bart sind nicht selten.

3. Kleidung und Tattuirung.

Die Tracht des Mortlockers und seine Tattuirung sind ebenfalls für denselben sehr bezeichnend. Die Männer tragen den »palpal« und den »usz« (sprich utsch), die Frauen den »ároar«.

Der »palpal« ist der polynesische »maro« oder »malo« oder der palau'sche »uszaker« (sprich utschaker) und wird auf dieselbe Weise wie dieser getragen. Er besteht aus Hibiscus- oder Bananenfasern und wird auf einem ordentlichen Webinstrument verfertigt. Er wird gewöhnlich

*) Dr. Ed. Graeffe theilt im Journal des Museum Godeffroy, Heft XIV pg. 238 über diese Krankheit auf Samoa Folgendes mit: Ob die von den Eingeborenen ebenfalls »tona« geheissenen schmerzhaften Excrescenzen an der Fusssohle ebenfalls eine Framboesiaform ist, bleibt zweifelhaft. Doch scheint es mehr eine entzündliche Wucherung des Chorions zu sein, welche sich bildet, wenn die sonst sehr dicke Sohlen-Epidermis-Schicht an irgend einer Stelle durchbrochen wird (vom Gehen auf scharfen Steinen, Korallenriffen etc.) und die Lederhaut blosliegt. Möglich ist indessen immer noch, dass die besondere Form dieser Sohlenwarzen unter dem Einfluss des Pian sich bildet.

reichlich mit Gelbwurz eingeschmiert. Zwei solcher Stücke zusammengenäht, längsweise mit einem Kopfschlitz in der Mitte, bilden den ponchoartigen Mantel »usz«, welcher von allen Männern getragen wird. Er deckt den ganzen Körper bis über die Kniee und bildet einen ausgezeichneten Schutz gegen die Sonne. Er wird ebenfalls reichlich mit Gelbwurz gefärbt. Der »palpal« kommt von Mortlock und Nukuor nach Westen bis Palau auf jeder Insel vor, der »usz« dagegen ist schon auf den westlichen Central-Karolinen unbekannt, so z. B. tragen die Eingeborenen auf Uneay blos den »palpal«. Der weibliche »åroar« ist ein aus ähnlichem Material gewebtes Zeug, das einfach um die Hüfte gewunden wird und nicht über die Kniee reicht; derselbe findet sich auf allen Inseln der Central-Karolinen, fehlt auf Ponapé, Yap und Palau. Spezielleres über diese Zeuge weiter unten.

Zur Kopfbedeckung hat der Mortlocker denselben spitzen und breiten runden Hut, wie man ihn auch auf Yap *) antrifft.

Die Tattuirung der Mortlocker ist den Ruk-Inseln entnommen und beschränkt sich bei den Männern auf die Aussenseiten der Oberarme und auf einen kleinen Theil der Vorderseite des Oberschenkels. Sie ist den

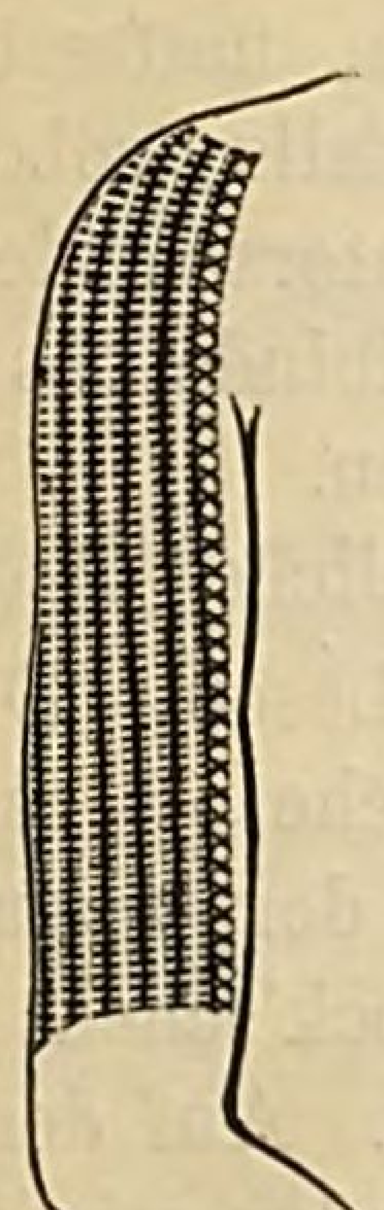


Fig. a.

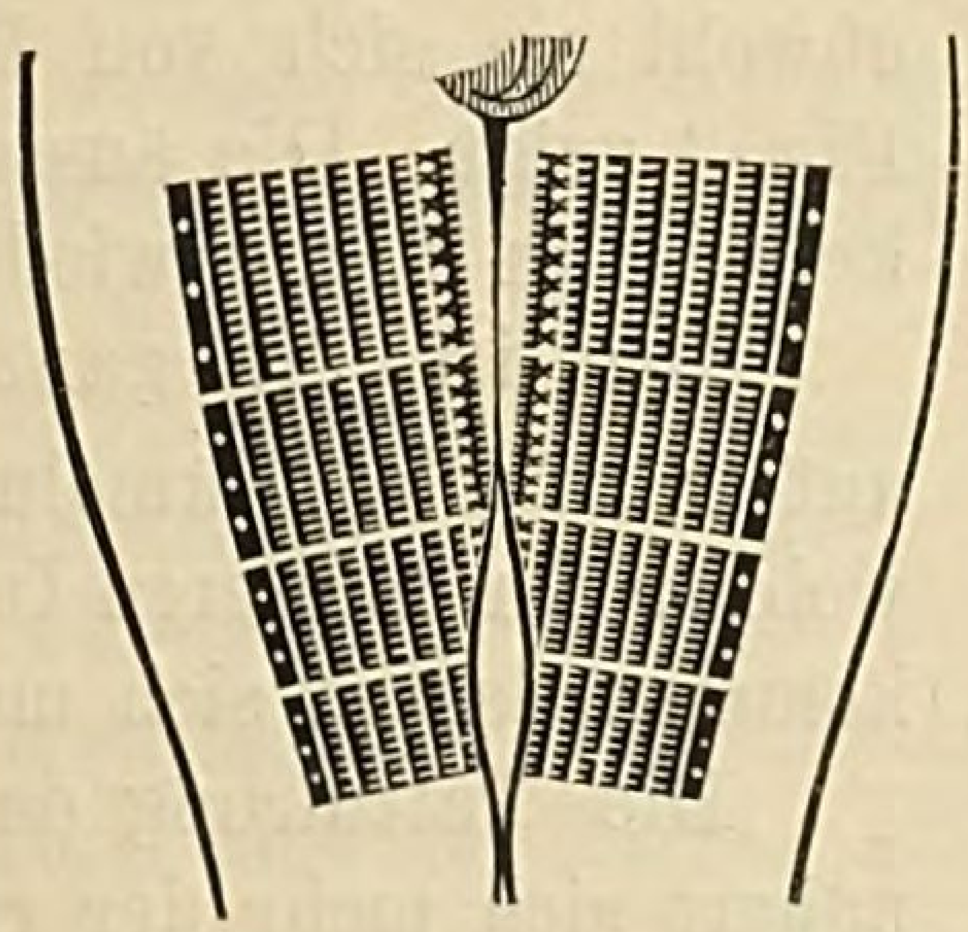


Fig. b.

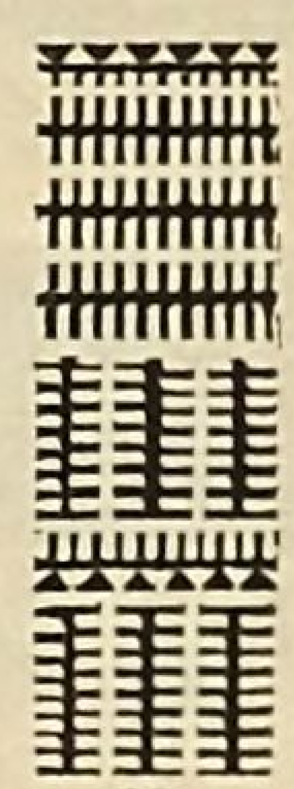


Fig. 10.

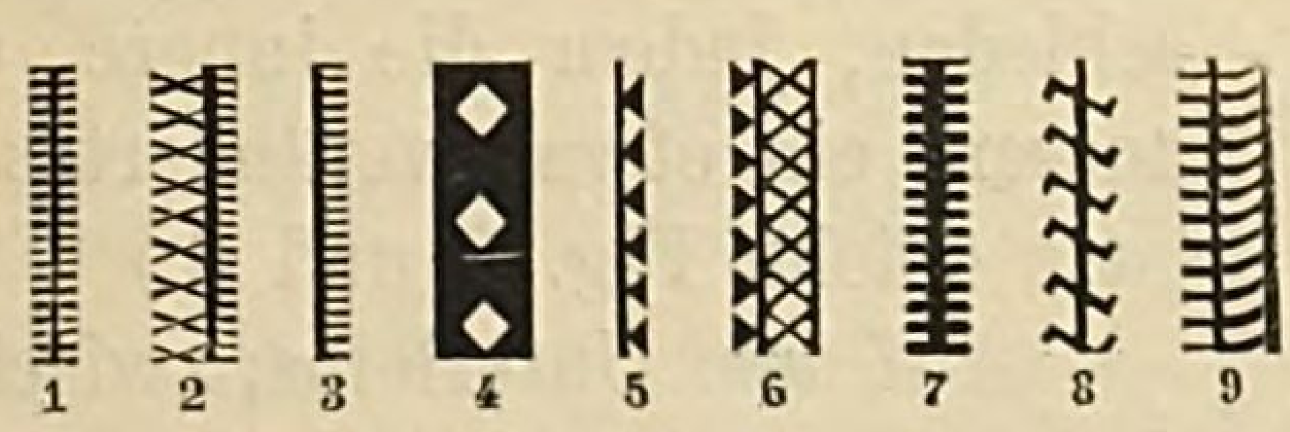


Fig. 1 bis 9.

*) Siehe Journal des Museum Godeffroy, Heft II, Taf. 5.

Mortlock- und Lósop*)-Inseln eigenthümlich und daher ein charakteristisches Merkmal dieser Inseln. Die ruk'sche Tattuirung der Brust und des Bauches haben die Mortlock-Männer nicht; die Mortlock-Frauen hingegen haben auch eine Tattuirung auf dem Unterleib und auf dem Gesäss.

Die ganze vordere und äussere Seite des Oberarmes ist mit elf (in der ruk'schen Tattuirung blos mit acht) Längsbinden bedeckt, die vom Akromion (oberster Theil der Schulter) bis zwei Zoll über die Ellenbogenbeuge reichen. Die oberen Enden der Binden sind quer abgeschnitten und ordnen sich bogenförmig um den Umfang des Akromions, von wo sie dann auf die Oberfläche des Oberarms ausstrahlen. (Fig. a).

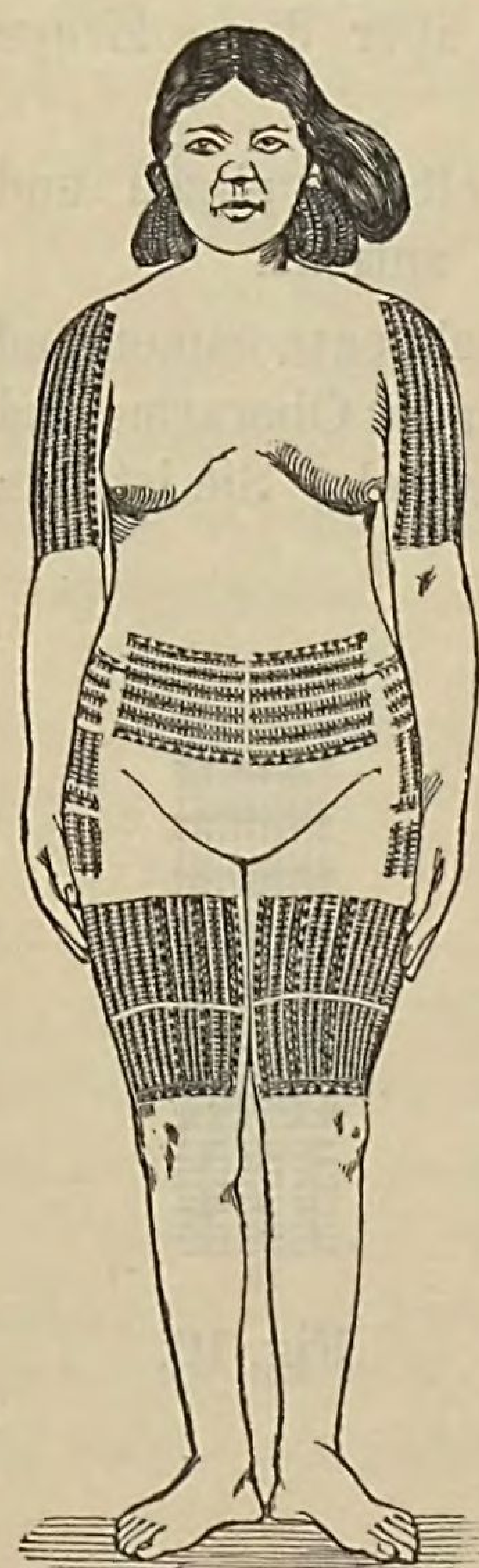


Fig. c.
Vorderansicht einer tattuirten Mortlock-Frau.

Von diesen elf Binden sind die neun mittleren sich gleich; ihr technischer Nativename ist »sóbon pey« (Fig. 1). Die beiden Randbinden heissen »feyrópung (Fig. 2).

Die auf der Innenseite des Schenkels befindliche Zeichnung (Fig. b), besteht aus vier nach unten immer kleiner werdenden sonst aber sich gleichenden Theilen, von denen jeder neun, sieben mittlere und zwei Randbinden, umfasst. Die mittleren Binden heissen ebenfalls »sóbon pey«, obwohl sie sich von Fig. 1 unterscheiden, wie Fig. 3 zeigt. Die äussere Randbinde des Schenkels ist in Fig. 4 wiedergegeben.

Das ist die ganze männliche Tattuirung auf Mortlock, Námoluk und Lósop. Die Einwohner der letzteren Insel, welche oft nach Ruk kommen, lassen sich manchmal dort tattuiren.

Die Tattuirung der mortlock'schen Frauen nähert sich mehr der ruk'schen. Auf dem Oberarme befinden sich ähnliche Binden wie bei den Männern, die beiden Randbinden sind aber verschieden, indem die innere »gunpaleyau«, die äussere ein etwas verändertes feyropung-Muster ist. (Siehe Fig. 5 und 6.)

Auf dem Unterleibe, zwischen dem Nabel und der Scham bis seitlich zu den Leisten-Gegenden, befindet sich eine Tattuirung aus horizontal an-

*) Losop- oder d'Urville-Inseln, südöstlich von den Ruk-Inseln.

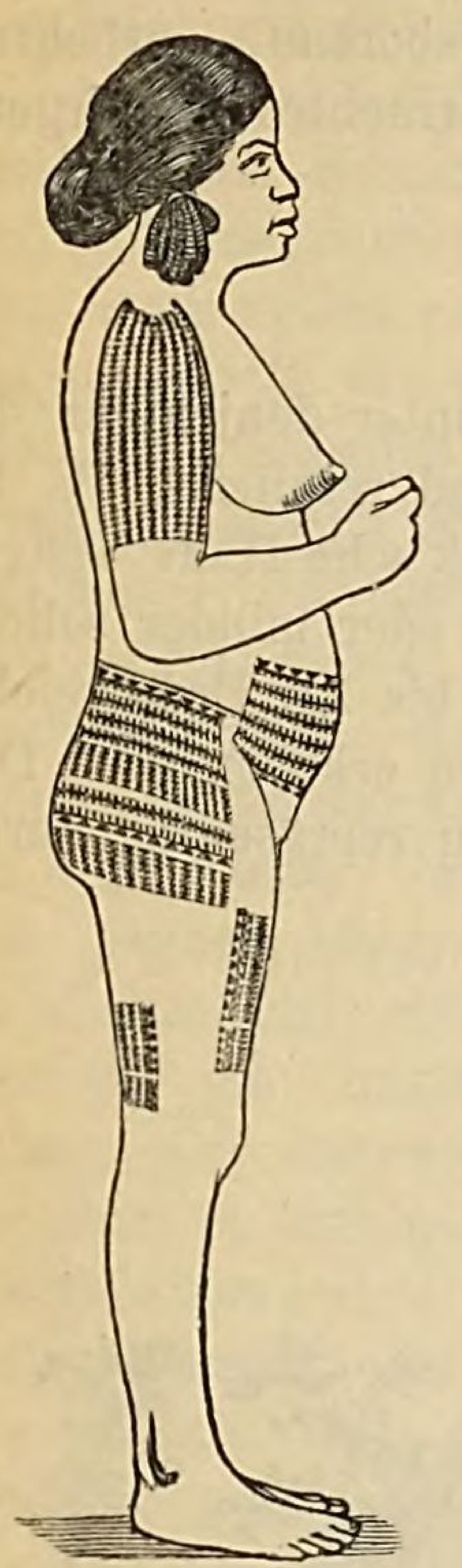


Fig. d.
Seitenansicht einer tattuirten Mortlock-Frau.

geordneten, auf der Mitte des Bauches unterbrochenen Binden. Es sind deren sechs, die vier mittleren sind ein etwas veränderter sóbon pey, (Fig. 7), die oberste und unterste sind gunpaleyau.

Auf der Rückenseite befindet sich eine ähnliche Tattuirung, welche aber etwas niedriger als diejenige des Unterleibes anfängt und quer über das Gesäss sich hinzieht. Fig. 10 giebt einen Theil dieser Zeichnung auf der ganzen Höhe.

Die auf der vorderen und inneren Seite des Oberschenkels befindliche Tattuirung besteht aus 14 vertikalen Binden, welche nur einmal unterbrochen sind. Von diesen Binden sind die 1. 3. 6. und 14. sich gleich; es ist der in Fig. 6 dagestellte feyropung. Die 7. und 9. heisst »manubong« (Fig. 8). Die übrigen sind sóbon pey.

Auf der hinteren Seite des Oberschenkels sind ebenfalls solche Binden in zwei Gruppen angeordnet, welche sich eben über der Kniebeuge befinden.

Zwischen die sóbon pey-Binden der Hüften-Tattuirung werden manchmal Binden wie Fig. 9 eingeschaltet.

Fig. c und d stellen die mortlock'sche Frauentattuirung vor, doch sei hervorgehoben, dass sich die Frauen im Allgemeinen ähnlich wie die Männer, blos mit der Tattuirung der Oberarme und Oberschenkel begnügen. Eine vollständige Tattuirung haben blos die älteren Frauen.

Wie überall, ist die Operation schmerzlich und kostspielig. Ihre Ausübung ist eine Kunst und wird ebenso wie auf Palau und Ponapé von Frauen gehandhabt.

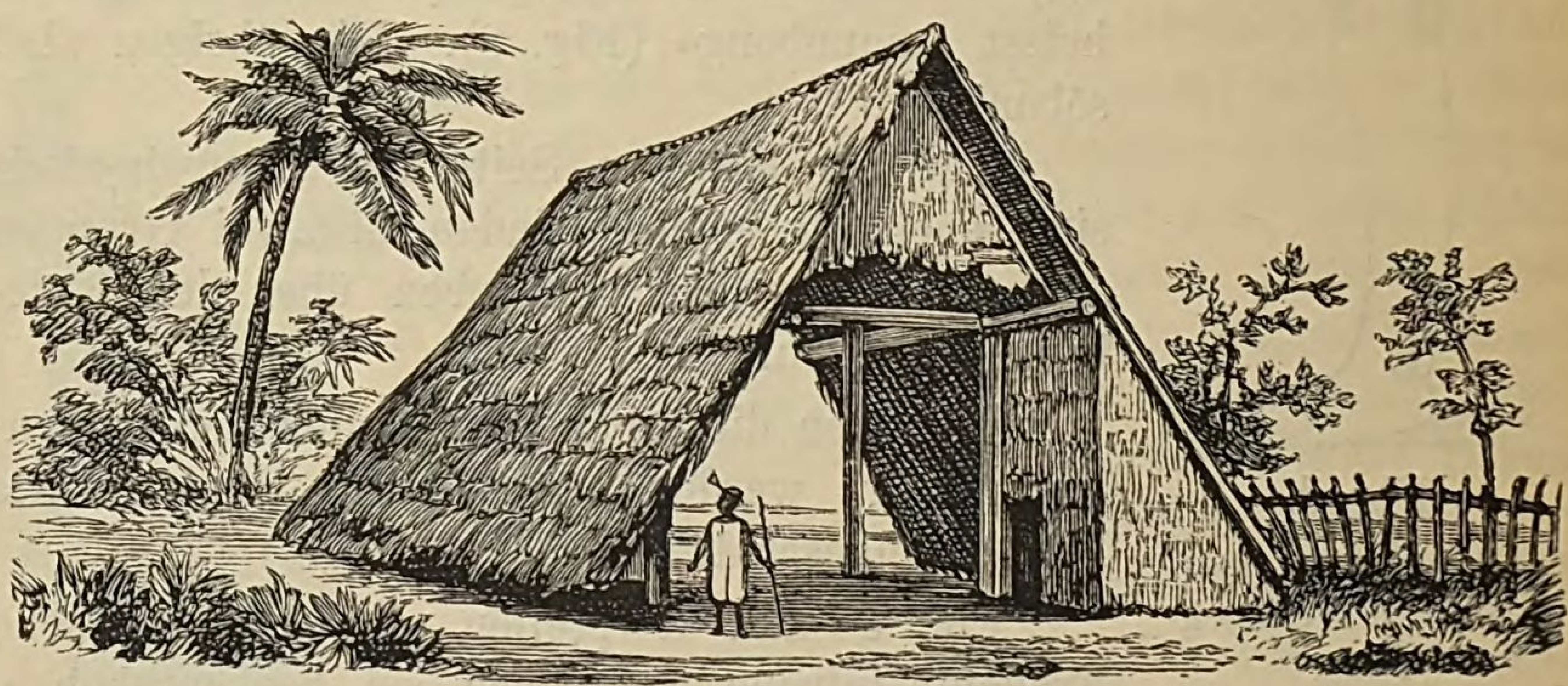
Ebenso wie die mortlock'sche Tattuirung nur ein Bruchstück der ruck'schen ist, so glaube ich auch, dass die Tattuirung, welche ich bei einem Lósop-Eingeborenen, Forsal mit Namen, vorfand, noch nicht ganz fertig war, und nur den Bruchtheil einer früheren den ganzen Körper deckenden Tattuirung bildete, deren vollständige Ausführung entweder vernachlässigt war oder erst mit höherem Alter vor sich gehen sollte.

Bei den Mortlockern spielt die Tattuirung keine hervorragende Rolle und viele, besonders dunkel gefärbte Eingeborene, entbehren derselben gänzlich. Sie wird blos als Schmuck betrachtet ohne irgend welchen religiösen Sinn.

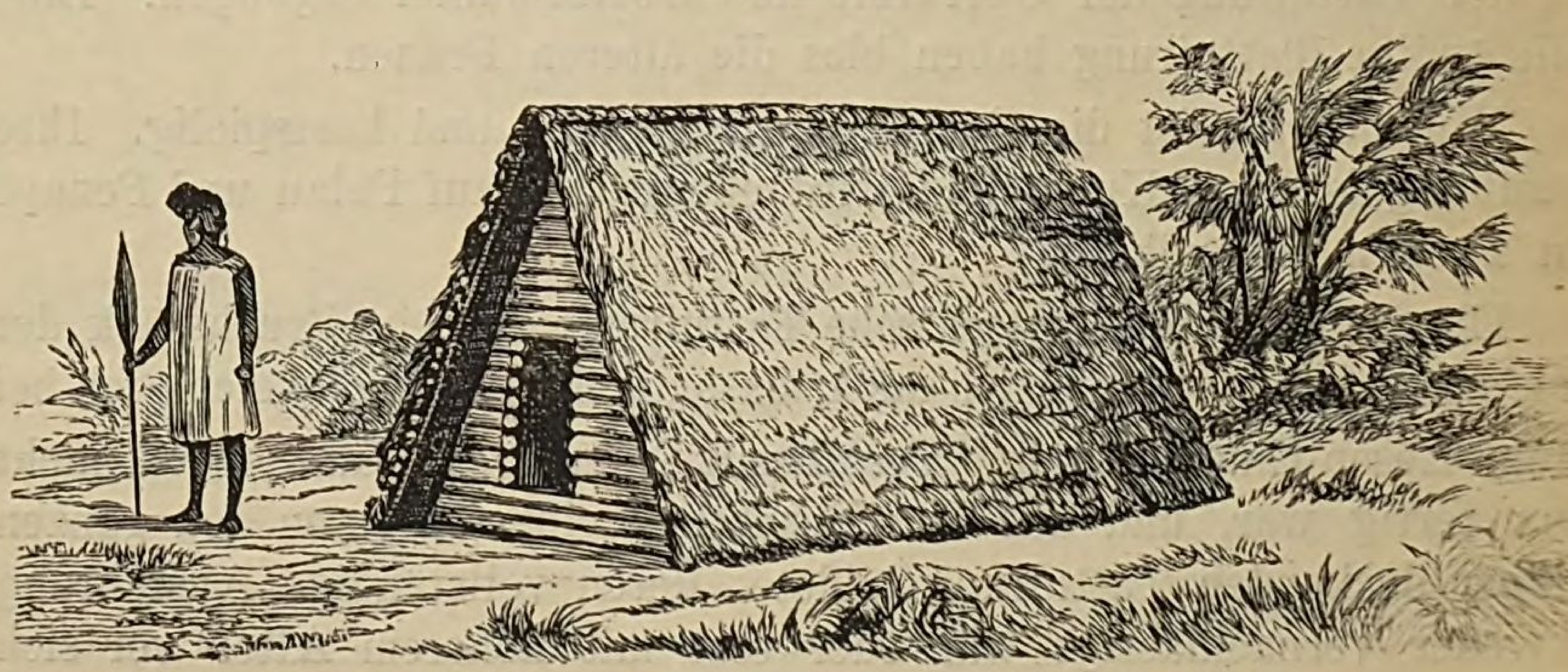
4. Wohnungs-Verhältnisse.

Die Wohnungen der Mortlocker stehen weit unter denjenigen der nachbarlichen hohen Inseln, sind jedoch besser und reinlicher als die Wohnhütten der Marshall-Insulaner. Das mortlock'sche Haus besteht blos aus einem Dache, welches, durch ein mehr oder minder solides Gerüst getragen, entweder wie bei den kleineren bis zur Erde reicht, oder wie bei den grossen etwas über dem Boden erhoben ist. Das Aeussere dieser beiden Arten der Häuser wird treu repräsentirt durch die nebenstehenden Holzschnitte No. 1 und 2.

No. 1.



No. 2.



Das grosse Haus, »le fel« genannt, ist ungefähr 12 m lang, 8 m breit und 6½ m hoch und ist meistentheils auf beiden Seiten offen. In demselben werden gewöhnlich die Canoes aufbewahrt und schlafen der Häuptling des Ortes und alle männlichen Einwohner, welche noch nicht verheirathet sind, oder welche nicht eben bei ihren Frauen verweilen. Jeder Ort hat ein solches Haus; um dasselbe herum gruppiren sich die kleinen Häuser, die »im« heissen, in welchen die Frauen, gewöhnlich mehrere zusammen, wohnen. Etliche von diesen kleinen Häusern sind nachlässiger gebaut und dienen als Küchen »mesoro.« Je nach der Wichtigkeit des Ortes ist das fel grösser und stärker gebaut oder sinkt zu einem offenen Schuppen herab. Der Hauptzweck des Hauses ist, dem Einwohner nur den nothdürftigsten Schutz gegen die Einflüsse des Wetters zu geben, von Bequemlichkeit ist keine Rede. Das Gerippe des Hauses ist sehr stark gebaut, um dem ganzen Dache eine besondere Widerstandsfähigkeit gegen die westlichen und südwestlichen Winde zu sichern. Die Grundpfeiler sind aus sehr hartem, über mannesdickem Holze, ebenso die Querhölzer. Die ersteren sind meist nur von der Rinde entblösste Stämme, die oben in eine natürliche Astgabel enden, in welch' letzteren die Längsbalken ruhen; die letzteren (Querbalken) sind roh viereckig behauen, ebenso die von deren Mitte zur Dachfirste laufenden Stützen. Auf diesen sieht man manches Mal einen ungeschickten Versuch einer Verzierung in Gestalt von symmetrisch sein sollenden Leisten. Diese Hauptstützen des Hausgerippes sind aneinander gebunden. Die Dachlatten sind aus Pandanus-Stämmen und von bedeutender Dicke (ca. 15 cm), was dem ganzen Bau von Innen ein sehr massives Ansehen verleiht. Das Dach selbst ist aus Pandanus-Blättern. Die mortlock'sche Hauszimmerei, welche sich natürlich den Verhältnissen des Platzes fügen musste, steht weit unter der palau'schen, welche ich bis jetzt als die vollkommenste in der Südsee betrachte. Das mortlock'sche fel entspricht entfernt dem samoanischen »fale tele«, den kingsmill'schen grossen Häusern, den ponape'schen Küchen oder Festhäusern, den yap'schen »febay's« und den palau'schen »bay's«. Im Vergleiche mit den beiden letzteren fällt es auf, dass der palau'sche Name bay durch das polynesische fale (in fel verkürzt) vertreten ist, da doch der Hauptzweck des Hauses derselbe ist, nämlich des Nachts ein Sammelort für diejenigen männlichen Bewohner zu sein, welche keine Frauen haben oder von ihnen zeitweilig geschieden sind. Ebenso wie in Palau werden auf den Mortlock-Inseln alle Staatsgeschäfte in diesem Hause abgemacht und Besuche empfangen, und was ein sehr wichtiges Moment ist, auf beiden Inselgruppen dürfen

die dem Platze angehörenden Frauen das fel nicht betreten, wogegen Frauen aus anderen Gegenden durch kein Gesetz an den freien Eintritt behindert sind.

Das Innere eines solchen mortlock'schen fel bietet, wie bereits erwähnt, dem Einwohner nur Schutz gegen Regen und direktem Wind; sonst ist es blos ein leerer Raum, dessen Boden mit losen Cocosblättern bedeckt wird, in welchem die Eingeborenen Nachts auf der gewöhnlichen »kiekey«-Matte schlafen. Steht ein Canoe in dem Hause, so lagern sich die Leute wie sie eben können. In Folge der geringen Bevölkerung im Allgemeinen, so wie auch der Sitte, dass die Männer auswärts verheirathet sind, ist die Zahl der Schläfer im fel nur eine beschränkte. Von Geräthschaften und wohnlicher Einrichtung ist keine Spur vorhanden, da ja eben das Haus nur zum zeitweiligen Aufenthalte dient.

Die Einrichtung der kleineren Häuser ist ebenso ärmlich. Die wenigen Geräthschaften oder Sachen der Einwohner, sind überall dem Auge zugänglich aufgehangen, entweder frei oder in kleine Körbe oder Bündel eingepackt. Die von den Oneop-Natives verfertigten Brotfruchtkisten, sind sehr selten in den Häusern zu finden. Matten werden blos für die Nacht benutzt; am Tage sitzen oder vielmehr knieen die Frauen auf blosser Erde, wodurch deren Kniee sehr rauh und misgestaltet werden. Die Wohnhäuser sind im Allgemeinen sehr klein, auf beiden Seiten geschlossen und nur durch eine kleine viereckige Oeffnung zugänglich. Die Insassen leben zusammengedrängt und können sich unmöglich besonderer Reinlichkeit befleissigen.

5. Nahrung.

Die Nahrung des Mortlockers ist ebenso ärmlich wie seine Behausung, und kann er sich nicht mal mit der Quantität für die Qualität trösten. Es ist kaum möglich gewisse Esszeiten wahrzunehmen, man isst, wenn man zu essen hat. Die Cocosnuss ist das hauptsächlichste Nahrungsmittel, indem die alte gegessen, die junge getrunken wird. Da Taro und Brotfrucht blos zu gewissen Zeiten vorkommen, so ist die Cocosnuss ein Gegenstand besonderer Sorge, und wird mit den abfallenden Nüssen eine genaue Wirthschaft betrieben. Sie bilden das einzige Eigenthum des Eingeborenen, welches ihm sein Leben hier ermöglicht, und er bewacht dasselbe sehr sorgsam. Die Cocosnuss ist nicht nur das natürlichste, sondern auch das beliebteste Nahrungsmittel der Mortlocker, denn sie ist nahrhaft und wird von der Natur fertig abgeliefert. Als Zuspeise geniesst der Mortlocker selten einen Fisch. Taro und Brotfrucht werden gerne mit Fisch gegessen, und

wird der Fischfang deshalb zur Zeit der Brotfrucht mit gesammten Kräften betrieben. Dann beginnt die Zeit des Sattseins; es herrscht dann ein positiver Ueberfluss, den der Insulaner leider nicht für die Zeiten der Noth zu verwerthen versteht. Es wird zwar versucht den Brotfruchtteig in Höhlen vergraben für eine längere Zeit zu verwahren, indessen hält sich derselbe in den flachen Höhlen des Korallenbodens schlecht und bildet eine rasch vergehende Aushülfe. Neun Monate im Jahre ist der Insulaner auf die Nuss angewiesen. Als Fleischspeise geniessen die Insulaner gelegentlich den Noddy (Anous stolidus), auch dumme Seeschwalbe genannt, oder dessen Eier, die Carpophaga oceanica Less., den Birgus latro, mehrere Crustaceen des Strandes und verschiedene Mollusken. Das wilde Huhn, hier von Ruk eingeführt, wird nicht gegessen. Die mortlock'sche Kochkunst hatte somit keine Gelegenheit sich auszubilden, ist aber nicht jeder Eigenthümlichkeit baar. Die glücklichenfalls erbeuteten Eier des Anous oder der Schildkröte werden selten roh gegessen, sondern in einer Cocosschale über einem Feuer zum Rührei gemacht. In den grossen Cassisschalen wird auch ein Gemisch von Brotfrucht mit Cocosnuss gar gebacken, und liefert dies Gericht in der Brotfruchtzeit eine Festspeise, die durchaus nicht schlecht schmeckt. Manche Fische werden roh gegessen, manche direkt über dem Feuer geröstet. Indessen ist der polynesische »umu«, das Backen in erhitzten Steinen, auch hier bekannt und angewandt, obwohl die Korallensteine dazu ein sehr schlechtes Material liefern. Die Bereitung der Nahrung fällt den Frauen zu, es wird aber ausser der Brotfruchtzeit wenig gekocht.

Zieht man die ärmlichen Bedingungen, unter welchen die Mortlocker ihr Leben fristen, den Mangel an Nahrung, die dürftige Wohnung, die klimatischen Einflüsse und die Einwirkungen der Elemente, welch' letztere in der Form von Stürmen und Ueberfluthungen die ohnehin schon karg zugemessenen Existenzmittel gänzlich vernichten können, in Betracht, so muss man sich doch über das gute Aussehen resp. Aeussere derselben wundern.

6. Die politischen, staatlichen und socialen Einrichtungen der Mortlocker.

Die heute »Mortlock-Gruppe« benannten Inseln, die aus den drei Lagunen: Satóan, Lukunor (Lugunor) und Etal bestehen, bilden keinen einheitlichen Staat und waren niemals von den Eingebornen unter einem Namen zusammengefasst. Während Etal für sich allein dasteht, sind Lukunor und Satóan aus mehreren unabhängigen Staaten zu-

sammengesetzt, deren heutige Verhältnisse sich im Laufe der Zeiten auf mannigfachem Wege zu einem scheinbaren Ganzen formten, deren organische Trennung sich aber bei jedem politischen Wirken nach Aussen kundgiebt.

Die grösste der Lagunen-Gruppen ist Satóan; von den zu ihr gehörigen Inseln sind nur Kịtụ, Mož (sprich Mosch), Satóan und Tä bevölkert. Jede dieser bevölkerten Inseln hat einen grossen Häuptling »sómol« (Kopf, Haupt) genannt, und mehrere kleinere; jede geht als ein Ganzes in den Krieg, um die Interessen der Insel gegen die nachbarlichen zu vertheidigen. Wenn man somit von der inneren heterogenen Organisation absieht, bildet jede dieser Inseln einen Staat. Von diesem Standpunkte aus gestaltet sich die Eintheilung der Mortlock-Inseln in 7 von einander unabhängige Staaten, wie folgt:

Satóan Lagune.

1. Tä, umfasst die Insel Tä, mit Ausschluss eines kleinen Theiles im Norden der Insel, welcher zu Satóan gehört, die südlicher gelegenen Inseln Uoytä und Aliar.
2. Satóan, besteht aus der Insel gleichen Namens und den westlich von ihr auf dem Riffe gelegenen Inseln bis Fauszjk.
3. Mož, umfasst ausser der Insel gleichen Namens, die Inseln im Osten bis Fauszjk und im Westen bis Apison.
4. Kịtụ, umfasst alle Inseln zwischen Apison und Onobukụ.

Lukunor Lagune.

5. Lukunor, besteht aus der Insel Lukunor, Piafa und der östlichen Hälfte von Saponor.
6. Oneop, besteht aus der Insel gleichen Namens, der Hälfte von Saponor, allen kleinen Inseln auf dem westlichen Rande des Riffes und der Insel Kúrum auf der östlichen Seite der Lagune.

Etal Lagune.

7. Etal, umfasst die ganze Lagune.

Diese Eintheilung, obwohl geographisch zweckmässig, ist jedoch keine natürliche und verräth sich als solche bei der ersten Gelegenheit. Wenn z. B. zwei solcher Staaten im Streite sind, welcher blos durch einen Krieg ausgeglichen werden kann, so finden sich die Krieger beider Partheien auf dem Kampfplatze ein und die Schlacht beginnt. Kurioser Weise besteht diese aber nicht in einem blinden Drauflosschlagen, sondern man sucht sich seine Gegner aus. Zwei einander gegenüber stehende Krieger werden sich nichts zu Leide thun, sobald sie sich als »puipui« d. h. als Verwandte, die sich nicht tödten dürfen,

erkannt haben. Das »puipui« also ist stärker als der Begriff Staat, als die politische Unabhängigkeit desselben, und verdient demnach eine besondere Aufmerksamkeit.

Der Mortlocker nennt einen Bruder oder eine Schwester »pui« (puim, puin u. s. w.), und er betrachtet einen jeden Menschen für seinen »puin«, wenn die Mutter des letzteren von demselben Blute war, wie seine eigene. Durch »puipui« bezeichnet er das Verwandtschaftsverhältniss selbst und dann die ganze Gesammtheit seiner Verwandten von mütterlicher Seite. Die Verwandten von väterlicher Seite gehören nicht zu dem »puipui«. Das »puipui« entspricht also dem Begriffe Stamm, und ist die eigentliche Basis, von welcher alle Erscheinungen des mortlock'schen Lebens ihren Ursprung nehmen. Will man also die mortlock'schen staatlichen Verhältnisse verstehen, so muss man die Stammesverfassung der dortigen Völkerschaften in Betracht ziehen.*)

6a. Die Stammesverfassung der Mortlocker.

Zu einem Stamme gehören Individuen beiderlei Geschlechts, welche ihre Abkunft traditionell von einer und derselben Frau ableiten können. Die Mitglieder eines Stammes, beiderlei Geschlechts, betrachten sich als Geschwister und dürfen sich nicht geschlechtlich vermischen, oder körperlich oder moralisch schädigen. Die Bande der Stammesverwandtschaft bestehen ohne Rücksicht auf Entfernung und geographische Vertheilung.

Diese Kardinal-Gesetze der Stammesverfassung, wurden von den ersten Einwanderern aus ihrer Heimath mitgebracht; sie erstreckten sich auf den ganzen östlichen Theil der centralen Karolinen und halfen die mortlock'schen Staaten begründen. Eine Anzahl solcher Einwanderer

*) Auf allen Inseln der Karolinen- und der Marshall-Gruppe, mit einziger Ausnahme der Insel Yap, ist der Ausgangspunkt der socialen Einrichtungen derselbe, nämlich ein durch die Einheit des weiblichen Blutes bedingter Stamm. Auf Yap kommt die Mutter nicht in Betracht und der Sohn folgt dem Vater, obwohl Spuren einer ursprünglicheren weiblichen Stammesverfassung nicht zu verkennen sind. Ganz dieselbe Verfassung hatte einst auch Polynesien (obgleich hier die einzelnen Stämme ihre Zusammengehörigkeit nicht aufrecht erhalten konnten und in einzelne Familien »aiga's« (auf Samoa z. B.) zerfielen), indem die Nachkommenschaft einer Frauenlinie den Vorzug hatte und z. B. Häuptlingstitel und Würden auf den Bruder, nicht auf den Sohn des Vaters, übergingen.

Die centralen Karolinen scheinen diese Stammesverfassung am reinsten erhalten zu haben. Jeder einzelne Stamm fand hier genügenden Platz sich zu behaupten. Die Vermischung der Stämme zum Zwecke einer Staatenbildung, ist nicht so stark ausgeprägt wie auf Palau oder Ponapé, oder dieselben unterlagen nicht individueller Willkür einzelner Stämme oder deren Häuptlinge, wie dies auf der Marshall-Gruppe der Fall ist.

kam vom Norden, namentlich von den Hogolu- oder Ruk-Inseln, nahm die Mortlock-Inseln in Besitz und vertheilte sie unter sich. Da die Einwanderung keine gleichzeitige und einmalige für die verschiedenen Stämme war, so kamen auf verschiedenen Inseln einzelne Stämme mehr zur Geltung; jedoch fanden sie sich sämmtlich auf beinahe jeder Insel vertreten. Sobald daher die Bewohner einer Insel einen Staat, d. h. ein nach Aussen als politische Einheit wirkendes Ganze bildeten, fanden sich Mitglieder eines und desselben Stammes in verschiedenen Lagern vor, und der vorerwähnte Fall trat ein, dass diese sich im Kampfe ausweichen mussten. Staaten bekämpfen sich demnach nur innerhalb ihrer sich gegenseitig fremden Stämme. Wenn eine Insel die Stämme a und b hat, eine andere aber auch von denselben bevölkert ist, dann wird a der einen Insel mit b der andern, b der ersteren mit a der letzteren kämpfen müssen.

Ausser dieser Stammeseintheilung, existirt keine andere sociale Eintheilung auf den Karolinen, beispielsweise in Stände, Klassen, geheime Brüderschaften u. dergl., und glaube ich, dass alle darauf abzielenden Vermuthungen früherer Beobachter auf Unkenntniss der Stammesverfassung beruhen. *) Bei den hiesigen Völkerschaften sind die Begriffe »vornehm, adelig und bürgerlich« sehr relativer Natur, und specielle Titel wie »König, Fürst, Prinz etc.«, ganz von der individuellen Willkür des Beobachters abhängig.

Ein Stamm besitzt gewöhnlich eine Strecke Landes, welche er als sein Eigenthum gegen die Angriffe anderer Stämme zu beschützen hat, und bildet alsdann einen Staat für sich. Hat derselbe Stamm auch bedeutenden Grundbesitz auf einer anderen Insel, so entsteht ein anderer Staat, der von dem ersten unabhängig ist, aber seine Stammesverwandtschaft nie verleugnen kann.

Ein Stamm nach vorstehender Art ist nicht von Dauer, weil die Männer und Frauen desselben keine Ehen eingehen dürfen. Zu seinem Fortbestehen muss er mit einem anderen Stamme in Berührung treten und so eine Nachkommenschaft zu erzielen suchen. Je mehr Frauen zu einem Stamme gehören, desto mehr Heirathen und Nachkommenschaft, desto grösser demnach die Wahrscheinlichkeit seines sicheren Bestehens. Hieraus resultirt die bevorzugte Stellung der Frau, welche

*) Ohne Zweifel bezieht sich die bei Meinicke, Inseln des Stillen Oceans, II. pg. 381, citirte Beobachtung Lütke's und Duperrey's über Klasseneintheilung auf die Stammesverfassung, welche auf allen diesen Inseln zu finden ist. Eine Ausnahme bildet das auf Ponapé einstmals ausgebildete Bündniss der »Dziomarau«, welches einen rein religiösen Charakter hatte und neben der Eintheilung in Stämme (»tip«), die ganz dem »puipui« entsprechen, bestand.

ihren Ausdruck darin findet, dass die älteste Frau des Stammes als dessen *sociales* Haupt angesehen und mit besonderer Achtung behandelt wird.*)

Das *politische* Haupt des Stammes, ist der älteste Mann aus der ältesten Familie des Stammes. Der ganze Stamm nennt ihn seinen Häuptling »sómol« **). Der Häuptling nennt jedes Mitglied seines Stammes »pui«, d. h. Schwester oder Bruder, ohne Rücksicht auf das Alter. Stirbt ein Häuptling, so folgt ihm sein Bruder, oder falls dieser fehlt, der nächste männliche Verwandte. Stirbt die älteste Familie aus, so folgt die nächste, die folgende u. s. w. so dass der letzte Mann des Stammes Häuptling desselben werden kann, wenn an ihn die Reihe kommt.

Jedes Dorf für sich ist ein kleiner Stamm, eine Familie, aus welcher die Nachkommenschaft des männlichen Theils ausgeschlossen und in welcher die des weiblichen beibehalten ist. Die durch die Bande der Stammesverwandtschaft aneinander geketteten Dörfer, anerkennen ein Dorf als den Sitz der Hauptfamilie, welche den Häuptling des Stammes liefert. Jedes dieser Dörfer, dessen Bedeutung im Stamme in einer stufenweise angeordneten Reihe bestimmt ist, kann das Hauptdorf des Stammes werden, falls die vorgehenden wichtigeren Dörfer ausgestorben sind.

Die Stammes-Eintheilung der Mortlock-Inseln gestaltet sich weit komplicirter als die politische. So zählt die in »Bónon, Lugalap, und Réte« zerfallende Insel Tä mit dem Sitz des Oberhäuptlings in Pia, die 4 Stämme: Sópun, Inemarau, Sor und Ué, deren Bewohner sich im März 1877 wie folgt vertheilten:

*) Der Einfluss und die Bedeutung der Frauen in dem Stamme, besonders der ältesten Frau, ist auf den verschiedenen Inseln der Karolinen verschieden. Das Verhältniss scheint von den Bedingungen abzuhängen, in welchen sich die Stämme vereinigten um Staaten zu bilden. Die älteste Frau des Stammes heisst überall, ebenso wie das männliche politische Haupt des Stammes, »Häuptling«. Auf den Palau's stehen der ältesten Frau der Familie, der Königin der Frauen, eine Anzahl Frauen-Häuptlinge zur Seite, welche den »Rupak el dil« ausmachen und von grossem Einfluss auf die Gesellschaft sind. (Vergl. Journal des Museum Godeffroy, Heft IV, pg. 39 (215). Bei den »tips« (Stämme) auf Ponapé ist dies ebenso.

**) Von »zum« Kopf. Die heutigen Mortlocker gebrauchen den Ausdruck »zum« blos für Thiere, z. B. »zum en ik«, der Kopf eines Fisches.

	Erwachsene Männer	Knaben	Erwachsene Frauen	Mädchen
der Stamm der Sópun's				
Dorf Pia	13	5	8	2
Onim	3		2	
Onfel	11	2	18	4
Ueylap	7		3	2
Fanmeu̯	4	4	3	2
der Stamm Inemarau				
Legu̯	5	11	14	5
Lenu̯		1	3	1
der Stamm Sor Sauyan				
Lemeu̯r	1	2	6	3
Enuk	8	4	8	2
Leu	3	2	6	2
der Stamm Sor Apila				
Apila	6	6	7	1
der Stamm Uẹ́				
Assuela } Assoatau }	30	15	37	12
	91	52	115	36

Summa: 294 Einwohner

	Erwachsene Männer	Frauen	Kinder	
Sópun	38	34	21	93
Inemarau	5	17	18	40
Sor	18	27	22	67
Uẹ́	30	37	27	94

Die Insel Satóan weist die Stämme Sóúyer, Sópun, Sóúluk, Sor, Inemarau und Ué auf, von welchen indessen nur die drei ersten von Bedeutung sind. Die Sóúyer's haben den Yēr-itú genannten Theil der Insel inne, und der in Fanu̯or residirende Häuptling derselben ist der Oberhäuptling von Satóan. Diesen zunächst an Macht stehen die Sópun's, die den »Effeng« genannten Theil der Insel mit dem Hauptdorfe Soot besitzen. Die Sóúluk's besitzen den Yēr-itá genannten Theil mit dem Hauptdorfe Fanu̯en.

Auf Mož findet sich wieder die Eintheilung der Insel in drei

Theile, Leapoy, Yer und Illik, im Besitze der Stämme Sópun, Inemarau und Sóúmož. Die respektiven Hauptdörfer heissen: Lágorúp, Amoreng und Falula. Die Oberhand haben wieder die Sópun's. Ausser diesen drei Stämmen sind hier noch die Ué's, Likilap's und Sor's vertreten, je mit einem kleinen Häuptling, der jedoch ohne politischen Einfluss ist.

Auf der Insel Kítu finden wir die Stämme Sor, Ué, Sópun, Sóúmož und Inemarau. Hier aber haben die Sor's das Uebergewicht, indem sie die Staaten Effeng und Yer bilden. Luk, der dritte unabhängige Theil Kítu's, ist im Besitze der Ué's.

Auf Lukunor finden wir die Stämme Sor, Sópun. Soumož, Sófa und Ué, mit dem ersteren als Führer.

Oneop hat die Stämme Soumož, Ué, Sópun, Sor, Likilap, Sófa, von denen die ersteren die Oberhand haben.

Etal hat die Stämme Ué, Sópun und Sor.

Nach Vorstehendem werden sich die auf Seite 244 aufgeführten 7 politischen Insel-Staaten in folgende 16 *sociale* Staaten eintheilen lassen, von denen jeder wieder seine eigene innere Organisation hat und aus einer grösseren oder kleineren Anzahl von Gemeinden mit je einem Dorf besteht:

Stamm	bildet d. social. Staat	auf der Insel
1. Sópun	1. Bónon	Tä
	2. Effeng	Satóan
	3. Leapoy	Mož
2. Sor	4. Lugalap	Tä
	5. Effeng	Kítu
	6. Yer	Kítu
	7. Lukunor	Lukunor
3. Ué	8. Réte	Tä
	9. Effeng	Etal
	10. Yer	Etal
	11. Luk	Kítu
4. Sóúyer	12. Yer-itú	Satóan
5. Sóúluk	13. Yer-itá	Satóan
6. Soumož	14. Oneop	Oneop
	15. Illik	Mož
7. Inemarau	16. Yer	Mož

8. Likilap } sind heute von keiner Bedeutung und
9. Sófa } leben zerstreut unter den verschiedenen
10. Retum } Stämmen.

6.[b] Der Stamm und seine innere Verfassung.

Die Mitglieder eines Stammes haben eine Strecke Landes in ihrem Besitz, welche in kleinere Gemeinden getheilt ist, von denen jede eine eigene Niederlassung besitzt. Eine solche Niederlassung heisst: »key« und mit den dazu gehörenden Ländereien »bey«. Der Stamm ist also eingetheilt in bey's, deren jeder einen männlichen sómol, den ältesten Mann der Gemeinde, hat, welcher dieselbe nach Aussen repräsentirt. Die bey's haben eine Rangordnung, deren Spitze der key sómol, das Hauptdorf bildet, wo der Häuptling des Stammes lebt. Die Anordnung des key's — ein grosses Haus »le fel« wo das Haupt des Dorfes mit den männlichen Bewohnern schläft, umgeben von kleinen Hütten, in welchen die Frauen der Gemeinde für sich allein, oder mit ihren Männern (die nicht zu dem Stamme gehören) sich aufhalten —, ist blos ein sichtbarer Ausdruck der Stammes-Regel, dass die beiden Geschlechter sich als Geschwister betrachten sollen. Die Niederlassung ist kein Dorf, in dessen Häusern die Familien gemüthlich zusammen leben, sondern die Frauen und Männer sind auf's strengste abgeschieden; alle durch die Tradition überlieferten Gesetze, die sich als Sitten und Gebräuche offenbaren, trachten darnach die Annäherung der beiden Geschlechter eines Stammes unmöglich zu machen. So wird ein Geschwisterpaar nie in *einem* Hause schlafen, sondern der Sohn schläft in dem »fel«, die Tochter mit ihrer Mutter in dem »im«. Die Frau des bey-sómol darf nicht den fel betreten, eine Frau aus irgend welchem bey des Stammes, darf nicht den fel des Oberhäuptlings betreten, dagegen ist eine Frau aus einem anderen Stamm durch kein Gesetz an dem Eintritt verhindert. *)

Dieses Streben die beiden Geschlechter eines Stammes von einander zu halten, hatte verschiedene Folgen. Zuerst rief es eine Reihe von Gebräuchen und Verbote hervor, welche der Wichtigkeit der Frau im Stamme scheinbar nicht genügend Rechnung tragen und

*) Auf Palau darf auch keine »ardil a pelu« d. i. Frau des Landes, den dem mortlock'schen fel entsprechenden »bay« betreten. Die Armengol's (Dienende im palau'schen bay) müssen von anderen Ländern stammen und haben dann im bey volle Freiheit.

die Frau auf eine scheinbar niedrigere Gesellschaftsstufe stellen als die Männer. So darf die Frau nicht in Gegenwart des Mannes neben ihrem leiblichen Bruder stehen, wenn er sitzt, und sie darf ihn nicht mit der Hand berühren. Wenn sie entlang des Ufers gehend ihn sitzen sieht, so muss sie ihn zum Aufstehen auffordern; thut er das nicht, und muss sie ihm vorbei passiren, so thut sie dies in gebückter Haltung. Der heutige Mortlocker, befragt nach dem Sinn dieser Gebräuche, giebt zur Antwort, dass die Frau dem Manne nicht gleich sei, und dass, wenn seine Stammes-Schwester über ihn stehen würde, er sterben müsse. Mir scheint diese Sitte nur eine scharfe Abgrenzung der Geschlechter zu bezwecken, denn sie findet keine Anwendung bei denjenigen Frauen, welche einem andern Stamme angehören. Die Ehe-Frauen und Töchter sind ebenfalls nicht von dem Verbote betroffen, weil sie Fremde sind und sich nur als zeitweilige Gäste des Stammes bei demselben aufhalten. In der Familie Náobong's, des Oberhäuptlings der Sópun's und der Insel Tä, hatte ich verschiedene Male Gelegenheit, Beobachtungen über diese Ceremonien zu machen. Während ich seine Residenz Pia, die er mir förmlich abgetreten, bewohnte, hielten sich seine Frau und Töchter oft tagelang bei mir auf; wenn dieselben sassen, trat der Häuptling nie aufgerichtet in das Haus, sondern immer tief gebückt und blieb so lange auf der Erde sitzen, bis die Frauen fort waren. Von mir nach dem Grund dieser Sitte befragt, antwortete Náobong, dass er sich vor seiner Tochter bücken müsse, weil sie sonst, da sie nicht zu seinem Stamme gehöre, sich vor ihm nicht würde zu bücken brauchen. Als ich einst die Tochter Náobong's nach der Ursache des Bückens frug, erhielt ich von ihr zur Antwort, dass, wenn der Vater sich vor ihr nicht bücken würde, sie krank werden und gar sterben könnte.

Das Verbot irgend welcher Annäherung seitens der Frauen, wird besonders streng in Rücksicht auf den Häuptling aufrecht erhalten. Die Frau darf des Häuptlings Haus nicht betreten, auch nicht während seiner Abwesenheit.

Eine geschlechtliche Vermischung seitens der Angehörigen eines Stammes, wird als die schreiendste Blutschande betrachtet und würde bei allen Stammesgenossen ohne weitere Umstände Rächer finden. Nur durch den Tod würde ein solches Vergehen zu sühnen sein.*)

*) Wenn Meinicke (Inseln des Grossen Ocean, II pg. 383) schreibt: »Hindernisse der Verheirathung durch Verwandtschaft giebt es auf den Karolinen nicht; es sollen sogar Ehen zwischen Geschwistern vorkommen«, so beruht dies auf einer irrthümlichen Quelle.

Eine andere Folge dieser Stammesverfassung besteht darin, dass die Männer ihre Ehe-Frauen und sonstige Frauengesellschaft ausserhalb des Stammes suchen müssen und deshalb fast immer von ihrer Heimath abwesend sind. Die älteren Männer, welche eine Frau von einem anderen Stamme heirathen, müssen sich bei ihr aufhalten und das ihr zugehörige Land bearbeiten. Sie besitzen ausserdem ihr eigenes Land in ihren Stämmen resp. ihrer Heimath, von wo sie die Produkte meistentheils nach der Familie der Frau bringen. Die jungen Männer, welche sich erst Frauen suchen, haben gar keine Pflichten; sie treiben sich in fremden Dörfern umher, putzen sich, um möglichst guten Eindruck auf die Töchter des Landes zu machen und warten ungeduldig auf den Aufgang des Mondes zur Abendzeit, wo dann gewöhnlich in einem oder dem anderen Dorfe ein »úrur« *), d. h. eine gesellschaftliche Versammlung, am Strande stattfindet, an dem sich die Jugend beiderlei Geschlechts unter Gesang und Tanz oft ganze Nächte hindurch ergötzt. Bei dieser Gelegenheit werden die Mädchen mit Geschenken überhäuft, sammeln die mortlock'schen Don Juans ihre Lorbeeren, und werden meistens die Ehen zu Stande gebracht.

Das Sópun-Mädchen ist tugendhaft, so lange es mit einem Sópun-Mann keinen Umgang hat. Sie ist sonst, so lange sie nicht verheirathet ist, frei in ihrem Umgange mit Männern anderer Stämme, obwohl in jedem Falle der äussere Anstand strenge bewahrt wird. Diese Wahrung des äusseren Anstandes geht soweit, dass man in Gegenwart einer Frau, deren Stammesgenosse zugegen ist, sich nicht erlauben darf, irgend welche freien Redensarten zu führen, ja man darf dann nicht einmal das Wort Nabel, Bauch, den Namen des Gürtels »kinsak« oder des die Hüften deckenden »ároar« nennen. Ein fremder Europäer, durch das geschickte Muster des letzteren oder die gelungene Ausführung des kinsak zu einem Ausdruck des Entzückens verleitet, würde argen Anstoss erregen; die beiden Stammesgenossen würden sich schamroth abwenden und den unschuldigen Europäer verachten. Würden die Gegenstände seines Lobes sich nicht an dem Leibe der Frau befunden, sondern auf der Erde gelegen haben, so würde deren Nennung kein Vergehen gegen den Anstand gewesen sein. In Gegenwart eines Stammesverwandten darf man von einer Frau seines Stammes nur Gutes sprechen; jede Anzüglichkeit ist eine tödliche Beleidigung. Der Vater z. B.,

*) urur heisst auch: »spazieren gehen«, »ohne besonderen Zweck herumgehen«. Das Spiel »urur« war ein in sich selbst sehr unschuldiges Vergnügen, wurde aber von den Missionären verboten.

welcher seine Tochter unsittlich fand, darf der Mutter darüber keine Vorstellungen machen, weil Tochter und Mutter eines Stammes sind. Eine Mutter wird nie die Autorität des Vaters gegen die Tochter anrufen, eine Schwester wird nie die Geheimnisse ihrer Schwester verrathen. — Die mortlock'sche Frau hält hinsichtlich der Sittlichkeit jeden Vergleich mit den Frauen der benachbarten Inseln mit dem grössten Vortheil aus. Die verheiratheten Frauen sind treu und ergeben, liebevoll und sorgsam für die Kinder und den Gemahl. Gegen Fremde sind die Frauen so scheu, dass ich mich z. B. über eine Woche auf den Inseln aufhielt, ohne eine Insulanerin zu Gesicht zu bekommen. Es wird auch noch lange dauern, bis sich die mortlock'schen Frauen des Gewinnes wegen auf die hier anlaufenden Schiffe wagen werden.

Jeder Mann besorgt seine eigene Arbeit, sogar der Häuptling bebaut seine eigenen Tarofelder selbst, was als eine Kunst, die nicht Jedermann versteht, betrachtet wird.

Der Häuptling des Stammes ist ein unbeschränkter Verwalter des dem Stamme gehörenden Landes. Das Land ist meist unter die verschiedenen key's vertheilt; die noch unbesetzt gebliebenen Strecken bilden das Eigenthum des Haupt-key's, also ein mehr unmittelbares Eigenthum des Häuptlings. Ueber das zu dem einzelnen key gehörige Land schaltet und waltet der Aelteste des bey's so lange er seine Pflichten gegen den Oberhäuptling erfüllt. Falls er die Erstlinge der Früchte des Landes dem Häuptlinge vorenthält und ihm den Gehorsam verweigert (was undenkbar, wenigstens unbekannt ist), so hat der letztere das Recht, ihn durch einen anderen Mann desselben bey's zu ersetzen. Willkürlich kann der Häuptling nur mit dem Lande seines eigenen bey's schalten, was dennoch voraussetzt, dass die Zustimmung der Angehörigen eingeholt ist. Er vertheilt das Land an die Frauen des bey's und giebt jedem seiner Kinder ein Stück. Da die Kinder aber nicht zum Stamm gehören, so würde die letztere Vertheilung einen Verlust für den Stamm bedingen, wenn nicht Sitte wäre, dass der Häuptling des Stammes, zu welchem die Kinder gehören, seinerseits durch ein Landgeschenk an die Angehörigen des ersteren Stammes den scheinbaren Verlust ausgleicht. Es ist also nur ein scheinbarer Austausch, da die Kinder gewöhnlich immer in demselben Stamm heirathen und deren Nachkommen wieder Stammesangehörige sind, das Land also nie aus dem wirklichen Besitz des Stammes herauskommt. Die Aeltesten in den einzelnen bey's können wieder ihren Kindern von den Ländereien des key's zutheilen, aber nie ohne die vorherige Bewilligung des Oberhäuptlings.

Ausser dieser formellen Gewalt über das Land des Stammes, hat

der Häuptling das Recht dasselbe zeitweilig unter »püaüu« (Verbot) zu legen, was zur Folge hat, dass die Produkte des so betroffenen Landes von Niemandem genossen werden dürfen. Der Gründe, welche den Häuptling zu dem Verhängen des »püaüu« veranlassen können, giebt es viele, und es ist keinenfalls nur ein blinder Ausdruck seines Willens. Gewöhnlich betrifft das Verbot blos die Cocospalmen, und sind von demselben die um das Haus stehenden Palmen ausgenommen. Solches püaüu wird regelmässig jedes Jahr zur Zeit der Brotfrucht verhängt, und ist dasselbe dann nur eine politisch-ökonomische Fürsorge für den Stamm. Ohne dies Verbot würden die Einwohner zur Zeit wo sie genügend Brotfrucht zur Nahrung haben, auch die reifen Nüsse verbrauchen und würden zur Zeit der nördlichen Winde hungern müssen. Während der 3 bis 4 Monate des Verbotes, sammelt sich aber eine solche Quantität von alten Nüssen an, dass dieselben in der Zeit der Noth die Bevölkerung ernähren können. Ein jeder bey giebt natürlich dem Häuptling einen Theil der so angesammelten Nüsse, die Quantität aber der Abgabe, die in Nüssen geliefert wird, »mongkot« genannt, übersteigt nicht die Grenzen des Erschwinglichen. — Eine weitere Veranlassung zum Verhängen eines »püaüu« ist der Tod eines Stammesgenossen oder sonst einer Person, welche ihrem Stamme nicht gleichgültig war. Dieses Trauer-püaüu kann sich auf eine grössere oder kleinere Zeit, auf die ganze Insel oder nur auf einen gewissen Theil derselben erstrecken. Das Trauer-Verbot erhält den Namen von der verstorbenen Person, und die während des Verbots angesammelten Nüsse werden den Verwandten des Todten als ein Trauer-Geschenk ausgeliefert. Sind verschiedene Todte zu betrauern, so folgen die resp. püaüu's nach einander, je nach dem Interesse, welches der Stamm für den Verstorbenen empfand. Das Trauer-püaüu entspricht der europäischen Hof- oder vielmehr allgemeinen Landes-Trauer; es ist ein Ausdruck der Pietät gegen den Todten, dessen Geist beruhigt ist und die Zahl der guten Gottheiten vermehrt; dann ist es aber auch ein Mittel, um den benachbarten Stämmen durch eine durch die Politik diktirte Trauer den Grad der gehegten Freundschaft zu offenbaren. Stirbt der Häuptling der Ué's oder der Sor's, so werden die Sópun's tiefe Trauer anlegen, die angesammelten Nüsse nach den fremden Stämmen schicken und von den so geehrten Stämmen umgehend ein entsprechendes Gegengeschenk empfangen. Das Todten-püaüu wird über den Landbesitz jedes Verstorbenen verhängt, welcher dann so lange von Niemandem betreten werden darf, bis der Häuptling selbst das Verbot aufgehoben hat. Das schwerste »püaüu« ist dasjenige, welches dem Tode des Stamm-Häuptlings folgt. Der ganze Stamm ist dann von jedem

Verkehr abgeschlossen, indem die an den Grenzen aufgepflanzten püaüu-Zeichen einem jeden Fremdling das Uebertreten derselben bei Todesstrafe verbieten. Nach dem Tode des letzten Sópun-Häuptlings war ganz Tä über ein Jahr unter »püaüu« und kein Canoe von irgend einer der übrigen Inseln der Lagune durfte an seinem Ufer anlegen.

Das Brechen eines solchen püaüu wird schwer bestraft; gewöhnlich begiebt sich der ganze bey zu dem Missethäter und fordert Genugthuung, indem man ihm die Früchte des Landes, das Inventar des Hauses, mit einem Wort das ganze Eigenthum wegschleppt. Der Häuptling kann übrigens das püaüu nach seinem Gütdünken verschieden anwenden; so kann er z. B. zur Zeit der grossen Cocosnuss-püaüu's auch ein püaüu über den ganzen äusseren Uferumfang der Insel verhängen. Das Gehen und das Fischen an dem äusseren Ufer ist alsdann verboten, und zwar nur um die Bevölkerung von der Nähe der Cocoswälder, welche auf dieser Seite am besten gedeihen, abzuhalten. Das Fischen überhaupt kann auch zeitweilig unter das püaüu kommen, was zur Folge hat, dass dann nur einzelne Leute nach einer Verständigung mit dem Häuptling auf den Fischfang gehen dürfen.

Obwohl der Häuptling zu seinem persönlichen Unterhalte genügende Mittel aus seinem eigenen bey besitzt, wo seine Frauen für die Bereitung der Speisen Sorge tragen, so ist es doch natürlich, dass der ganze Stamm, alle beys zusammen, zu dem Unterhalte ihres Hauptes beitragen. Da jedoch die Produkte des Landes sehr sparsam sind, so finden keine alltäglichen Lieferungen, sondern blos zu gewissen Zeiten des Jahres formelle Abgaben statt. So muss, wenn die Brotfrucht zur Reife gelangt, der »meyfor« (die Erstlinge der Brotfrucht) dem Häuptlinge gebracht werden, und erst wenn dies erfolgt ist, kann Jeder die Früchte seiner Bäume geniessen. Während der Brotfruchtzeit erwartet der Häuptling im Uebrigen von seinen beys von Zeit zu Zeit neue Zufuhr, so dass er nie ohne Brotfrucht ist. Ebenfalls vom Fischen erwartet er seine Abgabe, »asóamey« genannt, indem jeder grosse Fisch als ein Regal betrachtet wird. Alle Produkte, welche der Häuptling von dem Stamme geliefert erhält, dürfen von keinem Stammesgenossen gegessen werden. Die Nüsse, Brotfrucht und Fische werden seiner Frau, seinen Kindern und deren Verwandten übergeben; da aber die Häuptlinge der nächsten Stämme ihre Stammes-Abgaben wieder an ihre Frauen abgeben, so ist es immer blos ein Austausch, welcher die guten Beziehungen der sich berührenden Stämme aufrecht erhält und bei welchem Niemand Schaden leiden oder gewinnen kann. — Der Häuptling des Stammes wird von seinen

Stammesangehörigen mit der grössten Achtung behandelt und als der Höchste im Stamme geehrt; ein äusseres Abzeichen seiner Würde indessen hat er nicht, auch werden ihm keine auffallenden äusseren Ehrfurchtsbeweise gezollt. Das Verhältniss der Frauen des Stammes zum Häuptling ist dasselbe wie jedem andern Manne des Stammes gegenüber. Die Männer geben dem Bewusstsein ihrer niedrigeren Stellung dadurch Ausdruck, dass sie in Gegenwart des sitzenden Häuptlings nie stehen bleiben. Die jungen Leute verhalten sich in seiner Gegenwart artig und schüchtern, sprechen nicht, wenn sie nicht gefragt werden; die alten Männer aber, besonders die Aeltesten der verschiedenen beys, die eigentlich für den bey dasselbe sind, was der Häuptling für den ganzen Stamm, werden von dem Häuptling mit unverkennbarer Achtung und mit einem gewissen Gleichberechtigungs-Gefühl behandelt. Theoretisch aufgefasst, giebt die Stammesverfassung dem Häuptling die höchste Stelle und innerhalb der Grenzen der Verfassung eine unbeschränkte Macht über den Stamm, aber Herr über Leben und Tod kann er nicht sein, weil Niemand seinen Stammesgenossen nach dem Leben trachten darf. Nur wenn sich Jemand durch sein Betragen der Rechte der Stammesgenossenschaft unwürdig erweisen würde, könnte die Todesstrafe über ihn verhängt werden. Das Recht körperlicher Züchtigung hat aber der Häuptling und übt es stante pede bei auf der That ertappten Dieben und sonstigen Missethäthern jüngeren Alters aus.

Den grössten Einfluss auf den Stamm erhält der Häuptling durch den religiösen Kultus. Die Geister der Vorfahren sind die Gottheiten »anụ« des Mortlockers und es ist natürlich, dass die Gottheiten des Haupt-bey, die Vorfahren des Häuptlings, als die Hauptgötter des Stammes betrachtet werden. Diese Hauptgötter schützen den Häuptling und rächen somit jedes Vergehen gegen denselben. Dieser Umstand allein reicht bei einem noch in einem empirischen Stadium seines Daseins verbleibenden Naturvolke aus, um die Autorität des Häuptlings aufrecht zu erhalten, wie es aus nachfolgendem Beispiel klar werden wird. Sobald ein Mortlocker erkrankt, versucht er seine eigenen Götter, die Geister seiner Vorfahren, anzurufen; tritt daraufhin Besserung ein, so berathen seine nächsten Verwandten und suchen die Ursache der Erkrankung zu erforschen. Stellt sich nun heraus, dass der Kranke einst einen grossen Fisch für sich allein behielt, oder das püaüụ im Geheimen brach und sich einige Cocosnüsse holte, so bleibt nichts weiter übrig, als die Götter des Häuptlings anzurufen. Dies kann nur mit Erlaubniss des Häuptlings selbst geschehen, und um diese zu erwirken, werden demselben Geschenke gegeben, wird das Vergehen

gebeichtet und um Vergebung gebeten. Der Häuptling ruft dann seine Götter an und offenbart deren Willen.

Als politischer Häuptling tritt der »sómol« an die Spitze des Staates. Ein Stamm kann für sich allein nicht bestehen, er bedarf einer Berührung mit einem oder mehreren andern. Mehrere Stämme die sich zu einem geographisch einheitlichen Staate verbinden, anerkennen den Häuptling des stärksten Stammes als das Haupt und den Leiter in äusseren Angelegenheiten, so hauptsächlich im Falle eines Krieges. Obwohl nun die heutigen Mortlocker durchaus friedlicher Natur sind, so beweisen doch die von ihnen verfertigten oder von alten Zeiten aufbewahrten Waffen und geht auch aus der Tradition hervor, dass sie einst kriegerischer gestimmt waren. Ein Krieg war früher bei den hiesigen Völkerschaften nichts Ungewöhnliches, denn wenn auch dem Karoliner das Leben seines Stammesgenossen heilig ist, so ist dies doch nicht der Fall in Rücksicht auf Nicht-Stammesgenossen. Der unfreiwillige Tod eines Stammesgenossen muss früher oder später gerächt werden und hatte vielfach Stammesfehden und Kriege zur Folge.

Auf den Ruk-Inseln soll der alte Stammhass noch recht in Blüthe sein. Ein bemanntes Canoe, an die Ufer eines nicht befreundeten Stammes verschlagen, wird sicherlich zum Opfer fallen.

Wenn ich auch zugeben muss, dass die Verfassungsverhältnisse der Karoliner, aus dem Begriffe »Stamm« entspringend, auf den ersten Blick auffallend verwickelt erscheinen (vergleiche: Meinicke, Inseln der Südsee, II., p. 377), so kann ich doch der Meinicke'schen Ansicht (l. c. p. 379) nicht beipflichten, dass die so zahlreichen Staaten der verschiedenen Inseln aus dem Verfalle eines oder mehrerer grösserer Einzelstaaten entstanden seien. Wie dergleichen Staaten entstehen können, erklärt die Geschichte der Mortlock-Inseln. Die Insulaner der niedrigen Koralleninseln sind grösstentheils Emigranten, welche ihre ursprüngliche Heimath, sei es wegen Uebervölkerung, sei es wegen Krieg, aus Zufall oder Abenteuer, verliessen. In welcher Reihenfolge die Bevölkerung der verschiedenen Inseln vor sich ging, wo das Centrum, wo die ursprüngliche Quelle zu suchen ist, aus welcher die verschiedenen heutigen Stämme herausströmten, welche Phasen sie durchmachen mussten, um die heutige Gestalt zu erreichen, das Alles kann erst nach einer genauen Kenntniss einer jeden einzelnen Gruppe der Karolinen festgestellt werden, die ich mir zu verschaffen strebe.

7. Die Religion der Mortlocker.

Der Religionskultus der heutigen Karoliner besteht in einer Verehrung der Geister der verstorbenen Vorfahren. Die Religion ist demnach eine inviduelle Religion und gestaltet sich beispielsweise auf der Insel Tä wie folgt:

Tä hat vier verschiedene, respektive da der Stamm Sor sich in zwei Aeste theilt, fünf Stämme aufzuweisen, deren allerersten Führer die fünf Hauptgottheiten der Insel bilden. Diese Gottheiten sind:

Stamm:	Name des ersten Häuptlings:	sein Name als Gottheit:	Wohnort des Häuptlings, der zugleich der Priester ist:
Sópun	Matoylam	Sápinfa	Pia
Inemarau	Moeto	Saupiong	Legu
Sor Sauyan	Reybofisz	Ulupuauu	Enuk
Sor Apila	Pukang	Terielap	Lugalap
Ué	Aža	Piol	Assuela.

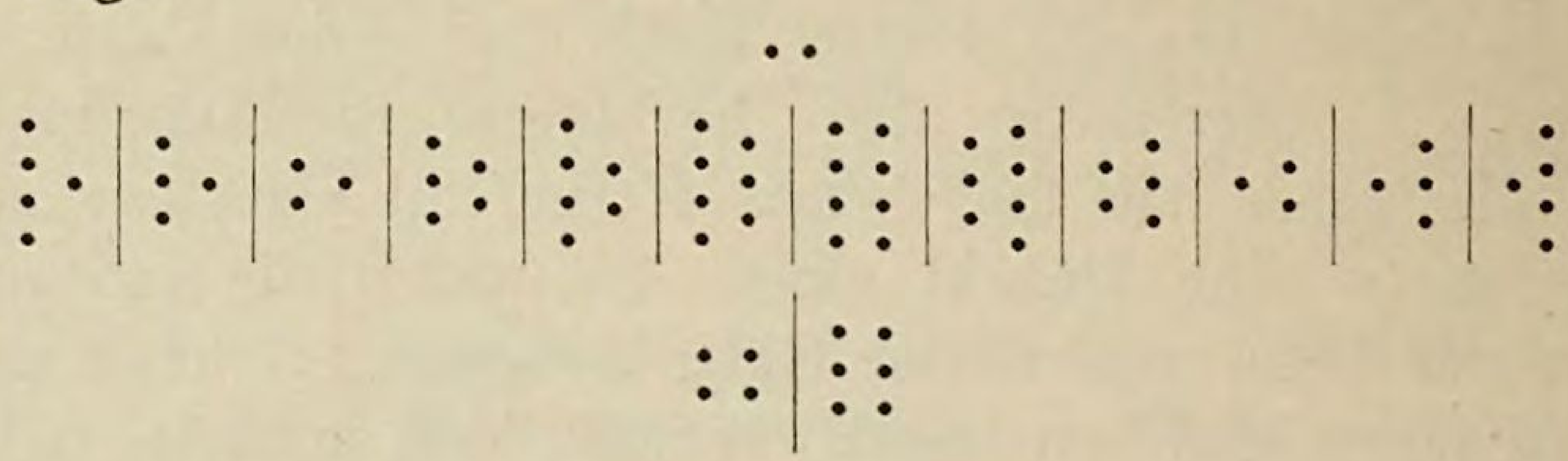
Natürlich verehrt aber ein jeder bey-Vorsteher die Geister seiner Vorfahren und ruft dieselben in allen gewöhnlichen Angelegenheiten an, bevor er an die etwas kostspieligen Hauptgottheiten appellirt. Da der Geist eines jeden Verstorbenen einen »anu« giebt, so müsste deren Zahl eine Legion sein, und alle Geister der verstorbenen Häuptlinge würden Hauptgottheiten bilden; in Wirklichkeit sind es aber nur die Geister der sich zur Lebzeit besonders ausgezeichnet habenden, die eine Verehrung geniessen. Der Häuptling bildet den Vermittler zwischen den Sterblichen und seinen göttlichen Ahnen, aber nicht direkt. Er kann dieselben anreden, aber nicht anrufen; dafür existirt ein besonderer Beschwörer. Der Beschwörer heisst »au-ua-ro-ar«; dieser ruft die Götter an, indem er sich, auf der Erde mit untergeschlagenen Füssen sitzend, die innere Seite der Schenkel mit den Händen reibt und sich so unter grässlichem Heulen und Wimmern in eine Ekstase hineinarbeitet. Der Häuptling stellt dann seine Fragen oder Bitten und beschliesst aus den unterbrochenen Ausrufungen des Beschwörers, was die Gottheiten bestimmt haben. Der Beruf eines auuaroar ist kein erblicher, sondern die Gottheit wählt sich denselben selbst. Ein Beschwörer gehört auch nicht einer speciellen Gottheit an, sondern ist im Stande alle Geister, die ihn anhören wollen, zu beschwören.

Ausser diesen so zu sagen Stammgottheiten, existiren noch verschiedene andere, so z. B. der See-Gott »anuset« (anu = Geist, set = die See), welcher unter dem Namen »rassau« (Rassau, ein tapferer Sópun-Krieger von Kítú, wurde auf Lukunor erschlagen, und

dann in der See begraben) besonders durch die Sópun's verehrt wird; ferner der Kriegsgott »arong«, verehrt in der Gestalt des Seefisches Caranx (Bastardmakrele), dessen Hülfe bei jedem Kriegszuge erbeten wurde. Ausserdem aber bevölkerte die Imagination der Insulaner die ganze sie umgebende Natur mit Geistern und Gottheiten, deren es eine Unzahl giebt. So waren die grossen Bäume im Innern der Insel von einem Gotte besessen, welcher nur gegen Kinder und junge Mädchen boshaft verfuhr, und so hatte ein jeder bey auf dem Strande einige alte dicke, von dem Schutzgeiste des Dorfes bewohnte Bäume, welche wenn sich ein Fahrzeug aus diesem Dorfe auf einer Seereise befand, mit der grössten Sorgfalt gegen feindlich gesinnte Nachbarn bewacht werden mussten, damit den Seefahrern kein Unglück zustosse. — »Inamak« ist eine weibliche Gottheit und wird besonders in Liebesangelegenheiten angerufen. Die Gottheit »lugeylang« (bedeutet »Mitte des Himmels«, lug = Mitte, ey = von, lang = Himmel) wird besonders von den Zimmerleuten, Künstlern u. d. g. geachtet. Beobachtet man einen »silelap« d. i. einen Zimmermann beim Canoebau, oder einen Insulaner beim Verfertigen eines Fischkorbes, so bemerkt man, dass er, mit einem kleinen Reisig den Umfang seines Werkes ausmessend, immer das Wort: lug! lug! . . . Mitte! Mitte! . . . wiederholt. Um Erklärung gefragt, bringt er es mit dem lugeylang in Verbindung. — Jede dieser Gottheiten hat ihren speciellen Priester, »wäetóa«, durch welchen man mit ihr verkehren kann.

Die Mortlocker sind wie alle Südsee-Insulaner abergläubisch und vor allen übernatürlichen Erscheinungen, Geistern u. s. w. sehr furchtsam. In der Nacht würde kein Mortlocker sein Haus allein verlassen, und für jedes Geräusch hat er eine Erklärung parat. Ebenfalls glauben die Mortlocker an Weissagen und haben zweierlei Weisen die Zukunft zu errathen, einmal mit Hülfe der auch auf Palau und Yap bekannten in Cocosblätter eingeknüpften Knoten, und dann mit Hülfe einer komplizirteren Methode, die aber nur den wirklichen Wahrsagern bekannt ist. Bei der letzteren bedient sich der Prophet eines Zeichen-Systems, welches er im Sande abbildet, und aus welchem er dann seine Offenbarungen hernimmt. Das System besteht aus einer Reihe von Punkten-Gruppen, die in einer gewissen Ordnung mittelst eines Stockes in den Sand eingestochen werden. Jede Gruppe hat einen eigenen Namen und eine eigene Bedeutung. Der Weissager wird gewöhnlich einen Tag vorher befragt; er sucht dann mit Hülfe der Cocosblätter den ersten Theil des Wahrsagens sogleich auszuführen; die Zahl der erhaltenen Knoten wendet er dann auf sein System an

und kombinirt sich so eine Schluss-Antwort. Das System gestaltet sich wie folgt:



8. Familienleben und dessen Erscheinungen.

Die Stammesverfassung der Karoliner ist für das Begründen eines wirklichen Familienlebens nicht geeignet, denn die Kinder sind nur für die Mutter wirkliche Kinder, für den Vater sind sie nicht zu seinem Stamme gehörende Fremde. Im Falle eines Krieges zwischen zwei Stämmen stehen sich Vater und Sohn feindlich gegenüber.

Ein Mann, welcher zu heirathen wünscht, muss seine Frau ausserhalb des Stammes suchen. Seine Werbung ist mit keinen besonderen Schwierigkeiten verknüpft; ein Geschenk an den Vater ist nur eine Nebensache, da der Vater ohne den Willen der heirathsfähigen Tochter dieselbe nicht verheirathen kann; denn sie ist ja nicht von ihrem Vater, sondern von ihrer Mutter und deren Verwandten abhängig. Die Hauptpersonen sind also der Mutter Bruder, die Mutter selbst und die sómol-Frau (Frau des politischen Häuptlings) des Geburtsortes der Mutter, zu welchem die Tochter auch gehört. Die Verheirathung ist mit keiner Ceremonie verbunden. Die Sitte gab dem Manne mit seiner Frau auch alle ihre freien Schwestern, von welcher Freiheit aber nur die Häuptlinge Gebrauch machen. Sehr oft verheirathen die Häuptlinge ihre Kinder mit den Mitgliedern ihres eigenen bey's, wodurch sie denselben eine reiche Mitgift und deren Nachkommenschaft eine Zugehörigkeit zu demselben Stamme sichern. Dergleichen angebotene Ehen glücken aber nicht immer, da kein Zwang in dieser Hinsicht existirt. Die beiden zu einem Ehepaar bestimmten Kinder werden sich selbst überlassen, und sobald sie Neigung haben sich zu vereinigen, erhalten sie eine separate Hütte im Dorfe, im entgegengesetzten Falle gehen sie auseinander. — Der gewöhnliche Mann verbringt einen grossen Theil der ersten Zeit seiner Ehe in der Heimath seiner Frau; die älteren Leute und die Häuptlinge hingegen haben ihre Familien bei sich. Die Beziehung zu der Heimath der Mutter hört aber nie auf. Die etwas erwachsenen Kinder besuchen dieselbe sehr oft, die Söhne bearbeiten dort ihr Eigenthum und sind dort landespflichtig. So lange der Vater lebt, sind die Kinder in seinem

Stamme angesehen, nach seinem Tode sind sie sammt der Mutter Fremdlinge.

Das eheliche Leben lässt da, wo die Ehe aus eigener Wahl, wie in den meisten Fällen, geschlossen wurde, Gefühl und Einklang durchblicken. Die Kinder werden sehr geliebt, ihrer Erziehung aber fast gar keine Aufmerksamkeit gewidmet; sie wachsen auf wie sie wollen. Die Söhne lassen es ihre Schwestern hart fühlen, dass sie die Herren der Schöpfung sind. Die Ehefrau ist in der Familie ganz unabhängig; sie hat von dem Manne nichts zu befürchten, wohl aber unter der Tyrannei der verhätschelten Söhne zu leiden.

Das Eigenthum des Vaters gehört seiner Frau und deren Kindern. Nach den karolinischen Verhältnissen begreift das Eigenthum nur dasjenige bewegliche Eigenthum, Gelbwurz, Zeuge, Halsbänder, Gürtel, Schildpattschmuckstücke in sich, welches noch bei Lebzeiten des Vaters im Besitze der Familie ist. Verwickelte Erbschaftsprocesse giebt es daher nicht.

In der Familie sind die Frauen die bei weitem arbeitsamere Hälfte; sie kochen, spinnen und gehen für gewöhnlich auch in's flache Wasser, um zu fischen. Unter den Männern der Familie ist es der Vater selbst, welcher die Hauptarbeiten besorgt.

Von einem gemüthlichen Zusammenleben innerhalb der Familie ist wenig bemerkbar; nur die Eltern und die ganz kleinen Kinder sind beisammen. Die Geschwister spielen auch nur in der ersten Jugend zusammen. Sobald der Knabe aufhört nackt herumzulaufen, was im siebenten bis achten Jahr passirt, verbleibt er mehr in der männlichen Gesellschaft und spielt blos mit nicht stammverwandten Jugendgenossinnen. Trotzdem ist das Gefühl einer wirklichen Anhänglichkeit und Liebe den so künstlich zusammengruppirten Mitgliedern nicht fremd. Die Frau liebt den Mann ihrer Wahl und weint bitterlich bei einer nothwendigen Trennung. Die Schwester liebt die kleinsten ihrer Geschwister beinahe grossmütterlich; sie achtet die älteren Brüder und hat gewöhnlich einen Lieblingsbruder; für ihn bewahrt sie das beste Essen, ihm giebt sie den schönsten Schmuck und erfreut sich, so weit es die Stammesverfassung zulässt, seines vertrautesten Umganges und seiner Gegenliebe.

Für den Ehemann sind nicht die Eltern seiner Frau, sondern deren männliche Verwandten von Bedeutung. Der richtige Schwager »wa asay« und der Vorsteher desjenigen bey's, zu welchem die Frau gehört, der sich auch ihr Bruder »puin« nennt, sind die Hauptpersonen. Dieselben werden als die natürlichen Beschützer der verheiratheten Frau

angesehen und verwahren das von dem Manne erhaltene Eigenthum derselben, welches eigentlich als Eigenthum des ganzen bey's betrachtet wird. Die Einwilligung dieser Personen, wird auch immer durch Geschenke vor dem Eingehen der Ehe eingeholt.

Eine Art Adoption zwischen Verwandten einerlei Stammes scheint vorzukommen.

Nähere Umstände bei Geburten u. dgl. konnte ich nicht genau erfahren. Die schwangeren Frauen werden mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt. Sie pflegen dann recht launisch zu sein und mögen dem Manne recht sauer werden. Sehr früh tritt im Falle der Schwangerschaft die Trennung der beiden Ehehälften ein, und ihre Wiedervereinigung geschieht erst nach einer vorgeschriebenen Zeit. Die Frauen unterliegen während der Menstruation keinen Vorschriften.

Ein in der Schlacht gefallener Krieger wird in der See begraben, damit er mit dem tapferen Rassau, dem anuset (Seegott), sich vereinigt. Das Versenken in der See heisst »amofeu«. Der eines natürlichen Todes Gestorbene, wird in der Erde begraben (peyeney). Der Todte wird in den grösstmöglichsten Staat gekleidet, reichlich mit Gelbwurz eingeschmiert (o-uniy) und die Nase desselben mit Gelbwurz vollgepfropft. Die Verwandten trennen sich ungern von der Leiche und lassen sie möglichst lange über der Erde stehen. Während dieser Zeit wird gejammert und geheult. Wenn man endlich den in Matten (kiekey) eingebundenen Todten in ein flaches Grab (epey) eingesenkt hat, so wird über demselben ein Grabhaus (imen epey) errichtet, welches je nach den Mitteln der Verwandtschaft verschieden gross ist. Der Kopf der Begrabenen liegt nach Osten gerichtet. Um das Grabhaus herum werden einige Cocospalmen gepflanzt, und wenn das Grabhaus zerfällt, so wird kein neues aufgestellt. Das Land des Verstorbenen kommt unter ein Trauer-püaüu und die Familie hat einen anu (Geist) mehr erhalten. War der Todte ein Häuptling, so ist das püaüu, wie bereits erwähnt, sehr streng und erfolgt gleich nach dem Begräbnisse die Installation des Nachfolgers durch die nachbarlichen Häuptlinge desselben Stammes.

9. **Produkte der gewerblichen Thätigkeit.**

Als Haupterzeugnisse der mortlock'schen Arbeit sind zu betrachten: Häuser, Canoes, aus Pflanzenfasern gewobene Zeuge, Fischkörbe, Schmuckgegenstände der einheimischen Tracht, Geräthschaften und Waffen.

Was die Häuser anlangt, so erwähnte ich deren schon gelegentlich der Wohnungs-Verhältnisse; sie sind besser als diejenigen der Marshall-

Insulaner. Mit dem Aufbau der grossen fel's beschäftigen sich ausschliesslich die eigens dafür eingeübten Hausbauer, welche ebenso wie die Canoebauer »silelap« genannt werden.

Etwas eingehender muss ich über die mortlock'schen Fahrzeuge berichten, mit welchem die Central-Karoliner ihre bekannten Seereisen ausführen. Der Mortlocker nennt sein Fahrzeug im Allgemeinen »ua« und unterscheidet drei Formen desselben durch specielle Namen. Zwei desselben: der »messúk« und der »eažol« (spriche easchol) sind zum Segeln bestimmt, das dritte »liegak« ist ein langes, blos zum Paddlen bestimmtes Kriegscanoe, welches an den palau'schen »kabekel» erinnern könnte. Alle diese drei Fahrzeuge bestehen aus drei Theilen, nämlich dem richtigen Canoekörper »ua«, dem immer nach der Windseite gekehrtem Ausleger, »tam«, und der mit letzterem verbundenen Brücke »épep«. Diese Theile bilden das einfache Canoe, und in dieser Form wird es auf sämmtlichen Karolinen gefunden. Die einfachen Boote der Melanesier und die Doppelcanoes der Polynesier sind auf den Karolinen mit der einzigen Ausnahme von Yap, wo ein langes und flaches auf beiden Enden breites, Sampan-*) ähnliches Fahrzeug zur flachen Küstenfahrt benutzt wird, unbekannt. Auf Ponapé benutzen die Natives als handige Aushülfe die Seiten ihrer zerbrochenen Canoes und paddlen in denselben ohne »tam« ganz geschickt. Der dritte Theil des mortlock'schen Canoes, der »épep«, ist eine über die Leeseite des Fahrzeugs hinausragende Plattform, welche zur Noth ein Haus tragen kann. Wir finden diese Vorrichtung blos bei den für die Hoch-Seefahrten bestimmten Fahrzeugen der Insel Yap, der Central-Karolinen mit Einschluss der Ruk-Inseln, und dann bei den Fahrzeugen der Marshall-Insulaner. Die Canoes von Palau, Nukuor, Ponapé und Strong-Insel haben keinen »épep« und brauchen keinen, da sie keine wirklichen langen Seefahrten auszuführen haben und der Zweck des »épeps« nur der ist, mehr Raum über dem Wasser für Menschen und Güter zu schaffen.

Als Typus eines centralkarolinischen Hochsee-Fahrzeuges ist der »messúk« zu betrachten, welchen ich auf Yap, Uleai und den Mortlock-Inseln beobachtete. Man kann ihn leicht an dem doppelten Schnabel (kínpue) am Vorder- und Hintertheil erkennen. Da das Canoe hauptsächlich zum Kreutzen bestimmt ist, so muss es einen bedeutenden Tiefgang haben, und da Baumstämme von entsprechender Grösse fehlen, oder wenn vorhanden, für die Bearbeitung zu viel Schwierigkeiten und auch ein viel

*) Sampan = Chinesisches Fährboot.

zu plumpes und schwerfälliges Fahrzeug liefern würden, so werden die Canoes aus einzelnen Stücken, die je nach der Art des Canoes von bestimmt verschiedener Form sind, zusammengefügt. Die Befestignng geschieht durch Nähte, »lepársang«, welche einfache, doppelte und verkeilte sein können. Das Bindemittel ist der gewöhnliche »lul«, ein Bindefaden aus Cocosfaser gedreht. Die Fugen werden mit Kokosfaser, »peüel«, die dazu eigens bereitet »pan« heisst, ausgefüllt und dann mit dem klebrigen Safte der Brotfrucht »póles« ausgekittet. Obwohl diese Befestigung anfangs sehr stark ist, so kann sie doch das Fahrzeug nie dicht halten und ist dasselbe wie ein Sieb, in welchem während der Fahrt stets 2 Mann mit Wasserausschöpfen Beschäftigung finden. Nach einer jeden Reise sind alle Nähte gelockert und der Kitt ausgewaschen. Eine jede Reise verlangt eine gründliche Vorbereitung.

Die Hauptstücke des Canoes sind: das Kielstück »púllan«, die zwei Bugstücke »sópon« und die Seitenstücke »pápa«. Die Unterschiede in den verschiedenen Canoe-Arten beruhen hauptsächlich auf der Form der Bugstücke.

In einem messúk ist die Kielkante (žüü en kapel) gegen den Bug etwas ausgebogen und der Winkel zwischen dem letzteren und dem Kiele (»asolóngon«) stumpf. Die ganze Bugkante ist ebenso wie der Kiel scharf; der »sop« oder »linginsop« ist dünn, flach, dreiseitig und endet in zwei oben erwähnte »kínpue« (Schnäbel). Der Rand des Canoes ist mit einem schmalen Vorbrette »tino« bedeckt, welches das Ueberschlagen der See in dasselbe in bedeutendem Maasse verhindert.

Der sópon (Bug) des eažol endigt in einen kurzen vierseitigen quer abgeschnittenen sop; die ganze Bugkante ist breit und etwas konkav; der Kiel ist gerade, der asolóngon- (Kiel) Winkel nähert sich beinahe einem geraden Winkel und der obere Umfang entbehrt des Vorbrettes.

Beide Fahrzeuge, messúk und eažol sind je nach der Grösse, sicher auf hoher See; ihre Leistungen werden aber oft überschätzt. Die gewöhnlichen zwischen den einzelnen Inseln der Mortlock-Gruppe gebrauchten Segelcanoes, sind ca. 7—8 m lang, gegen 90 cm breit in der Mitte und ca. 1,30 m tief. Die für grosse Fahrten nach Námoluk, Lósop und Ruk bestimmten Fahrzeuge sind bedeutend grösser. Zieht man nun die bedeutende Tiefe bei der geringen Länge, die grosse Entfernung des Auslegers und die dadurch bedingte Länge der Zwischenbrücke, ferner die allgemeine Schwere der ganzen Einrichtung in Betracht,

so fällt das Urtheil über solch' karolinisches Fahrzeug nicht günstig aus. Die Geschwindigkeit des bestsegelnden dieser Canoes übersteigt kaum 4 Seemeilen die Stunde, wie ich es aus den gebrauchten Reise-Zeiten nach den verschiedenen Inseln ausrechnete. Beim Kreuzen treiben diese Fahrzeuge ausserordentlich stark. Trotzdem aber erlauben die apatische Geduld und das von Kindheit an erworbene Vertrautsein mit der See dem Eingeborenen, damit Reisen auszuführen, welche ein mit allen Umständen vertrauter Weisser keinenfalls unternehmen würde.

Die innere Einrichtung dieser Fahrzeuge ist folgende: Das erste Querholz heisst »lenienafot« in dessen runder Aushöhlung der Fuss des Segelbaumes, des »afótafót, ruht. Das zweite Querholz heisst »uan gászir« und dient zum Befestigen eines der »solísop«, eines Taues, welche die Rolle der Wanten spielt und den Mast von der gegebenen Seite befestigt. Die übrigen drei Bretter sind eine Art Querbank zum eventuellen Sitzen für Ruderer. Die andere Hälfte des Fahrzeuges hat ganz dieselbe Einrichtung. Behufs Vergrösserung des Verdeckraums, ist an der rechten Seite der »fáraf« eine Plattform auf deren innerem Rande sich eine Einhöhlung für den Fuss des Mastes befindet, angebracht; während der Fahrt sitzen auf ihm die Leute oder werden Gegenstände gelagert. Zur Verbindung dieser Plattform mit dem Ausleger, dient eine Zwischenbrücke »sáran eláü« genannt.

Die Takelage des karolinischen Segelcanoes ist ganz dieselbe wie diejenige des palau'schen »káep«. Der Mast (aüuu) ist ein plumpes Stück Holz ohne besondere Bearbeitung; sein unteres zugespitztes Ende heisst »žap en auuu« und ruht beim Aufrichten in der kleinen Höhlung des fáraf. Am oberen Ende des Mastes ist ein separates Stück »tol« angebunden, in welchem sich ein Loch »len ien úrur« befindet, durch welches der »úrur«, das Fall des Segels, arbeitet. Der aufgerichtete Mast ist schräg nach vorne geneigt, ca. 45^0, und wird nach vorne und hinten durch je eine Stagleine an den »uangászir« festgebunden. Von der Windseite wird der Mast durch ein dickes Tau, den »ealap« an den Ausleger befestigt; von der Leeseite wirkt blos die Schwere des vom Winde gefüllten Segels. Die Art und Weise, wie der »ealap« an den Ausleger durch eine doppelt laufende Schleife, die ein Verlängern oder Verkürzen ohne loszumachen erlaubt, befestigt wird, sowie auch die Knotenschleife des Fall an dem Maste, sind ganz dieselben wie ich sie auf den Palau-Inseln fand.

Das mortlock'sche Segel ist ein dreieckiges Matten-Flechtwerk,

eingesetzt in zwei hölzerne Bäume, welche die beiden längsten Seiten des Dreiecks einnehmen. Die Länge des Vorderbaumes »žužufot« beträgt 6,70 m; er vertritt zugleich den richtigen Stag; ungefähr zwei Meter von seinem oberen Ende wird die Fallleine des Segels, der »úrur« befestigt und durch den »len ien úrur« des Mastkopfes durchgeführt. Der Unterbaum ist etwas länger, 7 m, und in seinem hintern Drittel wird die grosse Schoote befestigt. Diese Grossschoote »mol« ist ein doppeltes und geflochtenes, nicht gedrehtes Tau und wird nicht wie auf den Palau's an dem Ausleger, sondern über ein Kreuzstück in der Mitte des richtigen Canoes durchgeführt, was eigentlich grosse Nachtheile im Segelführen hervorruft. Die freie Seite des Segels ist 5,60 m lang. Die ganze Oberfläche des Segels ist somit ca. 17 qm, und hieraus erhellt schon, dass ein solches Segel für das plumpe und schwere Fahrzeug zu klein ist. Das Material des Segels sind gespaltene und sorgfältig zubereitete Pandanus-Blätter, und zwar werden diese erst in schmale und lange Zeuge geflochten und diese dann zusammengenäht. Das Nähmaterial ist dicker Coir- (Cocosfaser) Zwirn, womit das Segel in die Länge und Quere durchgesteppt wird. Die riesigen Stiche aber halten die Stücke kaum dicht zusammen und verliert das Segel in Folge dessen viel Wind.

Die dritte Art eines hiesigen Fahrzeuges ist der »liegak«, ein nur zum Paddlen bestimmtes und für Kriegszwecke angewandtes Canoe. Er ist 10 m lang, 65 cm breit und 60 cm tief. Die beiden Enden, sowie auch die hoch herausragende Vorrichtung zum Aufbewahren der Speere auf dem Ausleger, erinnern an die langen Canoes der Melanesier; der Bug allein ähnelt denjenigen der Canoes von Strong-Insel.

Nach den Berichten der Mortlocker, wird auf den Ruk-Inseln ein sehr grosses Segelfahrzeug, »eaŭ-ŭal« genannt, verfertigt, von welchem man mir indessen keinen genauen Begriff beibringen konnte. Da das »eažol« genannte Canoe nur auf den Mortlock-Inseln gebaut, und überall im Westen nur der messúk angewandt wird, so führt mich das zu der Annahme, dass die Mortlocker das Modell zu dem eažol von dem nukuor'schen Canoe nahmen. Es wäre das ein Moment mehr, welches für eine einstige Verbindung zwischen Nukuor und dem heutigen Mortlock sprechen würde. Ausser den mortlock'schen beiden Canoes und dem mir noch nicht näher bekannten »eaŭŭal« (eaŭal) der Ruk-Inseln, giebt es für die Karolinen nur noch zwei Formen von Hochsee-Canoes, diejenigen der Insel Yap und der Marshall-Gruppe.

Die mortlock'sche Webindustrie. Die mortlock'schen Zeuge

sind Gewebe aus den Fasern des Hibiscus, »gilifau« *) genannt, während auf den Nukuor- und Ruk-Inseln auch die Fasern einer Musa-Art benutzt werden. Die Musa-Fasern, obwohl nicht unbekannt, können hier jedoch wegen seltenen Vorkommens nie eine Rolle gespielt haben; als charakteristisch für die mortlock'schen Zeuge, muss man daher nur die ersteren annehmen. Die ganze Industrie ruht in den Händen der Frauen, von dem Vorbereiten des rohen Materials bis zum Verarbeiten desselben auf einem hiesigen Webstuhle, dem sogenannten »tor«. Die zum Weben bestimmte rohe Rinde des Hibiscus, muss erst einer Reihe Vorbereitungen unterliegen, bevor sie in der Gestalt von langen, möglichst gleichen, gebleichten oder schwarz gefärbten Fäden zur schliesslichen Verarbeitung gelangt. Die in einer nöthigen Länge zugeschnittenen Stücke der Rinde (von jungen Bäumen nur), werden erst sorgfältig von der Epidermis gereinigt und dann für einige Zeit in Wassergruben gelegt, wodurch die Rinde aufquillt und die schlammige Substanz sich leicht von den Fasern mittelst einer Arca-Muschel entfernen lässt. Nach sorgfältigem Waschen wird die Faser in der Sonne gebleicht, gespalten und ist damit zum Gebrauch fertig.

Die zu färbende Faser wird mit Kalk behandelt und dann in einer färbenden Lösung gekocht und schliesslich getrocknet. Der Farbstoff ist eine schwarze Schlammerde, die in den Tarofeldern auf den Ruk-Inseln gefunden und von dort her gebracht wird.

Die Produkte des mortlock'schen Webstuhles zerfallen in zwei Klassen: Zeuge für Männer aus gebleichten, und Zeuge für Frauen aus gebleichten und farbig gemusterten Hibiscus-Fasern. Die ersteren heissen, wenn sie in einzelnen Stücken von 1 bis 2 m Länge und 45—60 cm Breite als Männer-Hüftengürtel verwendet werden »palpal«, oder wenn zwei derselben längsseits zu einem Mantel mit einem Schlitz in der Mitte zusammengenäht sind »usz« **), die letzteren heissen »ároar« und werden je nach dem farbigen Muster wie folgt mit Special-Namen unterschieden:

»ližop«, gemustert aus zahlreichen fast gleich breiten schwarzen und weissen Längsstreifen; innerhalb der ersteren verläuft nahe am Aussenrande je eine weisse Linie;

»kaleman kis« (kleiner Kaleman), gemustert in derselben Weise

*) Auf den Samoa-Inseln heisst dieser Hibiscus »fau«. »gil« bedeutet auf den Karolinen Haut, Rinde; somit ist »gilifau« der Mortlocker eine Kombination mit einer polynesischen Wurzel.

**) »usz« ist abzuleiten von »uusz« oder uuz = Banane und wird früher wohl nur für Zeuge aus Bananenfasern angewandt worden sein.

wie der ližop, nur mit dem Unterschied, dass die weissen Längsstreifen kaum ⅓ so breit sind wie die schwarzen;

»kaleman lap« (grosser Kaleman) ganz wie der vorige, nur sind die weissen Längsstreifen bis oder selbst über halb so breit als die schwarzen;

»long long« gemustert aus breiten schwarzen nnd weissen Längsstreifen, deren erstere drei Mal so breit sind als die letzteren; innerhalb der schwarzen Längsstreifen sind lineare weisse, schwarz durchwobene Längsstreifen;

»patpat«, gemustert aus schwarzen und weissen Längsstreifen, deren erstere drei Mal so breit sind als die letzteren; die schwarzen Streifen haben nur an den Enden kurze weisse Längsstreifen;

»sook«, auf schwarzem Grunde sind viele schmale weisse Zackenstreifen vorhanden; dieses Muster stammt von der Insel Pulusuk *) und wurde von dort durch eine Frau nach Oneop (Lukunor Lagune der Mortlock-Inseln) gebracht, wo es besonders angewandt wird.

Frauenzeuge, welche von den Ruk-Inseln gebracht und »monomaž« genannt werden, zeigen eine viel künstlerischere Ausführung als diejenigen der Mortlock-Inseln; sie sind nicht nur reicher gemustert, sondern auch dick mit Gelbwurz bemalt uud oft aus gemischten Fasern (Hibiscus und Bananen) gefertigt. Zeuge aus Bananen-Fasern sind im Allgemeinen weit theurer als solche aus Hibiscus-Fasern, weil letztere fast immer ein rauhes Ansehen behalten.

Des mortlock'schen Mantels ist bereits gelegentlich der Besprechung der mortlock'schen Kleidung nähere Erwähnung gethan; hier will ich nur noch einmal betonen, dass derselbe blos von den Mortlock- und Ruk-Insulanern getragen wird, und zwar von ersteren ohne jede Verzierung, von letzteren unter geringen Beimischungen von schwarzen Mustern, oder ganz schwarz gefärbt und mit rothen Muschelringen verziert, oder gelb gefärbt. In einer »fižan« (sprich fischan) genannten Art, scheint man auf Mortlock die ruk'sche Weise des usz nachahmen zu wollen. Dieser »fižan« (weisse Hibiscusfaser mit je einem ausgezackten Längsstreifen an den Seiten) erinnert mich übrigens sehr an die Männer-Zeuge der Uleai-Insulaner, **) und da die hiesigen Weberinnen gerne fremde Muster nachmachen und eine Berührung mit den westlichen Inseln durch die Vermittelung der

*) Pulusuk oder Suk liegt unter 149° 23′ O. L. von Gr. und 6° 40′ N. Br.

**) Uleai-, Ulea-, Ulie- oder Wolea-Inseln unter 144° O. L. v. Gr. u. 7° 20′ N. Br.

Insel Poloot*) besteht, so ist es möglich, dass dieses uleai'sche Muster auf diesem Wege via Ruk hier anlangte.

Die mortlock'schen Flechtarbeiten. Auf den Mortlocks finden wir von dieser Art Arbeit vor Allem die gewöhnlichen Sitz- oder Schlafmatten »kiekei«. **) Diese Matten, verglichen mit den nicht gerade vorzüglichen palau'schen Matten oder den samoanischen »papa's«, verdienen keinen Vorzug vor diesen. Die Matte ist sehr lose geflochten, steif und nur als gewöhnlichste Unterlage verwendbar. Man kennt hier keine anderen Matten. Aus demselben Material, d. i. Pandanus-Blättern, werden gewöhnliche Körbe, »saüefasz«, zum alltäglichen Gebrauch geflochten.

Solidere Gegenstände flechten die Mortlocker aus dem Coir (Cocosfaser) und sind diese ganz den nukuor'schen gleich;***) so z. B. der »potou«, welcher zum Bergen kleiner Werthgegenstände dient, ebenso, obwohl von anderer Gestalt, der »meyar«. Zu dieser Klasse müssen wir auch den »lakasaka«, den »maker« und den »aulol« rechnen. Lakasaka ist ein bürstenartiger Kranz, der, um das Haupthaar gebunden, den Hauptschmuck der mortlock'schen Haartracht ausmacht. Das Material ist Hibiscus- oder Musa-Faser. Dieser Haargürtel wird immer reichlich mit Gelbwurz eingetränkt. Der »maker« ist eine dünne aus Menschen-Haaren geflochtene Schnur, die, mehrfach zusammengelegt, zum Zusammenbinden der Haartracht dient. Der »aulol« ist die mortlock'sche Steinschleuder in oft sehr geschickter und fleissiger Ausführung.

Fischkörbe. Einen durchaus nicht untergeordneten Gegenstand der hiesigen Industrie bilden die Fischkörbe. Obgleich dieselben nicht aus Bambusrohr wie auf den Palau-Inseln, sondern aus weit schlechterem Material des Hibiscus verfertigt werden, so übertreffen sie doch an Güte diejenigen der Palau-Inseln. Die mortlock'schen »üü« sind bis 3 m lange und über 1,50 m breite Käfige, mit einer kleinen, auf einem der schmalen Enden befindlichen Eingangsöffnung, welche so eingerichtet ist, dass die Fische leicht hinein kommen, aber durch die biegsamen Reisige in derselben nicht mehr nach

*) Poloot-, Poloat-, Poluhot-, Mama- oder Uauak-Insel unter 149° 17' O. L. v. Gr. und 7° 20' N. Br. ist eine der Enderby-Inseln.

**) Dieser Name erinnert an das palau'sche »kiey« = bleiben, sitzen, beide aber wieder an das samoanische »tiai« = wegwerfen, »ta tia« = ausgestreckt, hingeworfen daliegen, »tie tie« = auf etwas sitzen.

***) Es ist interessant, in der Identität oder Aehnlichkeit der industriellen Erzeugnisse auch eine Andeutung der einstigen Beziehungen Nukuor's zu Mortlock wahrzunehmen. Zu solchen Aehnlichkeiten gehören der Webstuhl, die gewobenen Zeuge, die geflochtenen Coir-Taschen, die Kisten aus Brotfruchtholz, die Gestalt des eazol-Canoes, die Muschel-Aexte, die Tarohacke (aufel) u. s. w.

Aussen gelangen können. Das innere Gerüste besteht aus jungen Hibiscus-Stücken und dieses wird umflochten entweder mit Strängen der Cocosnusswurzeln oder mit den Rippen der seitlichen Blättchen der Cocosblätter.

Schmuckgegenstände. Unter den Schmuckgegenständen nehmen die Halsbänder aus den Schalen einer schwerzugänglichen Spondylus-Art, hier »feylam« genannt, den ersten Platz ein. Die Spondylus-Schale wird zu kleinen runden, in der Mitte durchbohrten Scheibchen geschliffen und dieselben auf Fäden aufgezogen. Ein solches Halsband heisst »ā́ssang« und wird sehr hoch geschätzt. Es ist eine Specialität der Insulaner von Etal. Aus einer anderen Muschelart werden die reicheren, jetzt selten gewordenen Frauengürtel gemacht. Als gewöhnlichstes Material für Halsbänder und Leibgürtel dient die Schale einer reifen Cocosnuss. Dieselbe wird in kleine Stückchen zerschlagen, so durchbohrt, aufgezogen und dann geschliffen. Die so erhaltenen Perlen heissen: »sak« und werden aus denselben die verschiedensten Schmuckgegenstände zusammengesetzt. Der gewöhnlichste »mar«, d. i. Halsband, ist der »mar en sak«, ein ein- oder zweifach um den Hals gewundener Strang solcher sak-Perlen. Ganz ähnliche Perlen, aber aufgereihet auf biegsame weiche Fäden, dienen als Ohrgehänge. Lange Stränge von demselben sak, werden oft von den Mädchen kreuzweise über der Brust und den Rücken getragen. Eine höhere Stufe von Halsbändern bilden die doppeltgeflochtenen »sak's« und der breite kragenförmige »tete«, welche beide gewöhnlich mit Brustgehängen verbunden werden. Das wichtigste der Brustgehänge ist der »puož«, eine runde Schildpattplatte mit einem runden Loch in der Mitte; derselbe wird mit fast allen Arten Halsbändern kombinirt. Für kleine Kinder werden ganz dünne Schildpattkreise ohne Löcher, »lṓnier«, oder kleine eckig ausgebogene Schildpattstückchen, »liginier« genannt, als Brustgehänge benutzt.

Das Durchbohren der »sak« für die Frauengürtel (kinsak) ist ebenfalls eine Specialität der Etal-Insulaner; gewöhnliche sak-Perlen verstehen auch die Einwohner von Tä und Satṓan zu machen. Das Schleifen derselben liegt den Frauen ob, während die Männer sie bohren und zu den verschiedenen Schmuckgegenständen zusammenreihen.

Dem Werthe nach rangiren hinter den vorerwähnten Schmuckgegenständen, Armspangen aus Schildpatt, »lṓkum« genannt, welche nächst dem »ā́ssang« hier Geldes-Werth vertreten, aber heute mehr Gegenstand des interinsularen Handels, als der hiesigen Industrie ge-

worden sind. Diese Armspangen werden blos von den Frauen auf dem Vorderarm getragen.

Die Armbänder für Männer, »róron« genannt, werden entweder aus »sak« verfertigt oder, wie die vom Norden gebrachten, aus Muschelplatten.

Kopfbänder sind bei den Mortlockern sehr selten. Ein solches, »lima« genannt, von sehr plumper Arbeit, schien mir nach einem ponapé'schen Muster gemacht zu sein.

Kämme »taf« und Haarnadeln »tik«, gehören zu den Hauptgegenständen der mortlock'schen Toilette, bilden aber keinen ausgeprägteren Industriezweig, sondern werden von Jedermann gemacht. Von Kämmen kommen zwei Formen vor: »taf reuoy«, kennzeichnet sich durch einen flachen, und »taf sópot« durch einen rund ausgehöhlten Griff. Beide werden mit der Gelbwurz gefärbt und das Griffende mit Schnitzereien, Muschelschalen, Perlchen und Hahnfedern geschmückt. Bei Festlichkeiten und Tänzen werden an gewöhnliche Kämme besondere Schmucksachen befestigt, so z. B. der »abežeŭ«, eine Art Flügel von den Federn des Tachypetes (Fregattvogel), oder der »úra«, bei welchem die Flügel aus Holz nachgemacht sind. Die letztere Form wird nur auf der Insel Oneop verfertigt. Dergleichen Kämme dienen blos für specielle Tänze und kommen sonst nicht zum Vorschein.

Die Haarnadeln sind grosse, sich der Form unserer Nadeln nähernde, Stücke Orangen-Holz, welche die Frisur zusammen halten sollen, deren Hauptaufgabe aber ist, das durch zahlreiche Läuse verursachte Jucken durch einige Stiche zu dämpfen. Diese Stecher sollen also die nebenbei ziemlich langen Fingernägel des Mortlocker's vertreten, welche er, ohne die sorgfältig gehaltene Haartracht in Unordnung zu bringen, zum Kratzen nicht gebrauchen kann. Da diese Nadeln verschieden runde und ovale Köpfe haben und ausserdem mit einem Halsband, »ferek en tik«, verbunden sind, damit sie nicht ausfallen, so tragen sie zur Verschönerung der Tracht nicht unwesentlich bei.*)

Einzelne Ohrringe giebt es auf den Mortlock-Inseln nicht, sondern nur zusammengesetzte Ohrgehänge, die meistentheils aus dem oben beschriebenen sak bestehen. Zum Tanze werden besondere hölzerne Ohrstücke verfertigt; eine Form derselben ist viereckig, geschnitzt

*) Im Journal des Museum Godeffroy, Heft IV Taf. 4, sind die Nummern 5—10 und 12—13 (Haarnadeln, Halsbänder, Frauengürtel, Beinspangen etc. irrthümlich als von Palau stammend abgebildet, während sie der mortlock'schen Industrie angehören.

und weiss und schwarz bemalt, sie heisst »soboža«; eine andere Form »irapar«, ist rund, konkav und wird gelb bemalt.

Geräthschaften. Die alten Fischhaken, »üä«, waren aus Schildpatt oder aus der harten Cocosschale gefertigt; sie sind heute sehr selten.

Als die wichtigsten einheimischen Geräthschaften sind die zum Ackerbau verwandten und die Muscheläxte zu betrachten. Zum Bebauen der Erde hat der Mortlocker den »anget en puél« und die »aufel«. Der erstere ist ein speerartiges Stück harten Cocosholzes mit einem scharfen und breiten flachen Ende, das wie ein Stichspaten zum Löchermachen beim Pflanzen oder zum Ausheben der Taro-Wurzeln gebraucht wird; der letztere ist eine axtförmige Hacke, deren Blatt aus dem Rücken der Schildkröte gemacht ist. Ihre Form ist fähig ihren Zweck zu verdecken, und man hat sie in Folge dessen irrthümlich für eine Axt gehalten; sie dient aber in der That zum Vorbereiten der weichen Erde.

Aexte aus der Schale der Tridacna gigas, »atenekiy« genannt, werden im Allgemeinen für gröbere, Aexte aus der zur Hälfte abgeschliffenen Schale der Terebra maculata, »si« genannt, für feinere Arbeiten verwandt.

Eine Nadel zum Durchnähen der die Häuserdächer bildenden Blätterbedeckung, heisst »tefasz« und wird aus Menschenknochen oder Holz bereitet.

Zum Aufbewahren ihrer Utensilien fertigen die Bewohner von Oneop recht zierliche Kisten aus Brotfruchtholz an, welche der Form nach sehr an die kleinen nukuor'schen Handkisten erinnern.

Waffen. Die jetzt noch vorhandenen Waffen der Mortlocker beweisen, dass die heute so friedliebenden Insulaner in ihren einstigen Kriegen durchaus nicht hinter den tapfersten Bewohnern der Südsee zurückgestanden haben. Als Beleg hierfür dienen die grossen Schlag- und Stichkeulen, welche nur im Süden und Westen der Südsee zu Hause sind. Bei der mortlock'schen Keule »üakke«, ist das Blatt beinahe eine Kopie desjenigen der samoanischen »pouivai«; nur der Schaft der mortlock'schen Waffe ist länger und sein oberes Ende zum Stossen bestimmt. Der »laga žam žam« und »laga poeiya« sind wieder Kopien des samoanischen »ua tongi«. Alle mortlock'schen Keulen werden aus hartem Holze der Rhizophoren-Arten verfertigt.

Als eine National-Waffe der Mortlocker muss man den »gürgür« betrachten. Es ist das ein Stab aus Orangenholz, gegen 2 m lang und 3 cm dick, welcher gegen die beiden Enden etwas ausgeschweift

ist. Dieser Stab, der oft als unschuldige Stütze von alten Leuten getragen wird, ist die beliebteste Waffe, sowohl im Kriege, als auch um gewöhnliche Streitigkeiten zum Ausgleich zu bringen. Er wird gebraucht in der Art des Bajonettfechtens, indem die sich gegenüber stehenden Gegner ihn mit beiden Händen (die rechte Hand zu vorderst) halten und die gegenseitigen Schläge und Stösse zu pariren suchen. Der Name der Waffe stammt von dem Namen des Baumes »gŭrgŭr«, aus dessen Holz sie gemacht wird. *)

Für den Faustkampf haben die Mortlocker einen mit Haifischzähnen besetzten Handring und den »suk«. Dieser letztere vertritt unseren Dolch und wurde früher von den bei Nacht Umherschleichenden zum Schutz mitgeführt. Das eine stumpfe Ende des suk dient als Keule, an dem anderen werden einige Rochenstacheln befestigt, welche ihn zu einer höchst gefährlichen Stichwaffe machen.

An Speeren kann man zwei Hauptarten unterscheiden; die eine dient zum Werfen in die Ferne (žoburiy), die andere zum Werfen auf sehr kurze Distanzen (silekiy). Die »žoburiy-Speere« gehen immer verloren und werden deshalb aus werthlosem Material gemacht; ihr Schaft ist ein weiches leichtes Hibiscus-Holz, das der Werfer vor dem Wurfe zu der ihm genehmen Länge abbricht. Der Kopf dieses Speeres, aus hartem Cocosholz mit etlichen stumpfen Wiederhaken versehen, wird mit einem Bindfaden an den Schaft festgebunden. Diese Speere werden mit der Hand geworfen, indem der Zeigefinger der rechten Hand auf dem einen Ende ruht. — Die silekiy-Speere sind nur für ein sicheres Treffen bestimmt; sie werden aus solidem Material gefertigt, kostbar ausgeschmückt und oft stark an den Spitzen bewaffnet. Die einfachste Form dieser Art ist der »silek«, ein glatter, auf beiden Enden spitz zulaufender Speer aus hartem Holz; die gefährlichste ist der »mésenapuósz« (von mésen = Gesicht und puósz = Kalk), an dessen Vorderende Rochenstacheln, Menschenknochensplitter oder Kiefer einer Belone-Art (Hornhechte) mittelst Bindfaden und Kalkkitt befestigt sind.

10. Ein Beitrag zur Kenntniss der Sprache der Mortlock-Inseln.

Ein so kurzer Aufenthalt auf den Mortlock-Inseln wie der meinige, konnte mir unmöglich Gelegenheit geben, erschöpfendes Material hinsichtlich der Sprache der Insulaner zu sammeln, und so muss auch dieser Theil meines Berichtes eben nur als ein oberflächlicher und für künftige Forschungen vorbereitender Versuch aufgefasst werden.

*) Auf den Palau-Inseln giebt es eine Citrus-Art, welche »gurgur« genannt wird.

Um allem Zweifel in Betreff der Aussprache der notirten einheimischen Wörter zu begegnen, habe ich in dieser Abhandlung die allgemeine Schreibweise des Lepsius'schen Standard-Alphabets angewandt.

1. Die Laute der mortlock'schen Sprache.

a. *Vokale.*

				a
ẹ	e·	—		*o*
i	—	i̥	u̥	*u*

Dieselben werden lang und kurz, mit oder ohne einen Accent gebraucht. Das ẹ ist das deutsche »ä«, das i̥ des Lepsius'schen Alphabets ist das polnische »y«. Die einzige Schwierigkeit, welche sich mir bot, bestand in der Wiedergabe desjenigen Vokallautes, für welches ich das Zeichen u̥ gebrauche. Es ist ein sehr hohl und tief klingender, zwischen i̥ und u eingeschlossener Laut, dessen Auffassen, wie man aus der Schreibweise der Namen Kítú̥ und Onobuku̥ auf den Karten ersieht, schon den ersten Beobachtern nicht leicht war. Sie schrieben abwechselnd Kutu, Kytyk, Onobuky, Unepuk, woraus hervorgeht, dass sie zwischen dem y und u unsicher waren. Die Basis dieses Vokallautes scheint u zu sein, dann aber wieder manches Mal i̥. Beim Aussprechen werden die Lippen wie für diese beiden Vokale angeordnet, aber in beiden Fällen wird die Mundhöhle möglichst hohl gemacht, die Zunge möglichst eingezogen und deren Spitze an das Bändchen gepresst. Genau verfahrend, müsste man ein emphatisches i̥, wo der y Laut vorherrscht, und ein emphatisches u̥, wo ein u vorherrscht, unterscheiden. Indessen ist meine bisherige Erfahrung in der mortlock'schen Sprache keine solche, dass ich eine konsequente Durchführung der Abtönung dieser Laute in allen Wörtern vornehmen könnte und so benutze ich einstweilen blos das u̥.

Diese Vokale bilden sehr leicht Diphtonge und notire ich als solche: áu, áu̥, éu, éu̥, óu̥, úu,

áy, ẹ́y, óy, úy, (das y entspricht dem deutschen »j«).

b. *Konsonanten.*

k	*g*	ṅ	—	—	*y*		
t	—	*n*	š / *s*	ž	—	r	l
p	*b*	*m*	*f*	—	—		

Der richtigen Aussprache dieser Konsonanten stellen sich gar keine Schwierigkeiten entgegen. Die aus dem Lepsius'schen Alphabet entlehnten Zeichen sind ṅ, š und ž. Das ṅ ist das deutsche nasale »ng«, das š ist das »sch« und das ž endlich ist das französische »j« (gelindes deutsches sch).

Ich bin noch im Zweifel, ob zu diesen Lauten nicht noch »θ« (Zischlaut mit vorangehendem d) hinzukommen sollte. Der Gebrauch dieses lispelnden »t« ist in den westlichen Dialekten sehr ausgeprägt, auf den Mortlocks aber weniger, was mehr von einer Eigenheit der

Sprecher abzuhängen scheint. Ebenso oft findet man das »r« mit dem »ž« verwechselt und das »s« mit dem »š«. So sprechen viele Mortlocker »kiš« (kisch), wir, anstatt kis; der Name der Insel Mož wird oft Mor ausgesprochen, aus welchem Grunde dieselbe auch auf den Karten Mor und Mors benannt wurde.

2. Einige grammatikalische Notizen. Die mortlock'sche Sprache hat dieselbe Eigenschaft wie alle karolinischen Sprachen, dass der grösste Theil der Hauptwörter nicht in der Ursprungsform, der Wurzel, gebraucht wird, sondern in den Fall eines Verhältnisses zu einer Person vesetzt wird, was dadurch geschieht, dass die Wurzel mit einem Suffix, der den Besitz andeutet, verbunden wird. Einige Beispiele werden es am besten beleuchten:

fel, ein grosses Haus,	im, ein kleines Haus,	pḗyi Hand,	pēšey Fuss,
fálēy, mein grosses Haus,	imuḗy,	pṓum,	pešem,
falṓm, dein grosses Haus,	imóm,	pṓun,	pešen,
fálēn, sein grosses Haus,	íman,	pṓeš,	pešeš,
falā́š, unser grosses Haus,	imā́š,	pṓemi,	pešemi,
fálemi, euer grosses Haus,	ímomi,	pṓer,	pešer,
fáler, ihr grosses Haus,	ímüer,		

bṓti Nase,	mḗsey Gesicht, Auge,	žṓmey die Stirn,	áuey der Mund,
bṓtum,	mḗsom,	žomom,	áuom,
bṓtun,	mḗsen,	žomen,	áuan,
bṓtoš,	mesā́š,	žomaš,	áuaš,
bṓtomi,	mḗsami,	žomemi,	áuomi,
bṓtir,	mesḗr,	žomuḗr,	áuer,

níy der Zahn,	tíy die Brüste,	mákarey Kopf,	sálinay das Ohr,
nim,	tūm,	makarom,	salinom,
nin,	tūn,	makaren,	salinan,
niš,	tíš,	mákaraš,	salinaš,
nimiy,	tími,	makarami,	salinami,
nir,	tír,	makarḗr,	saliner,

say der Bauch,	puḗy der Nabel,	etiy das Kinn,	gílig die Haut,
sam,	puom,	etum,	gilum,
san,	puon,	eten,	gilun,
saš,	puaš,	etaš,	giliš,
sami,	puomi,	etemi,	gilimi,
sar,	puer,	etir,	gilir,

žu̥i der Knochen,
žum,
žun,
žuž,
žumi,
zi̥r,

Beim Aussprechen übertragen die Insulaner den Nachdruck auf den Vokal des Suffixums. — Aus den Beispielen ist ersichtlich, dass die Sprache ein Singular und Plural besitzt mit je drei Personen; indessen kommt auch ein Exclusiv-Modus für die erste Person des Pluralis, so: faláš = unser Haus (inclusive des Hörenden), falamim = unser Haus (exclusive des Hörenden), vor.

Diese Substantiv-Suffixa bilden eine Form der Pronomina possessiva, indessen besteht auch eine unabhängige Form derselben. So: anéy = mein, anúm = dein, anán = sein, anáš, anamím = unser, anamí = euer, anír = ihr; z. B. anum ik = deine Fische oder dein Fisch.

Einen regelmässigen Plural für die Substantiva und Adjectiva giebt es nicht; zum Ausdrücken der Vielheit wird gebraucht: núra, viel, und für den Grad bei den Adjectiven die Reduplication: eláp, gross, kis, klein, lapaláp, sehr gross, kisikís, sehr klein.

Das persönliche Fürwort ist: iyey, i, ṅaṅ = ich, meiner, mich; ṅok, yen = du, dich; anej, iy = er, sein; kis = wir incl.; amim = wir excl.; ir = sie; z. B.: ie fórey? wer hat es gemacht? i forey, ich mache; i me fórey, ich habe es gemacht; ie iná? wer ist da? ṅaṅ iey, ich hier.

Die Verba sind entweder ursprüngliche Wurzeln kombinirt mit direktiven Partikeln wie: uáto (samoanisch avátu heisst zubringen, geben), bringen; olá, weggehen; feytú, landeinwärts hinuntergehen; feyté, landeinwärts heraufkommen; feylá, hinweggehen (alle drei von fátat, zu Fuss gehen oder rudern mit der Paddle); oder bei den von Gegenständen abgeleiteten Verben werden Hülfspartikel angefügt, so: púsi, ein Loch, pusigíy, ein Loch bohren; sílek, ein Speer, silekíy, speeren.

Für die Zeiten dienen »me« für die Vergangenheit, »ibu« für die Zukunft. Bei der Konjugation wird ausser dem persönlichen Fürwort noch ein pronominales Præfixum angewandt; z. B.: ṅaṅ iorév, ich sehe; ṅaṅ i sioréy, ich sehe nicht; ṅaṅ ióroṅ, ich höre, ṅaṅ isóroṅ, ich höre nicht; ṅaṅ i máṅa, ich esse, ṅaṅ mey máṅa, ich habe gegessen, ṅaṅ ibu bo máṅa, ich werde essen, maṅá! iss! sa magá! essen wir!

Gegenwart:
ṅaṅ i maṅa, ich esse,
yen o maṅa, du issest,
iy e maṅa, er isst,
kiš sa maṅa, wir essen (incl.),
amim aymaṅa, wir essen (excl.),
amim aumaṅa, ihr esset,
ir remaṅa, sie essen.

Vergangenheit:
ṅaṅ me i̯ maṅa,
yen me o maṅa,
iy me o maṅa u. s. w.

Zukunft:
ṅaṅ ibu bo maṅa,
yen ibu o maṅa,
iy ibu maṅa u. s. w.

Nachstehende Wörter mögen einen vorläufigen Beitrag zu einem mortlock'schen Vokabulär geben:

set, Salzwasser, die See,
ran (žan), Wasser, Süsswasser,
rarā́n, žažā́n nass,
le matā́u, die hohe See,
le ṓnom, die von dem Riffe eingeschlossene Lagune,
ōž, das Korallenriff,
mōž, die Passage,
fā́nu̯, Land im Allgemeinen, bearbeitetes Land, (samoanisch: fanū́a),
ruk, hohes Land, hohe Inseln,
pī́y, Sand,
puḗl, schwarze Erde,
fā́u̯, Stein im Allgemeinen,
fā́u̯ žol, schwarzer Stein, von den Ruk-Inseln gebracht,
fā́u̯ ā́llaṅ, ein Korallenstein,
puṓž, Korallenkalk,
puožī́y, bekalken, mit Kalk einreiben (piy-ož),
rā́ra, der Strand,
onā́n, der mit Wasser bedeckte Theil des sandigen Strandes. (Samoa: ṓne = Sand).
uāluā́l, der Busch, das Innere der Insel, der Wald, Pflanzen im Allgemeinen, besonders blättrige Kräuter. (Samoa: váo).
al, der Weg,
bey, ein Land im engeren Sinne, alle zu einem Dorfe gehörenden Ländereien,
key, das Dorf, Niederlassung,
feytḗ̱, kitḗ̱, (keytḗ̱), nach seiner Heimath gehen.

lē̱ṅ, der Himmel, das Firmament,
yāl, die Sonne,
fū̯, die Sterne,
ūt, Regen,
fi̯, Blitz,
rṓbulap, der Donner,

fe̱l, ein grosses Haus,
im, ein kleines Haus,
mesorṓ, ein Kochhaus,
um, der Backofen,
lē, in, das Innere,
lḗfe̱l, das Innere des Hauses,
lī́gen, aussen, das Aeussere,
lī́ginfe̱l, die äussere Umgebung des Hauses.

áramas, der Mensch,
man, ein Thier, ein Vogel,
moén, ein Mann,
róbot, eine Frau,
púluan, ein Ehemann oder die Ehefrau,
 púley, mein etc.,
 púluom, dein etc.,
 púluan, sein etc.,
pupúlli, heirathen,
naún, ein Kind,
 néyi, mein Kind,
 náum (nóum), dein Kind,
 náun, sein Kind,
manúkol, ein Säugling,
ukáu, ein kleiner Knabe,
líkau, ein kleines Mädchen,
átamoen, ein kleiner Knabe, der noch kein Jüngling ist, ca. 10 Jahre alt. (Samoanisch: áta = Bild, Schatten; áta alíi wird gebraucht für den leibhaftigen ältesten Sohn).
liratáu, ein Mädchen in ähnlichem Alter wie der átamoen,
állual, ein Jüngling,
faápul, eine Jungfer,
óužóož, ein Knabe, der noch nackt herumgeht,
oélles, eine verheirathete Frau; wird unterschieden als:
oélles náu jéuman, Frau mit einem Kinde,
oélles náu rúoman, Frau mit zwei Kindern,
luélap, eine Greisin,
fóuet, alt, ein Greis, eine alte Frau,
uás, ein Schwager,
púi, eine Schwester,
púipúi, eine Schwester-Verwandtschaft, eine Stamm-Verwandtschaft, ein Stamm.
moñáyan, der Bruder,
sáman, der Vater, (Samoanisch: táma),
ínan, die Mutter, (Samoanisch: tína).

amé, sterben, todt,
sómau, krank sein,
ósomau, eine schwangere Frau.
sáfey, Medizin,
epéy, ein Grab,
peyenéy, begraben,
ámofeu, die Leiche in der See versenken,
imen epéy, ein über dem Grabe aufgestelltes Grab,
óuníy, mit der Gelbwurz nach dem Tode einsalben.

anáñ, Arbeit, Beschäftigung, arbeiten,
 núra anáñ, viel Arbeit,
fórey, fofórey, etwas machen, thun,
 ie fórey átainá, wer macht diese Sache da?
 ñañ íbo fofórey áta iná, ich werde diese Sache da machen,
 ñañ me i fórey, ich habe gemacht,
gilé, wissen,
sigilé, nicht wissen,

sō, nicht,
ore̱, sehen,
siore̱, nicht sehen,
koróṅ, hören, (Palau: oréṅes; Ponapé: iróṅ; Samoa: faalóṅo),
ṅor, Gesang, singen (Palau: oṅerel, der Mund; ṅor, eine wichtige Sprache, eine Rede),
kapás, sprechen,
kéy, lachen (Samoa: āta áta),
ssáṅ, weinen (Samoa: táṅi),
meu̱r, schlafen (Samoa: móe),
iuéi, sich hinlegen,
ú̱ta, aufstehen,
fátal, zu Fusse gehen, paddlen,
maṅa, essen (Samoa: maṅava, der Bauch),
ibóun, trinken,
gafríek, lieben, mögen,
safríek, nicht lieben,
kabutėk, nicht mögen,
iguót, nicht wollen,
žúpaṅ, nachlässig sein,
tútu, waschen, sich nass machen (Samoa: sŭsú, nass),
pári̱k, tanzen, Tanz,
púllu̱, brechen,
foysáṅ, riechen (Samoa: soṅi),
éṅoti̱y, Etwas auswringen,
abutíy, abschleifen,
fótey, binden,
púsigiy, bohren,
púsi, ein Loch,
rofoná, lügen, lügenhaft, Lüge, Lügner,
rófeu̱, wahr, Wahrheit,
ážak, hungrig sein,
árgerey, kratzen,
nnáu, husten, der Husten,
mmōs, sich übergeben, das Erbrechen,
áurūr, langsam sein, spazieren gehen,
úrur, an einem gesellschaftlichen Spiele, »úrur« genannt, theilnehmen.
pēs, ein natürliches Bedürfniss verrichten,
ser, Wasser abschlagen,
állou, die Exkremente (Samoa: alóu Eiter, Jauche),
féē, den Coitus ausüben,
nótey, schraben,
níla, tödten,
ṅánnay, geben,

ṅánnay nan i yey, mir geben, wird verkürzt in:
ṅānanyéy, mir geben,
ṅāneanók, dir geben,
ṅāneanéy, ihm geben,
ṅāneanekáš, uns geben incl.,
ṅāneanekamím, uns geben excl.,
ṅāneanekaníi, euch geben,
ṅaneaní̱r, ihnen geben,

ši̱oríy, achten, gehorchen,
káṅay, wegnehmen (Samoa: táṅo oder káṅo, berühren),

i káṅay, ich nehme weg,
i sáṅay, ich nehme nicht weg,
i me ne káṅay, ich habe weggenommen,
i me ne sáṅay, ich habe nicht weggenommen,

ṅaṅ i bo báṅay, ich werde wegnehmen,
yen bo okáṅay, du wirst wegnehmen,
'niy bo ekáṅay, er wird wegnehmen,
éno, bleiben (Samoa: nófo, monófo),
ī́a enṓ ia? wo, wo bleibt, wo ist?
uáue, nehmen,
uála, wegnehmen,
uáto, bringen (Samoa: avátu, áve),
yárok, versehen, übersehen,
yayeórok, sich angewöhnen,
áyyek, Frage, fragen,
ṅaṅ íbu bo áyyek en nōk, ich will dich fragen,
aytiṅaney, bitten, ersuchen,
utuáli, sehen, wahrnehmen wollen,
āki áki, verlangen,
āki áki létipey, Wunsch, Verlangen, wünschen,
mássey, niesen,
asákisak, asáki, verwandt sein, Verwandtschaft, Familie,
fofórey anú̦, einen Geist gut machen,
foreyanú̦, ein Zauberer,
ayež, böse sein, zürnen, Zorn,
súto, zuwerfen,
súla, abwerfen,
esúto, zufliegen, vom Vogel,
esúla, wegfliegen, vom Vogel,
móalež, verlieren,
tóṅe, itóṅe, sehr lieben, sich an annehmen.

állam, gut, schön,
eṅáu, schlecht,
eláp, gross,
kis, klein,
félikay, geschwind,
ákaymay, langsam,
pūš, leichtsinnig,
búrafeu̦, dumm,
mípuōr, schief,
ónašar, gerade,
épas, trocken,
erarán (žažán), nass,
mónson, aller, e, es,
púši̦kar, heiss,
yáboš, yáboškar, heiss, schwitzen,
patakī́š, kalt,
sum, müde, müde sein,
ṅaṅ isum, ich bin müde,
yen uásum, du etc.,
iy eásum, er etc.,
kiš sásum, wir (inclusive) etc.,
amim áysum, wir (exclusive) etc.,
ami áusum, ihr etc.,
ir rásum, sie etc.,
us, Art und Weise von Etwas, Sitte, Gebrauch,
rak, so,
usenrák, auf die Weise von
úsen áramas, auf menschliche Weise
úsen réuan, fremde, europäische Sitte,
aréuan, ein Fremder (ein Weisser),
re, ein Partikel der Zugehörigkeit, rey, rem, ren, mir, ihm zugehörend, meine, deine, seine Sache, Gegenstand; mit Lokalitäts- u. Menschen-Namen:

re Uē, re Sópun, re Sor, re Bónon, re uan (ua = Schiff),
ṅa, ja,
eáp, nein,
sŏ, sío, nicht,
sor, sóron, nicht mehr, nein,
émon, genug,
áros, beendigt, fertig,
sāman (soáman), kein, kein einziger,
yen a yen, dieser und dieser, etliche,
imú, hier, das hier, dieser, e, es hier,
min, da, dieser, e, es da, jener, e, es,
ik imú, diese Fische,
kan, Partikel der Quantität, unbestimmter, irgend ein, bischen, yen sor utuáli fu̯ kan? du nicht siehst Stern irgend einen?
óžou, eine Wolke,
máram, der Mond,
ȧsapuél, der Wind,
yāf, das Feuer,
átenyaf, der Rauch,
malmal, ein Sturm,
ánu̯, Geist, Gottheit,
sómol, der Häuptling,
tou, Krieg, kämpfen in der Nähe,
māun, Krieg, kämpfen in der Entfernung,
nu̯, eine Cocospalme, junge Nuss,
žo, eine reife Cocosnuss,
mey, die Brotfrucht,
ūš, Banane,
uóš, Taro,
puéu, Pteropus,
yež, Ratte,
ik, Fisch,
málek, Huhn.

melóm, früher, weite Vergangenheit,
útiey, gleich, später,
iṅeta? wenn?
ígana, heute,
nánao, gestern,
lḗu̯, morgen,
kúlanlēu̯, übermorgen,
kúlannánao, vorgestern,
éaran, die Morgendämmerung,
álloas, der Sonnenaufgang,
ēamaraṅatá, die eine Hälfte des Vormittages,
léṅeylaṅ, der Mittag,
ayrópol, die zweite Hälfte des Vormittages,
áuónéuuān, die Hälfte des Nachmittages,
āytúeyset, vor dem Sonnenuntergange,
eátup, der Sonnenuntergang,
le ran, der helle Tag,
le boṅ, die Nacht,
le fāf, der Abend, (Samoanisch: o le áfiáfi),
lúgenboṅ, die Mitternacht,
únumeyran, die Zeit vor dem Anbruch der Morgendämmerung,
le rāk, die Brotfruchternte, die Zeit derselben, die Jahreshälfte in welche dieselbe fällt,
le éffeṅ, der Norden, die Zeit der nördlichen Winde,

iyé? wer?
iyá? wo?
méta? métana? was?
iya óson? wie?

póta? warum?
iyéy, hier,
inā́, dorten,
i leṅ, oben,
i lel, unten,
kū́lan, hinten, hinter,

mā́kar, der Kopf,
mḗtan mā́kar, die Haare,
žṓmen, die Stirn,
mḗsen, das Gesicht,
fṓgen mḗsen, das Auge,
fā́ten, die Augenbrauen,
mḗtan mḗsen, die Augenwimpern,
bṓtun, die Nase,
le bṓtun, das Nasenloch,
ā́uan, der Mund,
ten ā́uan, die Lippen,
nin, ein Zahn,
ausṓpen, die Wange,
salī́ṅan, das Ohr,
ḗten, das Kinn,
alḗsan, der Haarwuchs im Gesichte,
ā́uferey, die Schulter,
sā́keren, Brust,
ligisā́keren, der Rücken,
sā́pon pṓun, der Oberarm,
pṓun, der Vorderarm,
lḗman, die Hand (wird sehr wenig gebraucht und meistens durch das vorige Wort vertreten),
pḗšen, der Fuss,
kun, die Nägel,
afḗlefel pṓun, der Ellenbogen,
lḗmolun pṓun, die Ellenbogenbeuge,
puguḗy, das Knie,
lḗmolun pḗšen, die Kniebeuge,
sān, der Leib,
abysā́n, der Unterleib,
puṓn, der Nabel,
puā́r, die regio pubis,
žun, Knochen,
gil, die Haut,
nša, Blut.

asṓpol, Perlen aus Glas oder Holz,
taf, ein Kamm, sich kämmen,
teyk, das Gelbwurzpulver,
ue, Cocosöl,
uēn, Bimmstein,
lep, die rothe Ockererde,
yiū, ein Schleifstein,
mḗže, ein Bohrer,
žik, ein kleiner Korb,
atḗnekiy, eine Axt aus der Tridacna-Schale,
sḗle, eine Meisselaxt aus der Tridacna,
si, eine solche aus der Terebra-Schale,
ī́tan, der Name,
ia ī́tan? wie ist der Name?
ron, Frau, Weib, Ehefrau,
fen, Frau, z. B. fenan Bṓnon, eine Frau von Bṓnon,
uk, Schweif, Schwanz, uk en ik, ein Fischschwanz,
lug, die Mitte,
lū́genepan, in der Mitte,
sap, sā́pon, theilen, halb, die Hälfte,
tut, die Brüste,
mḗson tut, die Brustwarze (Samoa: mā́tasūsu),
fā́saṅ, ein Nest,

sókul, ein Ei,
oloufáto, einschöpfen,
asarálon̄, einschenken,
are̥, oder,
ma, und,
ma, von,
ibole íya? wohin?
uóyte mea? woher?
pṓšopoš, weiss,
šṓšol, schwarz, blau, grün,
lípar, roth,
yắtok, verwünschen,
mallúgala, vergessen,
ogoráto, im Gedächtniss behalten.

uā, ein Canoe,
uā sérek, ein Segelcanoe,
uā fátal, ein Rudercanoe,
áuu̥, der Mast,
fátel, eine Paddle,
úmmey, kreuzen, an dem Winde segeln,
murimur, vor dem Winde segeln, steuern (da man blos vor dem Winde steuert),
nu̥menuá, das Wasser aus dem Canoe ausschöpfen,
assáue, vom Winde abhalten,
fan̄i̥te, an den Wind holen,
onónto, gerade aus segeln,
ffel, in einem runden Bogen segeln,
šel, ein vom Winde nach dem Lee geschehenes Umwerfen des Fahrzeuges,
támežap, ein Umwerfen auf die Ausleger-Seite,
tam, der Ausleger bei dem Canoe.

man, ein Aux. part. bei den Zahlwörtern,
efítou? wie viel? (Samoa: efíya),
efítouman? wieviel?
yḗu (aman), ein,
ru̥ (ruoman), zwei,
elu, drei,
rắnu, fa, vier,
limau, fünf,
ṓnou, sechs,
físu, sieben,
uálu, acht,
tuṓu, neun,
n̄ol, zehn,
ru̥e, zwanzig,
ḗlik, dreissig,
fē, vierzig,
lime̥, funfzig,
one̥, sechszig,
fíyk, siebenzig,
uálik, achtzig,
tue̥, neunzig,
yeubúki̥, hundert,
efítourak? wievielfach?
jéurak, einfach,
rúorak, zweifach u. s. w.,
afítourak? wievielte?
aruourak, der zweite,
a elu, der dritte,
a ránu, der vierte,
a limau, der fünfte u. s. w.

11. Die Seefahrten der Mortlocker.

Die Mortlocker, der südöstlichste Stamm der central-karolinischen Völker, sind noch heute Seefahrer und unterhalten noch immer, ihrer Abstammung getreu, eine Verbindung mit ihrer einstigen Heimath, mit den in nordwestlicher Richtung 150 Seemeilen entfernten Ruk-Inseln. Sie haben unter sich einen Theil der den meisten karolinischen Völkern eigenen Kenntniss der Himmelskörper bewahrt, vermöge welcher sie sowohl die spurlosen Wasserstrassen des ihre Heimath umgebenden Oceans durchfahren, als auch die Zeit bestimmen können. Diese Kenntniss, die heute jedenfalls nur als ein Nachklang aus der Vergangenheit bezeichnet zu werden verdient, besitzt jedoch nicht ein jeder Insulaner, sondern wird von einigen wenigen sehr eifersüchtig bewahrt, bildet deren Wissenschaft, ist eine Quelle des Ansehens, Einflusses und sogar Nutzens, und wird nur ganz besonders Ausgewählten (Sternkennern), die man »palláuu« nennt, mitgetheilt. Bei der den uncivilisirten Völkern eigenen Eifersucht, mit welcher dieselben jeden Vortheil für sich allein zu behalten trachten, ist die Stellung eines Sternkenners eine hervorragende. Deshalb sucht auch jeder einzelne Staat seine eigenen palláuu zu haben, um von denjenigen der nachbarlichen Stämme unabhängig sein zu können. Die Kenntnisse dieser Sternkenner können nur auf dem Wege der mündlichen Ueberlieferung übertragen werden; gewöhnlich ist es der Sohn oder ein besonders fähiger und vielversprechender Verwandter, welcher sich von den frühesten Zeiten bei dem Sternkenner aufgehalten und während einer Reihe von Jahren in die Kunst des Schiffführens eineingeweiht wurde, den die Kunst gelehrt wird. Trotzdem nahm wohl mancher dieser Weisen seine Geheimnisse mit in's Grab und von den überlieferten hat das Gedächtniss nicht immer das Ganze behalten. So wissen die heutigen Sternkenner Namen von Sterngruppen, welche sie auf dem Himmelsgewölbe nicht nachweisen können; sie wissen auch, dass ihre Vorfahren den Seeweg nach dem Osten und dem Süden kannten. Die Tradition erwähnt Seybóllus als den letzten palláuu von Lukunór, welcher die Canoes nach Nukuór (Nukuwor, Nuguoro, Monteverde Insel (3° 55′ N. Br. 155° O. L.) zu führen verstand.

Die heutigen Seefahrten der Mortlocker beschränken sich, abgesehen von den Fahrten zwischen den drei Gruppen ihrer Heimath, welche alle von einander in Sicht liegen, auf Reisen nach den Námoluk-Inseln, nach den Lósop- (d'Urville-) Inseln (gewöhnlich über Námoluk), und von Lósop nach den Ruk-Inseln. Námoluk liegt 35 Seemeilen NW von der nördlichen Passage der Satóan-Lagune entfernt, die Lósop-

Inseln 65 Seemeilen NWzW ½W von Námoluk, die Ruk-Inseln circa 50 Seemeilen WzN von Lósop; somit beträgt die geringste Hochseefahrt der Mortlocker 35, die grösste 65 Seemeilen. Eine direkte Fahrt von Mortlock nach Lósop wird nie unternommen; sind die Námoluker zeitweilig feindlich gesinnt, so dass es nicht räthlich scheint daselbst zu landen, somit die Möglichkeit sich auszuruhen und gestärkt weiter zu gehen genommen ist, so wird Námoluk immer in Sicht gelaufen und von dort der neue Kurs angenommen. Die abzusegelnden Distancen sind keinenfalls sehr gross, und zieht man noch den regelmässigen NO-Passat, der für alle drei Reisen immer einen freien Wind gewährt, in Betracht, so wird man geneigt sein, diese Seereisen zu unterschätzen. Und doch müssen wir bei gebührender Berücksichtigung der Verhältnisse dem einfachen karolinischen Canoeführer, welcher ohne Kompass und ohne irgend welches Instrument sich dem Ocean mit seinen Strömungen, dem Himmel mit seinen Winden anvertraut, eine grössere Bewunderung zollen, als dem tüchtig geschulten weissen Seefahrer, welcher nur so lange ein solcher ist, so lange ihn sein Chronometer, Sextant und Kompass nicht im Stiche lassen.

Bei den Seefahrten der Mortlocker ist der palláuu̥ die wichtigste Person; da nur er den Zusammenhang der Erscheinungen der Elemente mit der Jahreszeit durch Erfahrung kennen gelernt hat, so bestimmt er die Zeit der Reise. Er ist also der Kalender der Insulaner. Sobald auf See, leitet er das Fahrzeug nach gewissen Sternen, aber nicht blind und ohne Berechnung, sondern je nach dem Winde und dem Strome verschiedene, das Gelingen der Reise beeinflussende, Kursänderungen vornehmend. Er ist also Sternkenner und Seeführer. Hat trotz der grössten Vorsicht das Fahrzeug getrieben und ist das gesuchte Land verfehlt worden, oder hat ein Sturm die braven Segler verschlagen, so berechnet der palláuu̥ vermittelst seiner Kenntniss aller zur Karolinen-Gruppe gehörigen Inseln und deren Leitsterne, die Möglichkeit eine derselben zu erreichen. Demnach sehen wir in dem palláuu̥ drei Eigenschaften vereinigt, nämlich die eines Astronomen, eines Navigateurs und eines Geographen. In Folgendem wollen wir versuchen, die Gelehrsamkeit eines palláuu̥ innerhalb dieser drei Wissenschaften zu verfolgen und zwar indem wir erstens über die Zeitbestimmung, zweitens über die Schiffsführung auf hoher See und drittens über die geographischen Kenntnisse berichten.

1. Die Zeitbestimmung der Mortlocker. Der Mortlocker nennt den hellen Theil des Tages »ran«, den dunkeln »boñ«. Den

Anfang des ersteren mit der Morgendämmerung »éaran« nehmend, sieht er sein Ende im Anfange des »le fāf« des Abends, wo »yāf«, das Feuer, die Tageshelle vertreten muss. Der verschiedene Stand der Sonne giebt ihm die Tageseintheilungen: »éaran« die Morgendämmerung, »ålloas« der Sonnenaufgang, »ēamaraṅatá« bis 9 oder 10^h A. M., »ayrópol« zwischen 9 und 12^h A. M., »léṅéylaṅ« der Mittag, »åuónéuuān« bis ca. 3—4^h P. M., »āytúeyset« bis ca. 6^h P. M., »eátup« der Sonnenuntergang. Die Nacht wird nur in drei Theile getheilt: der Abend »le fāf«, die Mitternacht »lúgenboṅ«, und die Zeit vor der Morgendämmerung »únumeyran«.

Der mehr der Wahrnehmung der Insulaner zugängliche Mond mit seiner immer wechselnden Gestalt, gab denselben das Mittel, die auf einander folgenden Nächte zu unterscheiden, und so entstand die Eintheilung in Monate »máram«. Die Monate fangen an mit dem Neumond; der erste Tag jeden Monates heisst »sikáuru« (von »so« nicht und »órey« sehen). Der Monat hat 30 Tage und die Namen derselben sind beinahe gleichlautend mit den auf den Uleai- (Wolea-) Inseln gebräuchlichen, welche Chamisso (Reise um die Welt, Leipzig 1852. Zweiter Theil p. 90) notirt hat. Sie heissen:

Die Namen der Tage des Monates auf den Mortlock-Inseln.

1. sikáuru,	11. arobúki,	21. ósseleṅ,
2. élleṅ,	12. olópue,	22. éffanak,
3. meséllen,	13. olomáu̥,	23. sápas,
4. mesoán,	14. émmaš,	24. úmmala,
5. mesefíu̥,	15. éu̥r,	25. ára,
6. meseuál,	16. nétiu̥,	26. rómanfel,
7. mesetóu,	17. kínney,	27. aróf̥iu,
8. ruóboṅ,	18. úmmala,	28. eúu̥,
9. épey,	19. sápas,	29. éffen,
10. emátal,	20. éffanak,	30. ežef.

Die einzelnen Monate haben ihre Namen von besonders in die Augen fallenden Sternbildern erhalten, und zwar jeder von demjenigen, welches zur Zeit des Morgens über dem Horizonte aufsteigt oder welches beim Anbruche der Nacht unter denselben steigt. Da indessen die Imagination der Insulaner viel mehr Sternbilder benannt hatte, als Monate da sind, so gehen gewöhnlich mehrere derselben auf einen

Monat und sein Name wird entweder von dem Hauptsterne abgeleitet, oder bleibt unentschieden, d. h. man benennt ihn zu verschiedenen Zeiten verschieden.

Die Monate des mortlock'schen Jahres:

1. již, von dem Sternbilde des grossen Löwen,
2. sorópuel, von $\alpha\beta\gamma\delta\varepsilon$ des Sternbildes des Raben,
3. aramóy, von dem Arcturus,
4. túmur, von dem α Antares (Skorpion),
5. méyžịk, von $\nu\xi o$ Herculis,
6. méeylap, von dem Sternbilde des Adlers,
7. sóta (sépey-pịńensóta), von den Sternbildern α im Equuleus (sóta), dem $\alpha\beta\gamma\delta$ Delphini (sépey) und dem Sternbilde des Schwanes (pịńensóta),
8. lā, von dem Pegasus,
9. kụ, von dem Aries,
10. mériker, von den Plejaden,
11. úun-élluel, von dem Aldebaran und dem Orion,
12. man, von dem Sirius, fängt aber erst mit dem Untergange des Procyon an.

Das erste Halbjahr heisst nach den vorherrschenden starken nördlichen Winden »le éffeń«, von éffeń der Norden; das zweite Halbjahr mit Windstillen oder westlichen Winden, in welchem der Fischfang innerhalb der Lagune besonders günstig ist und die Brotfrucht reift, heisst »le rāk«, nach der Brotfruchterndte (rāk), dem Hauptmoment des wirthschaftlichen Lebens, benannt.

Ohne eine richtige Ahnung von dem Wesen der Gestirne zu haben, aber der Regelmässigkeit derselben sowohl wie auch derjenigen der klimatischen und atmosphärischen Erscheinungen bewusst, bringt man beide mit einander in Zusammenhang. So ist der túmur ein Stern, der starken Nordwind mit sich führt; der Aufgang des kụ und des úun kündigt ein Abschwächen der Winde an. Die Zeit wenn der túmur (α Scorpii) Abends untergeht, ist die Zeit der südwestlichen Winde und gelegentlich des gefürchteten »malmạl« (Sturm). Der Aufgang der Plejaden wird als gute Zeit begrüsst, und vergeht ihre Zeit ohne besondere Stürme, so erwartet man auch in den nächsten Monaten nur gutes Wetter. — Während der le éffeń Zeit herrscht zwischen den

Inseln ein starker östlicher Strom, während der e rāk Zeit dagegen ist derselbe erst schwach und wird dann westlich.

Auf diese Erfahrung gestützt, kann der palláuu̯ sich die Zeit für eine Reise nach Námoluk oder Lósop wählen. Er wird nicht die Zeit der Windstille wählen, weil er dann sicher entweder mit dem Strome nach dem Westen treiben würde oder gegen die westlichen Winde nicht ankommen könnte. Für den Anfang der le éffeṅ Zeit erwartet er sehr starken Passat und lässt ihn lieber verstreichen, bis derselbe in seiner zweiten Hälfte gleichmässig und schwach ist.

Die mortlock'schen Sternbilder sind:

1. fúsamakit, α Urs. minoris,
2. óla, Ursa major,
3. áramoy, α Bootes (Arcturus),
4. žeu, Corona borealis,
5. méeyžik, νξο Herculei,
6. móel, αεδβγ Lyrae,
7. méeylap, αβγ Aquilae,
8. sépiy, αβγδ Delphini,
9. sóta, α Equulei,
10. píṅensóta, αγνξ Cygni,
11. lā, α Andromedae auch βημ Pegasi,
12. mériker, die Plejaden,
13. ku̯, Aries,
14. úun, Aldebaran,
15. éffeṅ en úun, αβ Aurigae,
16. élluel, Orion,
17. máṅan kítu̯, αβ Geminorum,
18. mān, Sirius,
19. póun mān, Procyon,
20. íiž, αηγξ Leonis,
21. ínnelikak, υπο und der das Viereck ausfüllende Stern fünfter Grösse Virginis.
22. ápin sorópuel, α Virginis,
23. sorópuel, αβδγε, Corvi,
24. eónmas, αβδϑ Crateris,

25. túmur, α Scorpii,
26. mésažeu, βεγδ Leporis und χ Centauri,
27. uéyaṅ, οπδβων Scorpii,
28. fáluaš, αβ Centauri,
29. ténup, das südliche Kreuz nahe am östlichen Horizonte, wird unterschieden als mážemeniyás, aiónouan, mažemenlótou, je nach seinem Stande.

30. méeylap en éffeṅ,
31. uken ik,
32. sorópuel en éffeṅ,
33. pešéylam,

} hatte keine Gelegenheit, dieselben identifiziren zu können.

2. Schiffsführung auf hoher See. Der mortlock'sche palláuu stellt sich die Welt als eine lange Reihe von zerstreuten Inseln vor, welche von der See umgeben ist. Die Sterne kreisen von einem Ende dieser Welt über dem Himmelsgewölbe nach dem andern, wo sie sich in die See versenken um unterwärts nach dem ersteren zurückzukehren. Er theilt sich diese Welt durch zwei gegen einander vertikale Richtungen. Die eine bildet die Längsaxe und hat ihre beiden Enden in den Gegenden, wo die Sterne auf- und untergingen, die andere ist die richtige Meridionalrichtung. Diese erste Längsaxe heisst »onošárlo« von »ónošar« gerade; ihr Ende, wo der »apuéte«, der Aufgang der Gestirne, stattfindet, heisst »étúu«; ihr Zeichen auf dem »lúa«, dem Horizonte, ist der Punkt des Aufganges des Sternbildes »méeylap«, des Adlers unserer Sternbilder. Das entgegengesetzte Ende, wo der »atúrula«, der Untergang der Sterne, stattfindet, heisst »lótou« und wird durch den Untergang des »méeylap« angedeutet. Die Meridianaxe heisst »iyás ebóṅok« von »ebońok« kreuzweise, und hat ihr eines Ende in dem »fúsamakít« dem α ursae minoris, ihr anderes in dem »auónouan« genannten Stande des südlichen Kreuzes; das eine heisst éffeṅ, das letztere »yer«. Somit haben wir einen karolinischen Aequator, einen Meridian und die vier Kardinalpunkte der Welt, die letzteren genau mit den unserigen stimmend. — Die durch die Sterne auf der von dem »iyás ebóṅok« nach Osten gelegenen Seite durchlaufenen Bahnen, heissen »iyás en feáten« oder féyten; die westlichen Bahnen dagegen »feátol«, von átolon, tólon, atúrula. — Die Richtungen nach den Stellen, wo diese Kreise den Horizont schneiden, geben die

Rumben *) des karolinischen Kompasses und der karolinischen Windrose. Die erstere hat 32 Rumben und sie wird gebildet durch die Aufgangspunkte von 15 Sternen im Osten und deren Untergang im Westen. Nimmt man also die West-Ost-Linie als den ersten Vertikal, so werden die zwischen den Kardinalpunkten befindlichen Weltgegenden durch die Amplitude von sieben nördlichen und eben so vielen südlichen Sternbildern bestimmt.

Die östliche Kompasshälfte wird durch den Aufgangspunkt folgender Sterne gebildet:

N, der fú̯samakit, α urs. minoris,
NzO, » méeylap en éffeṅ (der nördliche méeylap),
NNO, » óla, ursa major,
NOzN, das Sternbild u̯ken ik,
NO, » » móel, die Leier, nämlich αεδβ und γ Lyrae,
NOzO, » » mériker, die Plejaden,
ONO, » » úun, die Hyaden, der Aldebaran,
OzN, » » póun mān me éffeṅ,
O, » » méeylap, αβγ Aquilae,
OzS, » » póun mān me yer,
OSO, » » élluel, die sieben Hauptsterne des Orion,
SOzO, » » pešéylam,
SO, » » soróp uel, αβγδε Corvi,
SOzS, » » túmur, α Scorpii,
SSO, » » mésažeu, βεγδ Leporis und χ Centauri,
SzO, » » ténup oder fálu̯laš, das südliche Kreuz im Aufgehen,
S, » » aiónouan, das südliche Kreuz im Meridian.

Von den hier erwähnten Sternen, ist die Kenntniss des pešéylam eingegangen. Das Sternbild soll einer flachen Hand (péšen = Fuss, lima = Hand) ähnlich gewesen sein, einzelne Sterne fingerartig angeordnet; heute weiss Niemand das Sternbild zu zeigen. Nach den Ueberlieferungen muss es zwischen dem Orion und dem der Amplitude des Corvus liegen. Der Untergang aller dieser Sterne bildet die Striche der westlichen Hälfte des mortlock'schen Kompasses.

Für gewöhnlich genügen dem palláu̯u die acht Hauptrichtungen, die auch im alltäglichen Leben verstanden werden. Diese sind:

*) Rumb = Windstrich auf dem Kompass.

1. éffeṅ, der Norden.
2. iyás en me éffeṅ (ein nördlicher Osten), Nord-Osten.
3. étúu, der Osten.
4. iyás en me yer (ein südlicher Osten), Süd-Osten.
5. yer, der Süden.
6. feátol en me yer (südlicher Westen), Süd-Westen.
7. lótou, der Westen.
8. feátol en me éffeṅ (nördlicher Westen), Nord-Westen.

Ebenso ist die mortlock'sche Windrose viel spärlicher eingetheilt und scheint es, dass der immer praktische Insulaner nur denjenigen Winden von jeher besondere Aufmerksamkeit schenkte, die sein Leben besonders beeinflussen konnten.

Die Windrose unterscheidet von den nördlichen Winden den »éffeṅelap« zwischen NzW und NzO, den »éffeṅnesosón« zwischen NzW und NWzN und den »éffeṅenaiyás« von NzO bis NOzN. Die Winde der beiden Striche um NO und NW behalten den Namen »étúuéffeṅ« und »lótouéffeṅ«. Von NOzO bis SOzO ist die Region der östlichen Winde, von welchen der richtige östliche »étúuemméy« heisst und seine mehr nördlichen Abweichungen als solche d. i. als »lemmaž en étúu« bezeichnet werden. Die von SO und SW kommenden Winde heissen »étuuyer« und »lótóuar«. Die vier südlichen Striche gehören dem südlichen Winde, der sich auf yérenesón, yéreláp und yéreniyás vertheilt. Die westlichen Winde werden eben wie die östlichen weniger deutlich unterschieden, der Hauptwind heisst hier »lótóueláp« und der WNW-Wind »lotóutou«.

Auf diese Unterscheidung der Winde sich stützend, wird der palláuu nur sehr vorsichtig eine Reise mit einem nördlichen Winde antreten. Geht er z. B. nach Námoluk, so wird er nie mit »éffeṅeláp« gehen, da er trotz der Strömung in der See, die ihn nach Osten trägt, dennoch die Inseln verfehlen würde.

Ausser dem Winde muss der palláuu auch den Strom kennen. Für uns ist eine augenblickliche Bestimmung der Strömung auf hoher See eine Unmöglichkeit; wir nehmen erst nach einiger Zeit auf Basis der Differenzen der Log-Berechnung eine Strömung an. Der karolinische Schiffsführer aber kennt nicht nur die Strömung und unterscheidet ihre Dünung, sondern er benutzt sie auch als Wegweiser

und steuert nach ihr.*) Er unterscheidet eine Wind-Dünung »näenéffeñ«, die immer von der Richtung des Windes abhängt, und eine stetige, lange, durch den Strom verursachte Dünung »nälápelap«. Diese letztere ist die Hauptsache, da sie in der Richtung des »onošárlo« (Längsaxe) verläuft. Sein Fahrzeug und diese Dünung kreuzen sich unter einem gewissen Winkel und danach weiss er schon, ob er den richtigen Kurs steuert. Am Tage also steuert der palláuụ nach dem Wind, der Sonne und der Strom-Dünung, und für eine kurze Seereise wie nach Námoluk ist dieses genügend. Das Fahrzeug verlässt Mortlock möglichst früh des Morgens und segelt so lange in der lótouéffen- (NW) Richtung, bis es gegen 4 Uhr Nachmittags Námoluk in Sicht erhält. Tritt dieser Fall nicht ein und die Reise bot keine besondere Unregelmässigkeiten dar, so sind die Seefahrer sicher, dass sie die Inseln verfehlt haben, und es beginnt nun für den palláuụ die Nachtarbeit. Er kehrt ruhig um und steuert jetzt nach seinem Himmelskompass, d. i. nach den verschiedene Striche vorstellenden Sternen, falls diese sichtbar sind. Ein verspätetes mortlock'sches Canoe steuert für Námoluk nach dem Sternbilde der Leier. Das von Námoluk nach Mortlock segelnde Fahrzeug, steuert nach dem Antares des túmur (Skorpionsherz) als Hauptkurs. Diejenigen Fahrzeuge aber, die nach der südlichen Lagune, resp. nach den Inseln Kítụ, Tä, Satóan und Mož wollen, steuern nach einiger Zeit zwischen dem túmur und dem mésažeu, diejenigen, welche nach dem mehr nördlichen Etal und Lukunór wollen, steuern zwischen dem túmur und dem sorópuel.

Auf der Reise nach Ruk wird vorerst die Insel Námoluk angelaufen, dieselbe dann um Mittagszeit verlassen, um die ganze Nacht nach dem »óla«, dem grossen Bären, zu steuern. Mit Tagesanbruch erreicht man gewöhnlich Lósop. Ist der Wind östlicher, so hält man ein wenig östlicher von dem Polarstern, und nach einigen Stunden direkt auf denselben zu. Die Distanz von 65 Seemeilen wird

*) Die Marshall-Insulaner (und wahrscheinlich auch die Karoliner) fertigen für ihre Seereisen Segelkarten an, welche aus dünnen Bambusrohr-Stäben zusammengesetzt, und auf welchen kleine Muscheln befestigt sind, die die Lage der Inseln andeuten. Die Rohrstäbe sind unter verschiedenen Winkeln zusammengefügt (gebunden), deren Richtung die durch die Meeres-Strömungen verursachte Dünung bezeichnen sollen, während wiederum gebogene Stäbe den zu segelnden, vom Winde bedingten Kurs vorstellen. Das Museum Godeffroy besitzt fünf verschiedene derartige Segelkarten, welche ich demnächst zu beschreiben gedenke. Eine solche Karte hat Hernsheim kürzlich in seiner Schrift »Beitrag zur Sprache der Marshall-Inseln« abgebildet. L. F.

gewöhnlich in 18 Stunden zurückgelegt, was eine Durchschnittsgeschwindigkeit des Fahrzeuges von 3 bis 4 Seemeilen per Stunde vorstellt. Die Weiterreise von Lósop nach Ruk ist beinahe der leichteste Theil der ganzen Reise. In der Entfernung von 10 Seemeilen NWzW ½W von Lósop liegen die Némma-Inseln. von welchen das Fahrzeug gerade mit der Stromdünung nach dem Westen steuert. In den ersten Stunden des Nachmittags erscheint die Spitze der Insel Tōl (Ton) und etwas später die Insel Uman (Umol), welch' letztere als Landmarke dient. Die Fahrzeuge laufen gegen die südöstliche Ecke des ruk'schen Riffes, wo sie eine Anzahl Koralleninseln und einige zwischen denselben eingeschlossene Passagen finden. Erlaubt das Wetter nicht die Spitzen Tōl's und Uman's zu sehen, so läuft das Fahrzeug so lange West, bis es auf Falupii Lagune (Royalist In.) trifft, von wo es dann die Salát-Passage leicht auffindet. In der Nacht sind für Ruk von Lósop aus die Plejaden als Leitstern zu betrachten.

Die Rückreise von den Ruk-Inseln ist schwieriger, da die Némma-Inseln sehr niedrig sind. Die Fahrzeuge durchlaufen die Entfernung in 10 bis 12 Stunden, und verlassen Ruk entweder früh Morgens, wo sie die Spitzen der Berge von Tōl bis über die Hälfte des Weges in Sicht behalten können, oder des Abends, wo sie dann nach dem Orion und dem Corvus steuern. Die weitere Rückreise nach Námoluk richtet sich nach dem Centaurus und dem südlichen Kreuz.

Ausser den vorerwähnten Reisen führen die Mortlocker keine anderen aus. Von Ruk, ihrer traditionellen Heimath, beziehen sie auf dem Wege des Tauschhandels alle Bedürfnisse an Gelbwurz, Schleifsteinen und sonstigen Produkten. Hier treffen sie oft mit einem palláuu der westlicheren Inselgruppen zusammen und ziehen bei diesen über den dortigen interinsularen Seeverkehr Erkundigungen ein.

3. Die geographischen Kenntnisse der Mortlocker. Die Mortlocker theilen sich ihre Welt ein in den Himmel, »lēn«, die See, »set«, und die Erde »fánufan«. Die äussere tiefe See heisst »lēmatau«, die innere Lagune »leōnom«. Dieses letztere Wort, an das samoanische »óne« = Sand erinnernd, kommt oft in der geographischen Nomenklatur der Karolinen vor, so z. B. Námoluk, von leōnom en, namon, nam, en, luk, die Mitte, bedeutet eine Lagune, die sich zwischen zwei anderen Lagunen auf der Mitte des Weges befindet; Námonuíte (Námonuíto der Karten), von uoyte, kleine, noch unbewohnte Insel,

bedeutet die Lagune der leeren Inseln; Nā́monepeḗffeṅ (Namolipiafane der Karten) von namon en fen ḗffeṅ, bedeutet Lagune, die nach dem ḗffeṅ, dem Norden, gelegen ist, also die nördliche Lagune.

Die Lagune wird eingeschlossen von einem Riffkranz, der »ož« oder »or« heisst, dessen zerrissene, herausragende, aber in der ganzen Masse des Riffs fest eingebetteten Blöcke als »pḗrou«, dessen lose, bewegliche Blöcke als »fā́u̯, fā́u̯ ā́llaṅ« unterschieden werden. Dies giebt uns wieder Anhalt für das Verstehen etlicher Inselnamen, so z. B. bedeutet Lugenor, Lugunož, Lukunor ein auf der Mitte des Riffs gelegenes Land. Dieser Name bezog sich früher nur auf eine einzelne Insel der heute Lukunor benannten Lagune. Ein Riff, das sich auf der Mitte des Weges zwischen zwei Ländern befindet, würde »oženluk« heissen, und wirklich finden wir auch ein ṓžaluk mitten zwischen Ruk, Mortlock und Pṓnape, was als Beweis dafür dienen kann, dass Pṓnape früher den östlichen Central-Karolinern bekannt war. »Fā́u̯«, Stein, und »yḗu«, ein, wird ein einzelnes Eiland bedeuten, und finden sich zwei »Fā́u̯yeu« unter den Karolinen, die Faiu der Karten. Das »Lamotrek« der Karten, ist Namožek, und würde eine Lagune bedeuten mit einem kleinen Riff; das »Faroilep« scheint von Faš, Pandanus, und elā́p, gross, zu stammen, bedeutet demnach Insel der grossen Pandanus-Früchte.

Das Land, »fā́nu̯fan«, wird unterschieden als ein hohes Land, »fā́nu̯ rukiruk«, mit Bergen, »tol«, und deren Spitzen, »moṅomṓṅen tol« (in Samoa bedeutet moṅomṓṅo einen Pfropfen), und als ein Land auf den Korallenriffen, »fā́nu̯«. In dem Namen der Ruk-Inseln, finden wir blos deren Beschaffenheit bezeichnet, denn ein »ruk« ist ein Felsenland.

Das Wort fānú̯ (Samoa: fanū́a) dient nicht blos zum Zusammensetzen vieler Lokalitätsnamen, sondern man trifft es auch oft in veränderter Form, so z. B. im Westen des Archipels als Falū̯́, im Osten als »Fanā́nu̯« (ā́nu̯ Geist), »Fanapī̯́y« (pi̯y Sand), »Fanū̯́en«, »Fanu̯ā́š«, »Fanu̯er«, »Falū̯́pi̯y«, »Falu̯lū̯́š« (lu̯š = Kokos im Westen der Carolinen), »Falelā́p« (elā́p gross) etc.

Ich habe in Vorstehendem absichtlich die geographische Nomenklatur der karolinischen Seefahrer etwas eingehender behandelt, weil dieselbe, wenn erschöpfend bekannt, mit der Zeit ein werthvolles Material für die heute so verwickelt erscheinenden Verhältnisse der Karolinen liefern wird.

Es bleibt mir noch zu erwähnen übrig, was die Mortlocker von ihren Nachbarn und deren Länder wissen, obwohl ich gestehen muss, dass mich die erhaltenen Auskünfte nicht ganz zufriedenstellten. Sie waren mir trotz ihrer Magerkeit willkommen, da wir von den inneren Verhältnissen der Ruk-Inseln beinahe gar nichts wissen. Aus denselben ergiebt sich, dass die Ruk-Inseln das einzige Land sind, welches die Mortlocker vornehmlich besuchen, dass die ruk'schen Völkerschaften ebenfalls keinen einheitlichen Staat, sondern Stämme wie auf den Mortlock-Inseln bilden, nur mit dem Unterschiede, dass dieselben auf Ruk zahlreicher sind und sich gegenseitig bitter bekämpfen. Von den mir namhaft gemachten Stämmen, finden wir beispielsweise die Sór, Sópun, Ué der Mortlock's wieder, was als ein neuer Beleg für die Stammesverwandtschaft zwischen Ruk und Mortlock dienen muss. Es fehlt mir leider das Material, um die Vertheilung der einzelnen Stämme auf die verschiedenen Inseln bezeichnen zu können.

In Betreff der Benennung der einzelnen Ruk-Inseln habe ich von den mortlock'schen Geographen erfahren, dass die auf den Karten mit Ruk bezeichnete Insel eigentlich »Fefan« heisst, ferner dass Umol der Dumont d'Urville'schen Karte, Uman, und Moen, Uóla heissen soll. Moen ist blos einer der Plätze auf der Insel. Die mit Dublon auf den Karten bezeichnete Insel, heisst in einheimischer Sprache Tóloas, und Tol (Ton) heisst Faituk. Tsís ist richtig notirt.

Uman ist eine hohe, von dichten Rhizophoren-Wäldern umgebene Insel, zu deren am Ufer zerstreut liegenden Dörfern, sehr lange und gewundene Kanäle führen. Die Insel soll sehr schön, aber in Folge der feindlichen Gesinnung der sie bewohnenden Stämme ganz vernachlässigt sein, so dass kein Landbau getrieben wird und die Einwohner oft Hunger leiden. Der Hauptplatz der Insel ist Illik.

Auf der Insel Uóla giebt es 13 unabhängige Plätze, von denen Mėžitiu als Hauptplatz angesehen wird. Von Mėžitiu stammen die heutigen Mortlocker her. Die Tradition lässt den Stamm Ažau, welcher Mėžitiu bewohnt, von Ažau (Kusaie, Ualan- oder Strong-Insel) kommen. Mėžitiu liegt im NW der Insel, und die anderen Plätze westlich herum gehend heissen: Irras, Móel (Moen), Uižáp, Leyéuga, Apenup, Péytiu, Unipis, Méseyran, Sópuk, Pélia, Pelieysála und Túluk. Die ersten vier und Apenup sind vereinigt gegen alle die anderen. — Im SO von Uman, zwischen der Insel und dem Haupttriff, soll eine bedeutende Anzahl kleiner Felseninseln liegen, die aber unbewohnt sind und blos der Früchte wegen zeitweilig besucht werden.

Die im SO der Haupt-Ruk-Gruppe auf dem Riff gelegenen kleinen Riffinseln (Cuop-Inseln nach Dumont d'Urville), sind den Mortlockern gut bekannt, weil sie dort die Ruk-Inseln anlaufen. Sie heissen von Norden nach Süden gehend: Féynįf (Chassant), Sálat, Uput (Caplin), Nottu̧ (Boisduval), Pónnes, Fanál, Udidan (Jacquinot), Uijec, Méseyong und Ottä.

Zwischen Féynįf und Sálat befindet sich eine Canoe-Passage, durch welche die südlichen Seefahrer in die Ruk-Lagune gelangen, sie nennen sie »možey sálat«. Auf Sálat selbst verbleiben die Seefahrer einige Zeit, bevor sie das Innere der Gruppe aufsuchen. — Zwischen Uput und Nottu̧ ist eine andere kleine Passage, und zwischen der letzteren Insel und Pónnes soll eine Schiffspassage sein, die den besonderen Namen le urúy führt.

Die zunächst nach dem Süden liegenden Royalist-Islands der Dumont d'Urville'schen Karte, sind eine von Ruk abgetrennte Lagune, die von den Eingeborenen des Fischfanges wegen besucht und Falu̧pįi genannt wird. Die westliche Insel heisst auch Fálu̧pįi (Givry), die südliche Ipis (South I.).

Ueber die übrigen Inseln der Ruk-Gruppe konnte ich keine genaueren Aufschlüsse erhalten und müssen dieselben bis zu meiner bevorstehenden Reise nach dort ausbleiben.

Ebenso wie Mortlock mit Ruk hauptsächlich durch die Vermittelung von Mėžįtįu in Verbindung steht, sollen die Einwohner von Pis (im Norden der Ruk-Gruppe auf dem Riff gelegen) mit Pisaraž (der südöstlichsten Insel der Namonuito-Gruppe) *), und die Einwohner von Faleu (Falalu), der nordwestlichsten auf dem Ruk-Riff belegenen Insel, mit Namonepeéffeṅ **) in Verbindung stehen, d. h. die Einwohner dieser letzteren Lagunen kommen nach Ruk, um ihren Bedarf an Gelbwurz, Matten, Farbstoffen und dergleichen gegen eigene mitgebrachte Produkte einzutauschen.

Vom Westen her sind es die Póloot-Insulaner ***), die gelegentlich nach Ruk gehen, um da ihre in Sáypan (zu den Ladronen gehörig) eingehandelten grossen Messer mit Vortheil zu verkaufen. Deren Reise dauert bis 4 Tage gerade gen Osten, indem sie in der Nacht nach dem Sternbilde des Adlers steuern.

*) Ca. 100 engl. Meilen in nordwestlicher Richtung von Ruk belegen.

**) Namolipiafane-Inseln der F. Lütke'schen Karte; zu den Hall-Inseln gehörig.

***) Enderby-Inseln der englischen Admiralitätskarten, 7° 20′ N.Br. u. 149° 20′ O.L. v. Gr.

Von der Seereise der Pólooter nach Sáypan, wissen die Mortlocker nur, dass dieselbe über einen Monat in Anspruch nimmt, dass sie über die Inseln Satóan (Satawal oder Tucker-Insel, 7° 22′ N. Br. und 147° 7′ O. L. v. Gr.) und Fáuyeu*) führt, und dass von der letzteren Insel ab acht Tage und ebenso viele Nächte nach dem Polarstern gesteuert wird.

Die mortlock'schen palláuu's haben eine ziemliche Kenntniss wenigstens der Namen und der ungefähren Lage aller Inseln der Karolinen. Sie wissen, dass die Palau-Inseln, welche sie »Pállu» nennen, hinter Yap liegen; sie legen sogar hinter Palau noch ein paar fabelhafte Länder, die sich auf die Philippinen beziehen mögen, so ein »Nuku po rou«, das ganz aus erhobenem Korallenstein (peróu) bestehen und voll Vögel sein soll, und dann ein »Fanu kíol«, in welchem Lande eine grosse Eidechse (kíol) sich befinden soll, die oft den angekommenen Seefahrern den Garaus macht. Sie sprechen auch von einem Kurs, den sie onnošar (gerade) durch die ganzen Karolinen, gegen den Wind ankreuzend machen würden, falls sie nach Westen verschlagen werden sollten. Darnach würden sie von Palau nach Sórol, dann nach Unney (Uneay, Wolea), Ifaluk, Ellot (Elato), Satóan (Satawal), Póloot (Enderby I.), Ruk, Némma, Lósop, Ožaluk, Inažik (Raven I.), Fónopey (Pónape), Mukil, Píñilap und endlich nach Ažau (Strong-Insel) gehen. Das ist der »feniyás onnošárlo« i. e. die Aequatorialaxe der karolinischen Welt, und auf die Karte angewandt, weist sie auf Inseln, deren geographische Breite beinahe eine gleiche ist. Mit vollständigem Bewusstsein haben sie die nördlicheren Inseln, Yap (die sie Eáp nennen), Nulu, Ullutu, Feys, Faróulap, Europig, Fáuyeu, Unumeroáu, Púkollot, Sook und ihre eigene Heimath, sowie auch die Nukuor- und Pigiram- (Greenwich-) Inseln von diesem Striche ausgeschlossen, wodurch sie eine gewisse Kenntniss der relativen Lage derselben beweisen.

Da ich während meiner Anwesenheit auf den Mortlock-Inseln im März 1877 die Gelegenheit hatte, eine Flotille von fünf Canoes, die von den Lósop-Inseln herunterkam, zu sehen, so versuchte ich mit dem Häuptlinge derselben, »Puéla«, ein freundliches Verhältniss anzuknüpfen. Nach seinen Mittheilungen besteht die Lósop-Lagune aus 11 Inseln und hat 500 Einwohner. Die auf ihr vertretenen Stämme

*) West-Faiu 8° 3′ N. Br. u. 146° 50′ O. L. v. Gr.

sind: Sór, Massála, Mańkatamák. Die von Lósop geschlagene Némma-Insel hat kaum 60 kampffähige Männer und ist bewohnt durch die Sópun-, Sór- und Ué-Stämme. Nach von derselben Quelle eingezogenen Erkundigungen, sind auf Póloot die Stämme: Sór, Póel, Sóuyéffeń, Sóuálley, Sóupóloot, auf der Insel Pis die Stämme: Sóumož, Sór, Eynáńeytau, auf der Insel Fanánu̯ die Stämme: Sór und Sópun vertreten.

Die dicht bei den Mortlock's gelegenen Námoluk-Inseln sind durch die Ué-, Sór-, Sópun- und Uína-Stämme bewohnt.

Da die auf den Karten notirten Namen der einzelnen Theile der Mortlock-Gruppe nicht genau mit den mir von den Eingeborenen genannten stimmen, so will ich der Vollständigkeit dieser Skizze wegen dieselben hier notiren.

Die Eingeborenen haben keinen Gesammtnamen für die drei Gruppen der Mortlock-Inseln, was auch dadurch bewiesen wird, dass dieselben sich gerne des europäischen Namens bedienen. Die südliche Lagune hat auch keinen Gesammtnamen, sondern jede der Inseln geht unter ihrem eigenen Namen. In der karolinischen Seemannssprache heisst sie »Námoneyer« von »namon« Lagune und »yer« Süden. Sie zerfällt in vier Inselstaaten, welche unter sich die kleinen Inseln vertheilt haben.

Zu der Insel Tä gehören: Uoytä im Westen von Tä, und Aliar im Westen der südöstlichen Passage.

Zu der Insel Satóan gehören alle die östlichen Inseln bis Fáu̯ši̯k, unter anderen: Fátegat, Meańes, Leátau, Eual, Péšenmalau, Piélisiop, Mesáueš, Rónfar, Fónonlap, Fónonkis, Róalap (Zóalap), Pílisiup, Donákos, Fáu̯bukera, Alóńfanu̯, Fau̯tane, Alláńelmesénak, Lémoylap, Fáu̯ši̯k.

Zu der Insel Mož gehören im Osten: Onínak, Lealań, Fánu̯aik, Fárafay, Sáuropen, Púrunyap, Máuši̯k, Sáńorol, Fáu̯a, — und im Westen: Efáren, Allańaži̯k, Lemósul, Apíson, Mérioń und Pi̯géro. *)

Zu Ki̯tu̯ gehören: Piénma, Ounire und Onóbuku̯.

Die nordöstliche, auf den Karten Lukunor genannte Lagune, hat auch keinen politischen Gesammtnamen und wird blos von den Seefahrern »Námonenayás« genannt. Die auf den Karten notirten Namen sind nicht immer mit den der Eingeborenen übereinstimmend. So

*) Der Verfasser widerspricht sich hier, indem er auf pg. 244 die Inseln Merion und Pigero vom Staate Moz ausschliesst. L. F.

soll Pyguyniane Kúrum heissen, Piasa ist Pia, Siapunor ist Saponor, Ouneape ist Oneop u. s. w.

Die Etal-Lagune wird auch Námonemei̯r und Námonesosón genannt. Der letztere Name bezieht sich auf ihre Lage; sie ist die westliche, Lukunor die östliche, Satóan die südliche Lagune. Die einzelnen Inseln heissen: Etal, Iyek, Zi̯n, Fanú̯numan, Píen, Nú̯efoš, Fanánu̯, Yéu, Allañenú̯ma, Allañenú̯ma, Pis, Alláñeysou, Alláñenmēlis, Páraň, Uéŭ, Unu̯n.

Die Inseln der Námoluk-Lagune sind: Námoluk, Lóugan, Toinom, Imaf und Amos.

Städtebilder aus West- und Central-Afrika

von

Ed. Robert Flegel.

(Hierzu Tafel 5 bis 8.)

Einleitung.

Unter vorstehendem Titel beabsichtige ich in diesen Mittheilungen diejenigen Hauptorte West- und Central-Afrikas zu schildern, welche ich während meines vierjährigen Aufenthaltes an der Westküste und im Innern dieses Kontinentes kennen zu lernen Gelegenheit fand.

Ich beginne diese Reihe der »Städtebilder« mit dem Besuch Wukaris, der Hauptstadt des durch seine einstige politische Bedeutung hervorragenden Landes Korórofa, welche Stadt im Juli 1879 von dem Leiter der *Henry-Venn*-Expedition, Mr. *J. H. Ashkroft*, dessen erstem Assistenten Mr. *James Kirk* und mir zum ersten Male von Weissen betreten wurde, und gedenke sodann Muri, den Vorort der *Fulde*-Niederlassungen am mittleren Benuë, Jola, die Hauptstadt Adamauas, ferner Lagos, Epe und die Palmölmärkte an der Victoria-Lagune, Lokodja und Eggan (den Elfenbeinmarkt für West-Central-Afrika) folgen zu lassen.

Die ersten drei der genannten Städte sind central-afrikanische Emporien und im Stromgebiete des Benuë gelegen, jenem von Dr. *Heinrich Barth* 1851 entdeckten östlichen grossen Arm des Niger, welcher irrthümlich von den Gebrüdern *Lander*, *Allen* und *Oldfield* und anderen Reisenden für einen Abfluss des Tsad-Sees angesehen und daher uns zuerst unter dem Namen Tschadda bekannt wurde. Dr. *Heinrich Barth*, den die Stadt Hamburg zu ihren Bürgern zu zählen stolz sein darf, entdeckte nicht nur diesen Strom, bezeichnete ihn nicht nur zuerst mit seinem wahren Namen und wies ihm den rechten Platz im hydrographischen System des Sudan an, sondern er erkannte auch sofort die hohe Bedeutung dieses Binnenwassers

als Schlüssel zum Herzen Afrikas, als die von der Natur für den Welthandel geebnete Strasse in den so lange verschlossen gewesenen Sudan, der uns, wenn erst fleissige Hände seine fruchtbaren Gefilde bebauen, beide Indien ersetzen kann und das Land ist, welches die Vorsehung in ihrer weisen Oekonomie zur Befriedigung der stetig wachsenden Bedürfnisse für kommende Geschlechter aufgespart hat. Durch die Art der Auffassung seiner Entdeckung des schiffbaren Benuëstromes*) und durch die hohe Begeisterung**), mit der ihn diese erfüllte, hat Barth bewiesen, dass er ein Kind Hamburgs, des deutschen Centralpunktes für den Welthandel ist, und dass er über seine gelehrten Studien den offenen Sinn für das praktische Leben nicht verloren hatte. Leider aber ist weder von Seiten Hamburgs noch überhaupt Deutschlands diese seine wichtigste Entdeckung weiter verfolgt und auszunützen versucht worden. Der deutsche Kauf-

*) In Barth's Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika Bd. II. pg. 558 heisst es: »Lange schaute ich mit stillem Entzücken auf den Fluss; es war einer der glücklichsten Augenblicke meines Lebens. Am Ufer eines grossen schiffbaren Stromes geboren, in einem Handelsplatze voll rüstiger Energie und Lebenskraft, hatte ich von meiner Kindheit an eine lebendige Vorliebe für Fluss-Scenerie, und obwohl manche Jahre meines Lebens in zu ausschliessliches Studium des Alterthums versenkt, hatte ich nie diesen angeborenen Trieb verloren und sobald ich das väterliche Haus verliess und unabhängiger Herr meiner Handlungen wurde, fing ich an Reisen mit dem Studium zu vereinen und auf Reisen zu studiren, wo es denn mein grösstes Behagen war, fliessende Gewässer von ihren Quellen herab zu verfolgen, um zu sehen, wie sie zu Bächen anschwellen, den Bächen zu folgen und ihr Anschwellen zu Flüssen wahrzunehmen, bis sie zuletzt im Ocean verschwinden.

So war es, als ich nach meiner Wanderung durch die Gestadeländer des Mittelmeeres die abenteuerliche Laufbahn betrat, auf der ich damals begriffen war, der Gegenstand meines lebendigsten Strebens gewesen, Licht auf die natürlichen Lebensadern und das hydrographische Netz der unbekannten Gegenden Central-Afrikas zu werfen. Der grosse östliche Arm des Niger nahm vor Allem meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Lange Zeit war ich in gänzlicher Ungewissheit gewesen, ob der Fluss, von welchem mir die Reisenden in Adamaua erzählten, die obere Fortsetzung des von den Herren *William Allen, Laird* und *Oldfield* in seinem unteren Laufe niedergelegten Flusses sei. — Später in Folge der deutlichen Angaben, die ich von meinem Freunde *Ahmedu Bel Midjub* erhalten, hatte ich diesen Punkt wenigstens schon im Geiste entschieden; nun aber konnte ich selbst als Augenzeuge über die Richtung und Natur dieses grossen Binnenwassers sprechen. Da war also die feste Hoffnung begründet, dass längs dieser Naturstrasse Europäischer Handel und Einfluss in das Innere dieses Kontinents eindringen werden.«

**) Kapitel XIV. des 2. Bandes ist unter dem Einflusse einer solchen Begeisterung geschrieben, und es entsprang diese sich in demselben Grade nicht in Barth's 5 Bände umfassenden Werke wiederfindende Begeisterung gewiss zum grössten Theil aus der Liebe zu seiner am Welthandel betheiligten Vaterstadt, welcher er durch diese Entdeckung einen grossen Dienst geleistet zu haben glaubte.

mann betreibt seinen Handel noch immer *ausschliesslich* an der ungesunden, jährlich zahlreiche Menschenopfer fordernden Küste, während die *reichen* und *gesunden* Länder des Inneren, zu denen uns *Barth* den Weg gezeigt hat, brach liegen. — England, obwohl damals in Kriege verwickelt, sandte 1854 auf Anregung eines anderen deutschen Gelehrten, *August Petermann's*, noch während sich *Heinrich Barth* im Innern des dunklen Kontinentes befand, die »*Pleiad*« unter Leitung des Marine-Arztes Dr. *Baikie* ab, um diese Entdeckung, welche den Beginn einer neuen Aera für den so lange verschlossenen Erdtheil verhiess, zu verfolgen. *Baikie's* Expedition lieferte bekanntlich den Beweis, dass die Entdeckung des deutschen Reisenden in der That hochwichtig für den seither unzugänglich gehaltenen Kontinent sei und stellte fest, dass der Benuë, einschliesslich des unteren Niger, eine sehr brauchbare Wasserstrasse von mindestens 1100 km Länge (der Länge des Rheins von dessen Mündung bis tief hinein in die Schweiz entsprechend) bildet (Petermann's Mittheilungen 1855). Bald darauf (1856) schloss die englische Regierung mit dem unternehmenden Rheder *Laird* einen Kontrakt ab, demzufolge in fünf auf einander folgenden Jahren ein Schiff den Niger und Benuë befahren sollte behufs genauer kartographischer Aufnahme *) dieser Ströme, Anknüpfung von Handelsverbindungen und Errichtung von Missionsstationen. Solche bestehen denn auch seit jener Zeit in: Akassa und Brass (Mündung des Nun und des Rio Bento), N'doni, Osámare, Alenso, Onitsha, Assaba, Igbokeing, Lokodja, Igbegbe, Eggan und Schonga. In Folge des Scheiterns des Dampfers »*Dayspring*«, des ersten laut oben erwähntem Kontrakt abgesandten Schiffes, bei Rabba — ein für die Sache sehr beklagenswerthes Unglück, — wurde der Kontrakt nicht eingehalten und *Barth's* Entdeckung schien der Vergessenheit anheim fallen zu sollen. Dass im Jahre 1878 in London das Missionsschiff »*Henry Venn*« ausgerüstet und mit der bedeutungsvollen Aufgabe betraut wurde, den Benuë wieder jährlich zu befahren, das haben wir dem seit vielen Jahren für die Regeneration Afrikas mit regem Eifer thätigen Sekretär der Church Missionary Society Mr. *Edw. Hutchinson* zu verdanken.

Durch einen Zufall, von dem ich mit Freuden Gebrauch machte, ward mir Gelegenheit geboten, den »*Henry Venn*« auf der vom Glück begünstigten Expedition im Jahre 1879 in das Innere zu begleiten. Dieselbe verliess am 8. Juli des genannten Jahres — an demselben Datum, an welchem vor 25 Jahren auch die »*Pleiad*« ihre Benuë-

*) Was für den Niger durch Lieutenant *Glover* geschehen ist.

Expedition antrat — Lokodja, und es gelang ihr nicht nur den von Dr. *Baikie* erreichten fernsten Ort, sondern auch die Konfluenz mit dem Faro zu passiren und noch ca. 60 km über diesen Punkt hinaus vorzudringen.

So sehen wir die englische Flagge auch hier wiederholt im Dienste der Wissenschaft und humaner, civilisatorischer Bestrebungen sowohl, als auch, um neue Absatzgebiete für die produktive Landesindustrie aufzufinden, auf diesem Strome wehen. Ob wohl je ein *deutsches* Schiff zu gleichen Zwecken und um das Andenken des deutschen grossen Reisenden zu ehren, sich hier zeigen wird? Weit besser als durch Denkmäler aus Erz und Marmor ehrt eine Nation ihre grossen Männer, eine Stadt ihre hervorragenden Mitbürger, wenn sie durch Eingehen auf deren Bestrebungen und Pläne mit der lebendigen That antwortet, und hierdurch schafft sie sich zugleich Ruhm und Nutzen, da dieselben doch nur das Gemeinwohl zum Ziele haben. Ein *Cato*, der sein »Ceterum censeo« immer und immer wieder spricht, und zwar mit dem Nachsatz: dass die *deutsche* Nation verpflichtet sei, Entdeckungen und Erfindungen der *Deutschen* in Deutschland anzuerkennen und für das Vaterland auszunützen! fehlt uns.

Bei der Schilderung von Lagos und Epe habe ich eines anderen Wasserweges zu erwähnen, welcher mit dem Niger-Benuë in direkter Verbindung steht, der Victoria-Lagune. Dieselbe hat gleichfalls eine nicht zu unterschätzende Bedeutung als zukünftige Verkehrsstrasse für den Handel Westafrikas.

Lokodja und Eggan werden mich dann zum Schlusse wieder zurückführen an die Hauptader dieses grossen Wassersystems, an den sagenberühmten Niger.

I. Wukari.

Am 17. Juli 1879 überschritt die Ashkroft'sche Expedition die Grenze Korórofas bei Angpa, und in Abúsi — beide Orte liegen am linken südlichen Ufer des Benuë — lernte ich das Volk der *Djuku* *), welche hier zwar noch Manches mit den westlichen Nachbarstämmen, namentlich mit den *Agatú*, gemein haben, auch deren Sprache meist geläufig sprechen, was weiter ostwärts nicht der Fall ist, in ihrem eigenen Lande kennen. — Am folgenden Tage passirten wir bei Osamudu diese Sprachgrenze. Vom 19.—21. Juli Mittags ankerten

*) *Djuku* nennt sich das Volk selbst; Korórofa ist der Name der *Haussa* für Land und Volk. Angpa, Akpa oder Apa wird dasselbe von den im Westen wohnenden Völkern, von den *Domas, Igbiras, Igaras* etc. benannt.

wir bei dem 79 m hohen Berge Iquä, dem Mount Herbert*) *Baikie's*, um Holz zu fällen und Sonntagsrast zu halten. Etwas unterhalb dieses Berges liegt die Ortschaft Anyischi, gleich oberhalb auf einer Insel ein kleines Dorf Anufo oder Arufo. Von ersterer führt nach *Baikie* der Weg über Akwona, Arufo und Afiai in 3 Tagereisen nach Wukari, nach meinem Gewährsmann aber führt derselbe gegenwärtig über den kleinen Fluss Kogi-o-Kari (?) nach Anzufa oder Danzufa am Ufer des Benuë, dem besten Landungsplatze für Arufo's Antimongruben**), und von da über Jebo nach Wukari. Ueberall wo wir hier eine Ortschaft passirten, wurden wir gewöhnlich von den am Ufer stehenden Eingeborenen mit einem gellenden aa — aa angeschrieen, das ganz so klang, wie wenn Kinder diesen Vokal bei offenem Munde ausstossen und sich dabei schnell und fortgesetzt mit der Handfläche auf den Mund schlagen.

Hier und da für kurze Zeit haltend, um mit den Eingeborenen zu verkehren und dieselben an den fremden Anblick des Dampfschiffes und unserer weissen Gesichter zu gewöhnen, drangen wir langsam weiter nach Osten vor. Da wir uns ungefähr auf der Höhe Wukaris befinden mussten, hielt ich während der Fahrt mit Hülfe der von *B. Hassenstein* entworfenen, sehr brauchbaren Karte: die Flussgebiete des Benuë, Alt-Calaber und Camerun***), beständig Ausschau vom Sonnendache des Dampfers. Am 23. Juli früh Morgens, als wir wieder der aufgehenden Sonne entgegen dampften, mehrten sich die Anzeichen, dass wir uns einer stark bevölkerten Gegend näherten. Grosse Fallnetze zum Fischen sah man hier und da an den Ufern aufgestellt; Landungsplätze — d. h. 6—8 Quadratfuss grosse, von Gras gesäuberte Flächen des abschüssigen Ufers —, von denen schmale Fusspfade in den Busch oder in das 3—3½ m hohe Gras hineinführten, vereinzelte Hütten und kleine von Kulturland umgebene Weiler, wurden namentlich am linken Ufer immer häufiger. Am rechten Ufer passirten wir alsdann eine aus halb verfallenen Hütten bestehende, verlassene Ortschaft, das, wie ich später erfuhr, zu Baikie's Zeit am linken Ufer gelegene, erst kürzlich verlassene Gankera. Kurz nach 7 h A. M. liefen wir dem Fuldeort Gandiko vorbei und ½ Stunde später ankerten wir

*) Auf der May'schen Karte 400' (122 m) hoch angegeben.

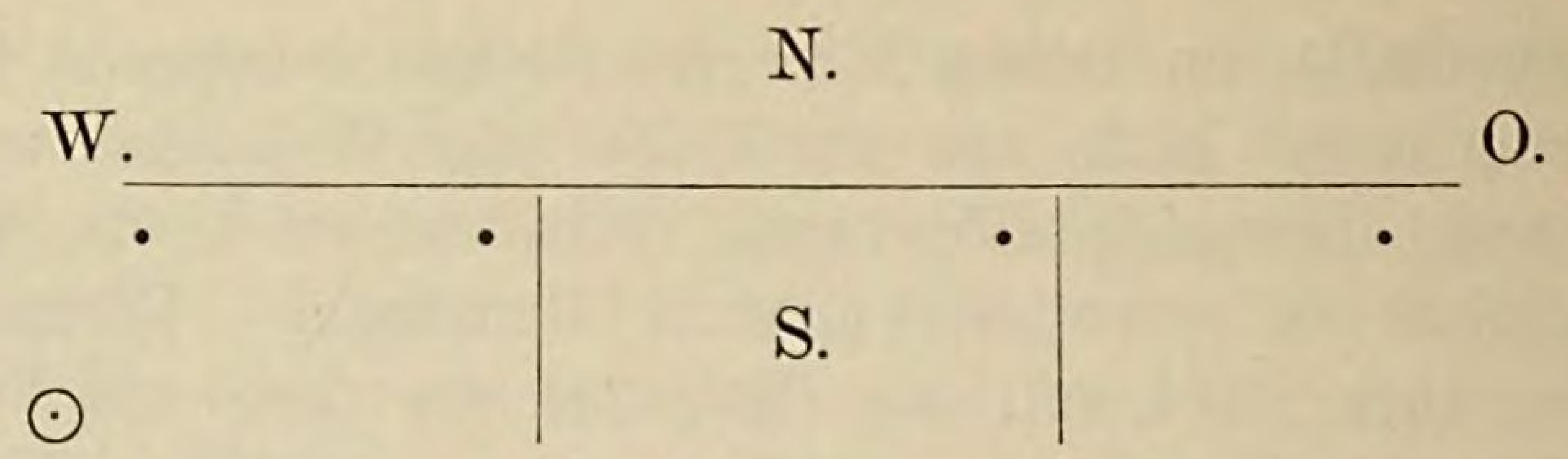
**) In Arufo finden sich Antimon und Bleierze, goldhaltiger Kupferkies, veilchenblauer Flussspath und Quarzkrystalle in Drusen (also vielleicht auch farbige Quarzkrystalle, edle Steine, als Amethyst, Citrin, Topas). Gesteinsproben habe ich Hrn. Dr. Beyrich in Berlin übergeben, von dem ich bald Näheres hierüber zu hören hoffe.

***) Petermann's Mittheilungen, Tafel 6, Jahrgang 1863.

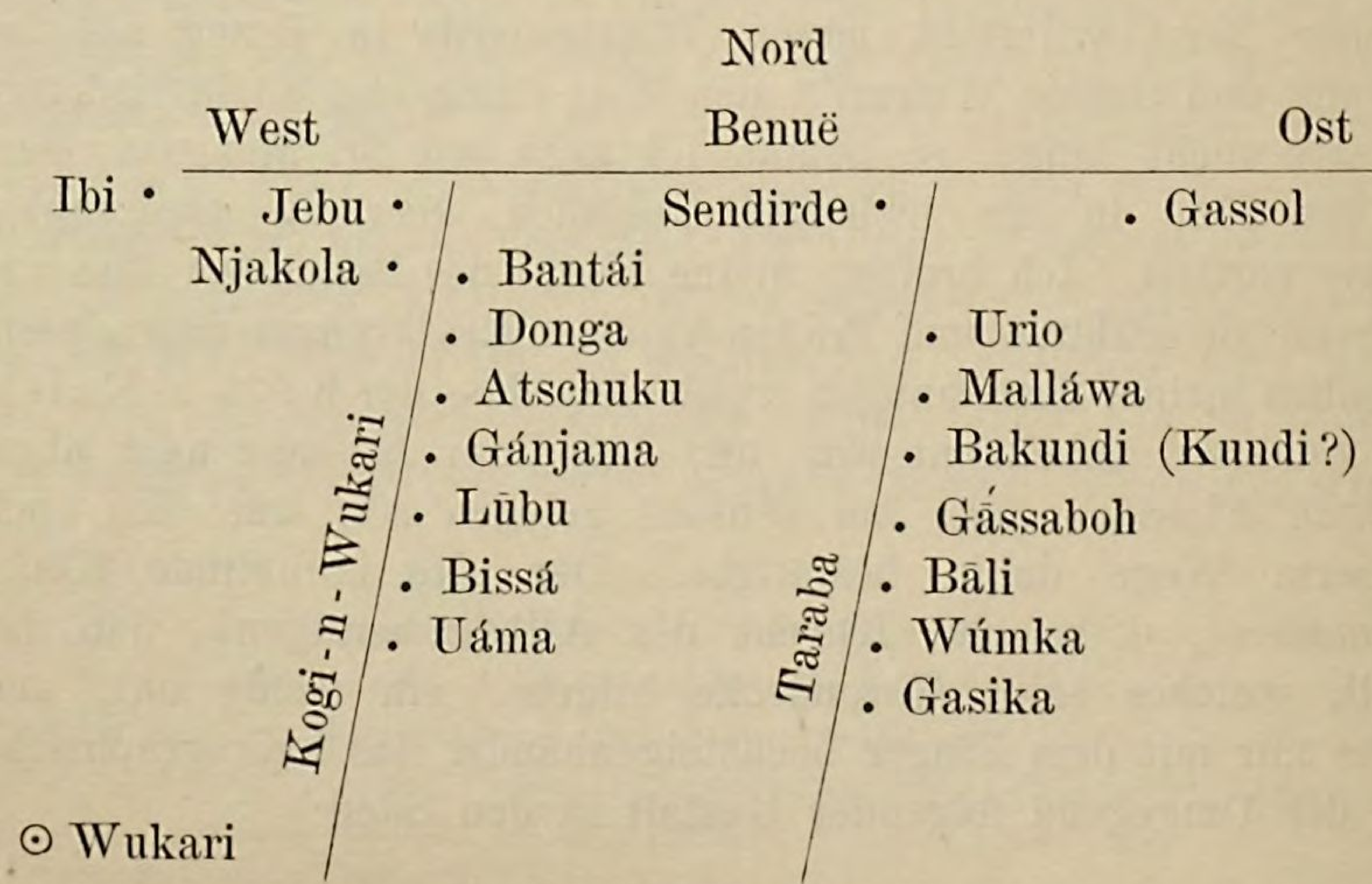
bei dem ebenfalls am linken Ufer des Benuë belegenen Ibi. Hier kam ich zum ersten Male mit den *Fuldes* oder *Fulfuldes*, wie sie sich selbst nennen, diesem intelligenten, so bedeutsam in der Geschichte Central-Afrikas auftretenden Volke in Berührung. Wenn sich dieselben hier auch stark mit den Eingeborenen vermischt haben, was ihre meist dunkle Hautfarbe bestätigt, so unterscheiden sie sich doch so bedeutend von der heidnischen Bevölkerung, haben sie sich so viel nationale Eigenthümlichkeiten bewahrt, dass sie das grösste Interesse jedes Reisenden in Anspruch nehmen müssen.

Ich wurde, wie gewöhnlich, auch hier zunächst an's Land geschickt, um den *Sariki* (König) zu begrüssen, ihm einige Geschenke vom *Sariki-n-Zirigin hàyaki* (König des Dampfschiffes) zu überbringen und ihm den Zweck unseres Kommens begreiflich zu machen. Diese Mission übernahm ich um so lieber, als mir dadurch Gelegenheit geboten wurde, überall etwas über Land und Leute der von uns durchzogenen Gebiete zu erkunden.

Die Erzählungen des Herrn, jetzigen Bischofs, *S. Crowther* und Dr. *Baikies* über die Eifersucht des *Fulde*-Häuptlings von Zhibu (Jebu) und die Schwierigkeiten, welche ihnen von diesem absichtlich in den Weg gelegt wurden, um den Besuch Wukari's ihrerseits zu verhindern — was ja auch vollständig gelang —, hiessen mich mit der grössten Vorsicht nach dieser Richtung hin vorgehen, um so mehr, als auch an Bord ein Besuch der Stadt erst für die Rückreise in Aussicht genommen worden war. Zu meiner Freude fand ich aber bald nicht nur meine Vorsicht und Befürchtungen unbegründet, sondern sogar offenes Entgegenkommen und grosse Bereitwilligkeit meine Wissbegierde in Bezug auf die Entfernung und Grösse Wukari's, den Weg dahin etc. zu befriedigen. Es dauerte nicht lange, so befand ich mich mit Sr. Majestät, dem *Sariki* von Ibi, in ein lebhaftes Gespräch über die Geographie Korórofas vertieft. Ich breitete meine Karte des Benuë vor ihm aus und begann zu erklären und Fragen an diese Erklärungen zu knüpfen. Als Resultat meiner Bemühungen ergab sich, dass der K o g i - n - K a l e m meinen Zuhörern unbekannt war, und dass ihrer Aussage nach überhaupt kein Fluss so nahe bei Wukari gelegen sei, was sich auch auf unserm Wege dahin bestätigte. Der alte halbblinde König *Abdulrahamani*, d. h. »der Knecht des Allbarmherzigen«, hob das Schaffell, welches seine Throndecke bildete, ein wenig auf, und zeichnete mir mit dem Finger höchsteigenhändig das hydrographische System der Umgegend folgender Gestalt in den Sand:



Die gerade, von Ost nach Westen laufende Linie sollte den Benuë, von den beiden von Süden her darauf senkrecht zulaufenden sollte der westliche den Kogi-n-Wukari, der östliche den Taraba vorstellen. Dann machte er Punkte für Ortschaften in die Winkel und nannte denjenigen westlich vom Kogi-n-Wukari »Jebu«, denjenigen westlich vom Taraba »Sendirde« und den östlich von diesem Flusse »Gassol«. Für Ibi machte er ferner auf meinen Wunsch noch einen Punkt am Westende der horizontalen Linie, und SSW von diesem bezeichnete er mir die Lage Wukari's auf gleiche Weise; er fügte hinzu, dass ich diese Stadt noch vor Sonnenuntergang zu Fuss erreichen könnte, wenn ich gleich aufbräche (die Uhr zeigte 9. 45. A. M.). Der weisshaarige, sehr lebhafte Haussa-Dolmetscher des *Sariki* und *Galadima* (d. h. Zweiter des Reichs) verbesserte darauf das Kartenbild im Sande dahin, dass er die beiden Linien, welche den Kogi-n-Wukari und Taraba vorstellen sollten, nicht senkrecht, sondern schräge und zwar etwa von SSW her auf den Benuë zulaufen liess, was der in lebhaftem Interesse und in sehr anständiger Weise die lange Unterhaltung verfolgende Zuhörerkreis mit lautem Beifall anerkannte; auch fügte der *Galadima* noch einige Ortsnamen an diesen Flüssen hinzu, so dass ich schliesslich folgendes Bild erhielt:



Dass Sendirde am linken Ufer des Taraba liegt, ist richtig; in Betreff der übrigen Ortschaften am Taraba kann ich nur für die Reihenfolge eintreten, während es mir unklar blieb, wie sie sich auf die beiden Ufer vertheilen. Für die Vertheilung der Ortschaften am Kogi-n-Wukari glaube ich obiges Schema als richtig annehmen zu dürfen. Jebu am Kogi-n-Wukari und die vier nördlichsten Orte am Taraba sind von *Fulde's*, alle übrigen bezeichneten Orte sind von *Baibai's*, den *Diing's* der *Djuku's* bewohnt.

Nachdem ich diese interessanten Angaben, welche mir später von verschiedenen Personen weiter oberhalb am Flusse, z. B. in Lau und Jebu, bestätigt wurden, gehörig zu Papier gebracht hatte, erkundigte ich mich nach Pferden und Trägern für einen eventuellen Besuch Wukari's. Letztere wurden mir in beliebiger Anzahl zur Verfügung gestellt; an Pferden war aber in ganz Ibi nur die gerade trächtige Mähre des Königs vorhanden. Da wir alle gute Fussgänger waren, konnte das kein Hinderniss für uns sein und so eilte ich denn an Bord zurück, um die frohe Botschaft zu überbringen. — Herr *Ashkroft* war, wie immer, schnell entschlossen, die Tour zu unternehmen; wir hielten nur noch ein frugales Mahl und trafen dann die nöthigen Vorbereitungen zum Aufbruch. Schon um 11 h 15 m verliessen wir vollständig gerüstet für den Marsch das Schiff; bereits um 11 h 30 m — eine bemerkenswerthe Schnelligkeit für Afrika — hatten die Träger ihre leichte Last auf den Köpfen und unsere kleine Karawane, bestehend aus 3 Weissen, 1 schwarzen Diener, 1 Dolmetscher und 5 Trägern aus Ibi, zog zum Südthore dieser Stadt hinaus und neuen von Europäern seither unbetretenen Gebieten entgegen.

Unser Weg führte in südlicher Richtung in Schlangenwindungen, bald etwas westlich, bald etwas östlich abweichend, für ca. ½ Stunde durch Mais-, Dawa- und Arachis-Felder hin. Dann kamen wir an ein kleines fliessendes Wasser, welches bei etwa 1 m Tiefe in der Mitte ca. 2,5 m Breite hatte; die Ufer dieses Flüsschens waren etwa 2 m über dem Spiegel des Wassers gelegen. Es floss langsam in der Richtung von West nach Ost hin und war sehr schmutzig. Unsere Fuldeträger nannten es »öa« *). Wir kreuzten es in Nord-Süd-Richtung. Die Landschaft, durch welche wir, nachdem die zu Ibi gehörenden üppigen Kornfelder hinter uns lagen, marschirten, war eine sehr einförmige und blieb, bis wir die zu Wukari gehörenden Kulturen erreichten, unverändert dieselbe. Die sanftgewellte steinige,

*) Sehr möglich, dass die Leute, die wussten, dass ich ein wenig Haussa verstand, rua, das Haussawort für Wasser sagten oder sagen wollten.

auf den Höhen nur mit leichter Humusschicht bedeckte Ebene war meist mit verhältnissmässig spärlichem Graswuchs mit lanzenförmigen Blättern und einigen wenigen Blumen bekleidet; auf derselben standen zerstreut niedriges Buschwerk, oft mit essbaren Früchten *), und krummästige vielverzweigte Bäume, darunter viele junge Stämme der Bassia Parkii und manche andere, unseren Obstbäumen an Gestalt ähnliche Bäume. Ueberhaupt war die ganze Landschaft mit einem grossen, aber verwilderten Obstgarten Deutschlands am besten zu vergleichen. Die Hitze war sehr lästig und um 1^h 30^m P. M. entschlossen wir uns, kurze Rast unter einem grösseren schattigen Baume zu halten; eine enorme Anzahl kleiner lästiger Fliegen trieb uns jedoch bald wieder aus der comfortablen Lage auf und weiter. Gegen 2^h führte der Weg sehr sanft abwärts; zwanzig Minuten später wurde es feucht und bald darauf erreichten wir eine weite ebene Senkung zwischen den 21—24 m hohen von West nach Ost laufenden Hügeln, auf welcher etwa $0{,}30^m$ hohes Wasser stand. Hier war es lebendig von Taubengegirr und zahlreichen Vogelstimmen; der Ort ist Menschen und Thieren wohlbekannt, und soll hier während des grössten Theils des Jahres Wasser wenigstens durch Graben zu erhalten sein. Das oben erwähnte Flüsschen scheint ein Abfluss aus diesen Thalsenkungen, deren es mehrere auf diesem Wege nach Wukari giebt und wo zur Regenzeit sich sehr reichlich Wasser ansammelt, zu sein, und ist keineswegs vergleichbar mit dem Kogi-n-Kalem der *Petermann*'schen Karten. Auch wir hielten kurze Rast und benutzten das Wasser zum Kochen. Hunger und Müdigkeit liessen uns trotz der kleinen Fliegen, die hier nicht minder lästig waren, ruhig etwa eine Stunde aushalten. — Weiter südlich führte der Weg eben so sanft bergan, wie er uns früher abwärts geführt hatte. Kurz nach 4^h hatten wir zum zweiten Male das »ōa« bezeichnete Flüsschen zu kreuzen, an dieser Stelle zwischen etwa 1 m hohen Ufern bei kaum 0,6 m Tiefe, in der Mitte langsam hinfliessend. Gegen 5^h Abends, nachdem der Weg andauernd unmerklich aufwärts geführt hatte, sahen wir hier und da Felsen aus der Humusschicht hervortreten, die, sobald der Weg wieder abwärts führte, verschwanden. Unsere Ibiträger begannen jetzt zur Eile zu mahnen, indem sie immer wiederholten, dass wir nicht mehr weit vom Ziele entfernt seien. Die Sonne sank indessen am Horizont hinab,

*) Namentlich die gelbe pfirsichgrosse Sukujá der *Fulde*, Gonda der *Haussa*, für welches Wort Fr. Schön in seinem Haussa Vokabulär Papaw (Carica papaya), ein melonenartige Früchte tragender Baum, aufführt, mit welchem der hier gemeinte Strauch nicht die entfernteste Aehnlichkeit hat.

ohne dass wir Wukari zu Gesicht bekamen, und wir verloren den Glauben an die Wahrheit ihrer Worte. Da das Land sich wieder senkte und wir von Zeit zu Zeit Tauben girren hörten, marschirten wir noch etwa eine halbe Stunde weiter, hoffend bald ein Farmdorf für die Nacht zu erreichen. Schliesslich sahen wir uns genöthigt den Marsch zu sistiren, weil es zu dunkeln begann und wir später so leicht keinen guten Lagerplatz hätten auswählen können. Wir suchten und fanden bald einen trockenen Platz und ein paar abgestorbene Bäume, um ein Feuer anzuzünden. Der Abend war schön, sternenhell und trocken. Wir breiteten unsere Decken aus und schliefen bald fest ein. Die Nacht verging ruhig, nur soll gegen Morgen zweimal der Schrei eines Leoparden gehört worden sein. Mit dem ersten Tagesschimmer waren wir wieder munter, so dass wir schon um $5^h\ 45^m$ unsern Marsch fortsetzen konnten.

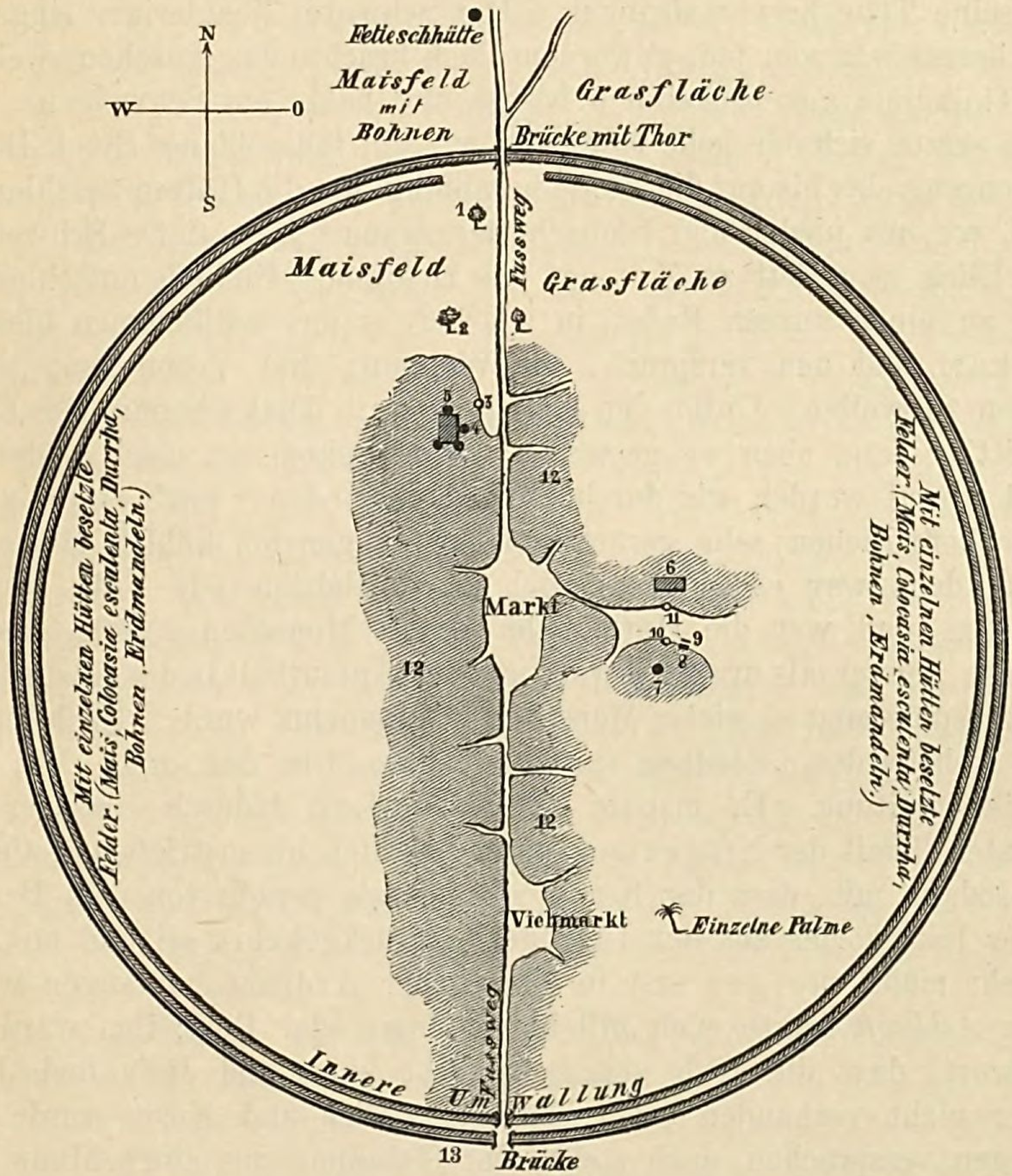
Kurz nach 6^h erreichten wir wieder eine Thalsenkung mit stehendem Wasser, woselbst wir 15 Minuten Halt machten, um unsere Trinkbecher zu füllen. Um $7^h\ 15^m$ begegneten uns 5 Frauen und einige Männer, welche, von Wukari kommend, den Ort mit Tagesgrauen verlassen hatten; dann passirten wir einen Kreuzweg, welcher nach Aussage unserer Träger ebenfalls auf Umwegen nach Wukari führe. Dieses wurde mir auf dem Rückwege als eine Unwahrheit klar, welche die Berührung eines Farmortes, in welchem der Bruder des Königs von Wukari als Haupt residirte, hatte bezwecken sollen, und wo wir der Form wegen so lange verweilen mussten, bis einer unserer Träger unseren Besuch angemeldet und aus der Stadt zurückgekehrt war. Um $7^h\ 50^m$ erreichten wir die ersten zu Wukari gehörigen Kulturen und um $8^h\ 30^m$ das erwähnte Dorf, welches aus ca. 25 Hütten bestand, die theils aus dem Lehm des Bodens, theils aus in die Erde gerammten Pfählen, welche mit strohgeflochtenen Matten bekleidet waren, errichtet sind. Die letztere Bauart ist namentlich für Farmdörfer am Niger und Benuë überall häufig; nur unterschieden sich die Hütten hier durch ein sehr weit überhängendes Strohdach, das meist ca. 0,40 m, oft nur 0,20 m von der Erde, welche die Hütte trug, abstand. In der Mitte des Ortes stand eine grosse, geräumige und halb offene Hütte, in welcher mehrere Frauen mit Zubereitung von Speisen beschäftigt waren. — Die Felder waren mit einer gewissen Sorgfalt bestellt und namentlich fielen mir hier die Vogelscheuchen auf, welche ich im Korórofa-Gebiet überhaupt zuerst bemerkt hatte. Es waren mitten im Felde kleine Warten errichtet, zu denen Schnüre von den im und am Felde stehenden Bäumen führten; sobald sich nun Vögel auf diese setzten, was namentlich die hier sehr zahlreichen

Tauben *) zu thun pflegen, verscheuchte sie der Wächter durch plötzliches Zerren an den biegsamen Aesten. Da, wo diese Methode nicht ausreichte, standen kleine Kinder mit langen biegsamen Gerten auf den Warten, an deren Ende sie ein Stück gutgekneteten Lehmes backten und dieses unter vielem Lärm und Geschrei nach den ungebetenen Gästen schleuderten, manchen dabei durch einen geschickten Wurf tödtend. Diese Anstalten mögen hier auch sehr nothwendig sein, da ausser den vielen Tauben immer kleine Vögel zu Schaaren über die Felder hin und her fliegen und, wo Wald in der Nähe ist, noch die Guineahühner (Perlhühner) den Feldern häufige Besuche abstatten. Erdnüsse (Arachis hypogea), Mais, das Dāwe-Korn der *Haussa* (ägyptisches Korn) und manche andere Pflanze wurde hier kultivirt. So umrankten die Hütten verschiedene Arten Cucurbitaceen, und in den Gärten standen mit Früchten schwer beladen der Melonenbaum (Carica papaya), Papaw der Engländer und die mir von der Küste her bekannte Okropflanze (Hibiscus), eine Malvacee, deren schleimige Früchte ein angenehmes und gesundes Gemüse sind.

Wir machten es uns inzwischen bequem; während die Bewohner der Ortschaft uns sprachlos staunend umstanden, liessen wir uns einen Kaffee kochen und von der Sonne, die mittlerweile höher gestiegen war, uns die thaufeuchten Kleider trocknen. Nachdem wir uns an Speise und Trank gelabt, kehrte auch der Bote von Wukari zurück, und gegen 11 h brachen wir nach der Stadt auf, geführt von dem Aeltesten des Ortes, dem Bruder des Königs. Um 11 h 20 m mussten wir angesichts der Stadt wiederum Halt machen bei der verfallenen Fetieschhütte (siehe Plan), bis ein Bote des Königs die Gitaru, eine kleine handliche Streitaxt der *Fulde* namentlich (siehe Tafel 8 No. 5 u. 6) über der Schulter, ankam und uns ersuchte ihm zu folgen. 11 h 37 m hielten wir, begafft von zahlreichem Volk, auf deren Gesichtern sich ebenfalls sprachloses Staunen spiegelte, im Gänsemarsch unsern feierlichen Einzug in die vielbesprochene Hauptstadt Korórofas, da das enge Thor der ersten Umwallung nicht zweien Personen zu gleicher Zeit den Eintritt erlaubte. Nachdem wir die zweite Lehm-Umwallung der Stadt passirt, wurde uns abermals bedeutet Halt zu machen — dieses Mal unter einem schattigen Baume — und der Dinge zu warten,

*) Es kommen in dieser Gegend ausschliesslich Lachtauben vor, während weiter im Osten bei Muri und in dem Bassama-Gebiet Tauben in allen Farben, welche unseren gezüchteten Tauben ähnlich sind, vorkommen und auch als Haustauben dort gehalten werden. Wir kauften eine grosse Anzahl, die körbeweise an Bord gebracht wurden, theils für unseren Mittagstisch, theils für das Missionshaus in Lokodja. Es waren hübsche Arten darunter, mit Federkämmen und stark befiederten Füssen.

die da kommen würden. Wenige Minuten später wurden wir nach einem zweiten Baume in der Nähe der Hütten geführt, wo uns nach einiger Zeit geduldigen Wartens der Galadima des Reiches, *Agadu*, ein wohlgenährter und jovial aussehender Mann von ca. 40—45 Jahren, begrüsste. Er kam im feierlichen Ernste mit langsamen Schritten



Ungefährer Plan von Wukari.

1. = Baum, wo die Ashkroft'sche Expedition Halt machen musste. — 2. = Baum, wo die Expedition vom Galadima empfangen wurde. — 3. = Thorweg zu des Galadima Häuserkomplex. — 4. = Erste Wohnung der Expedition. — 5. = Zweite Wohnung der Expedition. — 6. = Wohnung des Königs. — 7. = Weiberhaus des Königs. — 8. = Audienzbank des Königs. — 9. = Sitz der Mitglieder der Expedition während der Audienz. — 10. und 11. = Thorweg. — 12. = Hüttenkomplexe, jeder für sich mit Mud umwallt. — 13. = Aeussere Umwallung mit Graben.

auf uns zu, gefolgt von einem Musikanten, welcher einem mandolinenartig aussehenden Instrumente, dessen Pferdehaarseiten aber mit einem Bogen gestrichen wurden, nicht üble, wenn auch etwas melancholische und sich häufig wiederholende Töne entlockte. Das Instrument war aus einem Flaschenkürbis gefertigt, mit einer Blase überzogen und mit einem Griff versehen, auf welchem der Musikus lebhaft fingerirte, um seine Töne hervorzubringen. Der Schwarm Neugieriger rings um uns herum war sehr laut geworden, doch brachte das Ansehen, welches der Galadima augenscheinlich besass, ihn bald zum Schweigen. Alsdann setzte sich der hohe Herr, der nur ein indigoblaues Stück Baumwollenzeug, das bis auf die Füsse herabhing, um die Hüften geschlungen trug, vor uns nieder und beobachtete geraume Zeit tiefes Schweigen, den Blick von Zeit zu Zeit auf uns richtend. Endlich entschloss er sich zu einer kurzen Rede, in welcher er uns willkommen hiess in Wukari und uns versprach, für Wohnung und Verpflegung Sorge tragen zu wollen. Unter den Klängen der in Djuku heimischen Fidel, schritt er dann eben so gemessen wie er gekommen war, wieder ab. Bald darauf wurden wir durch einen Muhamedaner nach einer in der Nähe befindlichen sehr geräumigen und angenehm kühlen Hütte geführt, doch war es nicht möglich das nachdrängende Volk zurückzuhalten, und war die Hütte bald so mit Menschen gefüllt, dass es drinnen heisser als draussen war, und der Aufenthalt in derselben durch die Ausdünstung so vieler Menschen unangenehm wurde. Nach kurzer Zeit kehrte der Galadima zurück, ebenso wie das erste Mal mit Musikbegleitung. Er machte ein wenig Luft dadurch, dass er den grössten Theil der Neugierigen unter Schelten hinaustrieb und theilte uns sodann mit, dass der König *Agudamada* gerade von dem Besuch seiner Farmdörfer aus der Umgegend zurückgekehrt sei und uns, da er sehr müde, morgen erst in öffentlicher Audienz empfangen wolle. Herr *Ashkroft* fragte nach Milch und Jams oder Reis; ihm ward zur Antwort, dass die Kuh gerade gekalbt habe und Reis und Jams leider nicht vorhanden seien; Hühner, Eier und Korn wurde uns dagegen versprochen, auch stellte der Galadima uns einen Mann vor, der für alle unsere Bedürfnisse sorgen sollte. Alsdann wurde uns durch den Galadima eine sehr kleine dunkle Hütte mit defektem Strohdach zur Wohnung angewiesen (siehe Plan von Wukari No. 4), freilich mit dem Bemerken, dass er in Kürze uns eine bessere einräumen werde. Hier reinigten wir uns zunächst von Staub, hoffend, dass inzwischen die versprochenen essbaren Gegenstände — unser Vorrath war sehr zusammengeschmolzen und sollte noch für die Rückreise reichen — eintreffen und die neue Wohnung hergerichtet sein werde.

Wir beendeten unsere Waschung und warteten noch eine Zeit lang geduldig, ohne dass uns irgend etwas zu essen gebracht wurde; alsdann schickte Herr *Ashkroft* ein Paar von unsern Leuten auf den Markt um Esswaaren einzukaufen. Inzwischen besuchten uns der Galadima und der Sariki des Marktes von Wukari mit leeren Händen, um auf's Neue nach unseren Bedürfnissen zu fragen, die wir ihnen mit den kurzen Worten begreiflich zu machen suchten: Gebt uns etwas zu essen und eine bessere Wohnung. Die Herren empfahlen sich wieder mit dem Versprechen, unsere Wünsche zu erfüllen; doch verging eine Stunde nach der andern, ohne dass sich Jemand blicken liess. — Unsere Boten kamen vom Markte gleichfalls mit fast leeren Händen zurück. Der eine hatte etwas Reis aufgetrieben, der andere brachte einen mächtigen Kürbis mit. Um das unbehagliche Mahnen des Magens zu befriedigen, mussten wir unsern geringen mitgebrachten Vorrath angreifen. Abends um 5^h 30^m etwa, sandte der König als Geschenk einen mächtigen Topf Bier, woran unsere Leute sich labten. Mit Dunkelwerden besuchte uns der *Mallam baba*, ein geachteter Muhamedaner des Ortes, der Nächste im Range nach dem Galadima, und suchte uns zu längerem Aufenthalte zu veranlassen zum Zwecke des Handels. Bei dieser Unterredung sassen wir auf Stühlen etwas unbequemer Façon, deren einer auf Tafel 7 Fig. 5f abgebildet ist. Ein schnell aufziehendes Unwetter erlöste uns indessen bald von diesen Sitzen, und da der Galadima zur Hand war, bedeuteten wir ihm, dass wir und unsere Sachen nass werden würden, wenn er uns nicht sofort eine andere Wohnung schaffe. Dies begriff der gute Mann denn auch und half augenblicklich, indem er eine seiner Frauen mit ihren Habseligkeiten ausquartirte und uns den Raum zur Verfügung stellte. Glücklich kam auch noch Alles trocken unter Dach, bevor das Unwetter losbrach.

Es ist auffallend, wie ungastlich sich diese sonst recht freundlichen und höflichen Menschen gegen uns betrugen; der Grund mag grösstentheils in der Ueberraschung, welche unsere für sie wunderbare Erscheinung bot, und vielleicht auch in einer zu hohen vorgefassten Meinung über unser Wesen, zu suchen sein. Es waren nämlich die seltsamsten Gerüchte über uns in der Stadt verbreitet, und das am meisten geglaubte war wohl, dass wir aus dem Reiche der Abgeschiedenen zurückgekehrte, ihrer alten Heimath einen Besuch abstattende *Djuku's* seien. Bevor wir die Stadt erreicht hatten, soll da selbst die Nachricht kursirt haben, dass weisse Männer in einem grossen eisernen Hause (unser Dampfschiff) von Ibi über Land nach ihrer Stadt kämen. Die meisten Djuku's wollten nun wissen, dass es keine

weissen Menschen gebe, und wir Geister ihrer verstorbenen Vorfahren seien. Einige muhamedanische Grosssprecher behaupteten, dass weisse Menschen etwas ganz Gewöhnliches seien und wir lange noch nicht so weiss wären, wie diejenigen Weissen, welche sie Gelegenheit gehabt hätten an der Küste zu sehen. Die Leute, obwohl sie logen und wahrscheinlich nie an der Küste gewesen waren, hatten gewissermassen Recht, denn keiner von uns konnte sich eines besonders zarten Teints rühmen. Einige riethen, man solle uns ja nicht in die Stadt hinein lassen, Andere waren entgegengesetzter Meinung, da wir nur Gutes brächten, Stadt und Land und der König nur Vortheil davon haben würden. Der König soll einmal über das andere ausgerufen, haben: »Was, mein Vater und Grossvater, die über Wukari geherrscht haben und grosse Männer waren, haben keine Weissen gesehen und ich soll welche sehen!« Schliesslich wurde denn die Entscheidung dem Gott *Ifa* oder *Aku*, der unter dem ersten Namen in Akuländern (Yoruba etc.) bekannt ist, anheimgegeben und derselbe angerufen seine Meinung zu offenbaren, und zwar auf ganz ähnliche Weise wie an der Küste, nämlich durch von Priesterhand geworfene schwarze und weisse Steine, aus deren Lage alsdann der Orakelspruch vom Priester verkündet wird. Derselbe lautete dieses Mal also: Wir seien in der That weisse Menschen und würden dem Könige Dinge zeigen und zum Geschenk bringen, die er nie zuvor gesehen.

Die Stadt Wukari hat das Charakteristische mit allen heidnischen Negerortschaften des centralen Westafrika — im Gegensatz zu den Fuldestädten namentlich — gemein, dass ihre runden Hütten innerhalb der beiden Lehmwälle in grösseren und kleineren je für sich umfriedeten Gruppen dicht gedrängt beisammen stehen. Die *Fulde's* bauen ihre Hütten freistehend, jeder Haushalt ist für sich getrennt von dem andern, während in den heidnischen Ortschaften die Menschen in grösseren Familien unter einem Oberhaupte beisammen zu wohnen scheinen und sich als solche von einander trennen. Die Hütten der *Fulde's* sind meist freundlich, inmitten grüner Kornfelder und von Gemüsegärten umgeben, gelegen; die Strassen in ihren Ortschaften sind meist eben und sauber, während diejenigen heidnischer Negerortschaften wenig oder gar kein Grün in der Nähe haben, aber sich desto mehr durch Unreinlichkeit auszeichnen. Hierdurch, sowie auch durch das gedrängte Zusammenleben, entsteht die widerliche Atmosphäre, welche Negerortschaften — diejenigen der *Fulde's*, welche ich kennen gelernt habe, ausgenommen — im Allgemeinen anzuhaften pflegt. — Wukari ist, wie der Plan zeigt, von einer doppelten Lehm-

mauer umgeben; vor der äusseren befindet sich ein unbedeutender grasverwachsener Graben, über welchen ein aus Erde aufgeworfener Weg nach der Stadt hineinführt. Das Nordthor in der ersten äusseren Lehmmauer, besteht aus einem galgenförmigen Holzgerüst, welches so schmal ist, dass nur eine Person zur Zeit hindurch kann. Die zweite innere Mauer ist im Norden nicht ganz ausgeführt, d. h. sie schliesst sich nicht wie jene vollständig, sondern lässt eine weite Oeffnung dem Eingang gegenüber frei. Gleich hinter derselben befinden sich einige kleine Kornfelder und Anpflanzungen von Erdmandeln und Bohnen, an welche sich die Häusergruppen anschliessen. Westlich von der circa 1½ km langen gerade durch die Stadt von Nord nach Süd führenden Strasse, liegt zunächst der ausgedehnte Hüttenkomplex des Galadima, dessen Gäste wir waren. Etwas südlicher führt eine schmutzige und krumme Strasse gen Osten auf einen freien Platz, an dem die Wohnung des Königs gelegen ist. Zwei lehmumwallte Hüttengruppen stehen hier einander gegenüber, deren nördliche in ihrer Mitte das einzige grössere und oblonge Gebäude mit flachem Dache, die gegenwärtige Wohnung des Königs *Agudamada* (wahrscheinlich von einem muhamedanischen Baumeister erbaut), deren südliche, eine rund angelegte, aber alle übrigen Hütten der Stadt an Grösse überragende Hütte, des Königs Weiberhaus, birgt. Das Kegeldach der letzteren ziert ein Straussenei, das Zeichen der Fruchtbarkeit. Vor dieser Hüttengruppe, an der äusseren Seite der sie umschliessenden Lehmmauer, ist eine erhöhte Lehmbank mit Sitz errichtet, welche den Thron des Königs bei öffentlichen Sitzungen bildet. Derselbe war bei der Audienz, die *Agudamada* uns gewährte, mit Leopardenfellen bedeckt, über welche eine Fussdecke europäischer Arbeit ausgebreitet war, die einen Tiger in fast natürlicher Grösse auf grünem, Pflanzen vorstellendem Hintergrunde zeigte. Rand und Ecken dieses Teppichs waren mit braunen Arabesken verziert.

An der Hauptstrasse weiter nach Süden hin, etwa in der Mitte der Stadt, liegt der Markt, ein unregelmässiger freier Platz, der seine grösste Ausdehnung von Nord nach Süd hat. Derselbe war recht unbedeutend für den Ort beschickt, trotzdem aber bewegte sich um die Mittagsstunde eine grosse Volksmenge auf ihm auf und nieder. Ausser Feld- und Gartenfrüchten war nur noch etwas Antimonerz, erdiges Salz (ein Landesprodukt in Mattsäcken von circa 25 kg), einige Perlen verschiedener Art, wenige Stücke Zeug, unter diesen namentlich ein Theil unserer Geschenke, eine Tobe, ein Paar Sklavenfesseln (Tafel No. 6), Metallnadeln zum Haarschmuck für Frauen und einige Handvoll Pulver zum Kauf ausgestellt.

Der Werthmesser hier ist ein kleines ca. 9 cm hohes und 7 cm breites mit erdigem Salz gefülltes Strohgeflecht (Tafel No. 8). Fünf solcher Salzfässchen haben den Werth einer Messingstange. *) Bei Dánzufa lernte ich noch ein Eisengeld kennen (Tafel No. 8), das in Korórofa gilt; es ist eine eiserne Erdhacke ohne Stiel.

Alle etwa vorkommenden Streitigkeiten zwischen Käufer und Verkäufer zu schlichten, Auskunft über die zum Verkauf ausgestellten Gegenstände zu geben, liegt einem Beamten ob, welcher wieder den Titel *Sariki*, »König des Marktes«, führt. Derselbe hat auch jene Salzsäckchen, ohne die man nichts auf dem Markte kaufen kann, abzugeben. Durch diese Einrichtung scheint eine Art Abgabe für jeden Tausch bezahlt zu werden, welche dem Könige zufällt.

Etwas weiter südlich, ebenfalls an der Hauptstrasse, liegt der Viehplatz; es mögen, nach der Ausdehnung desselben zu urtheilen, doch mindestens 100 Stück Grossvieh zur Stadt gehören. Dieselben waren zur Zeit wohl ausserhalb der Umwallungen auf der Weide. Milch aufzutreiben wollte uns trotz wiederholter Versuche nicht gelingen, nur eine kleine Schale voll, erhielten wir als Geschenk vom Könige zugeschickt.

Am Südthore hat die innere Lehmmauer ein Thor, ähnlich wie das oben beschriebene, und die äussere Mauer nur eine breite Oeffnung. Die Hüttengruppen treten hier ziemlich nahe an die innere Mauer heran und es liegen keine Felder, wie an der Nord-, Ost- und Westseite, dazwischen. Der Weg vom Nord- bis zum Südthore, nimmt bei gemächlichem Schritt 25 Minuten Zeit in Anspruch.

Im Osten der Stadt, 2 Stunden entfernt, soll früher Wukari gestanden haben; daselbst finden sich noch die Ruinen der alten Stadt, die auch Okare**) hiess, und die Fetieschhäuser, (namentlich dasjenige des Gottes Ifa), welche von den Priestern, welche nach Verlegung der Stadt nicht fortziehen wollten, erhalten wurden.

Im Süden, ganz nahe der Stadt, soll eine Felsengrotte sich bebefinden, die das ganze Jahr hindurch Wasser hält. In dieser Grotte soll sich ein grosses Krokodil aufhalten, das von den *Djuku's* verehrt wird. Ob demselben auch Opfer gebracht werden, konnte mein Gewährsmann — ein *Haussa* der erst wenige Monate in dieser Gegend sich aufhielt — nicht sagen, wie denn beide Erzählungen überhaupt fraglich bleiben, da ich dieselben nur aus dem Munde dieses Fremden habe.

Vom Südthore aus sahen wir in eine weite sanft gewellte Ebene hin-

*) Als Brassrode im Handel bekannt.

**) Okare oder Okale nennen die Mitschis die Stadt.

ein, deren Horizont von hohen zackigen Bergen begrenzt war. Die Entfernung bis an den Fuss derselben soll zwei starke Tagereisen betragen, und man soll von Wukari über Marekań (eine Tagereise) nach Takuń (früher am Fusse, jetzt auf den Bergen gelegen) gelangen, einem Orte, der dreimal so gross sein soll wie die Hauptstadt Korórofas und von *Diings* bewohnt ist. Die Eingeborenen nannten mir den Namen Sampiéni für jene Berge, was wohl zugleich die Landschaft bezeichnen mag, da man nicht häufig Sonderbezeichnungen für Berge findet. Das diese Berge bewohnende Volk, die *Diings* (*Baibais)*, bezeichnete man mir als Kanibalen und sollen dieselben in 9 grösseren Ortschaften beisammen wohnen, die wie folgt heissen: 1) Marakam (ob nicht identisch mit dem oben genannten Marekań, bleibt fraglich), kleiner als Wukari; 2) Schūna; 3) Pambaing; 4) Pambu, = ½ von W; 5) Bika, an Grösse Wukari gleich; 6) Lissau; 7) Alimbu; 8) Kunabä, = ½ von W; 9) Súkiu.

Hieraus geht hervor, dass das Reich Korórofa gegenwärtig von sehr beschränkter Ausdehnung ist und sich vom Ufer des Benuë — den man als Nordgrenze ansehen kann, obwohl noch südlich vom Fluss *Fuldeorte* (Ibi, Gankera, Jebu) liegen — nach Süden hin über ca. 175 km erstreckt. Die Ausdehnung Korórofa's von Westen nach Osten ist noch geringer, selbst wenn man bei Akpa (8° 43′ O. L.) die Westgrenze*) zieht, da schon am Kogi-n-Wukari (9° 55′) sowie am Taraba nur Fulde- und Baibaiorte sich finden.

Die kleineren Ortschaften des Landes haben alle ihren Häuptling, der sich Sariki (König) nennt. In Wukari steht diesem im Range am nächsten der *Galadima*, diesem folgt der *Mallam baba* und hierauf der erste und dann der zweite *Madaki*, welche Titel sie von den *Fulde's* entlehnt haben. Der *Mallam baba* ist Muhamedaner, deren gegenwärtige Stellung hier noch von Korórofas einstiger Bedeutung spricht, da dieselben nur wie geduldete Fremde behandelt werden und ein bescheidenes Betragen zeigen sehr im Gegensatz zu anderen Orten.

Die Häuser, deren Inneres ich zu sehen Gelegenheit fand, zeichneten sich nicht sehr zu ihrem Vortheile aus. Sie waren klein, wie die meisten der Stadt, ca. 4 m im Durchmesser, bei 1,4 m Mauerhöhe, und trugen ein kegelförmiges Dach aus Rohrgeflecht, gedeckt mit Stroh, auf dessen Spitze gewöhnlich 4—5 scharfendige Rohrstäbchen von

*) Nach Baikie und Crowther liegt dieselbe hinter Abintshi — wohl identisch mit meinem Abusi, das zu Korórofa gehört — und fällt mit meiner Sprachgrenze zusammen. Da Akpa soviel wie Djuku bedeutet im Munde der westlichen Völker, und da der Ort sowie dessen Bewohner mir als Akpa bezeichnet wurden, glaube ich die Grenze hier ziehen zu müssen.

0,30 m bis 0,50 m Länge aufgepflanzt waren, um die Geier fernzuhalten und so dasselbe vor schneller Zerstörung durch die scharfen Klauen derselben zu schützen. Eine 0,90—1,20 m hohe und ca. 0,60 m breite Oeffnung bildet den Eingang, welcher durch eine Matte von Aussen verhängt oder auch durch eine Rohrthür von Innen geschlossen werden kann. Ein gutes Drittheil der Hütte, nimmt ein ca. 0,50 m hohes, 2 m langes und 1,10 m breites Lehmbett ein. Der Thür gegenüber befindet sich gewöhnlich ein kleines Gestell aus roh zusammengefügten und zusammengebundenen Stöcken, zur Aufnahme des kleinen Hausraths bestimmt, oft aber auch wird letzterer vom Dache in den Raum hinabhängend aufbewahrt.

Die Stellung der Frau ist ein sicheres Zeichen für die Kulturstufe und den Grad der Intelligenz eines Volkes. Da, wo sich die Geschlechter durch nichts Anderes als durch die Sexualorgane von einander unterscheiden, und wo man bei den meisten Individuen aus den Gesichtszügen, der Körperbildung, der Kleidung und dem Gebahren, nur schwer auf das Geschlecht schliessen kann, da fehlt jede Intelligenz, da vegitiren beide Geschlechter neben einander und sorgt jedes Individuum für sich zumeist Bei der nächsten Stufe tritt das Weib vollständig in den Hintergrund als rechtlose Magd, und der Mann nimmt Alles für sich in Anspruch, selbst Eitelkeit und Putzsucht. Auf dieser Stufe stehen die meisten Negervölker am Benuë und auch die Bewohner Korórofas.

Tafel 5 u. 6 zeigen in wie verschiedenen phantastischen Formen Knaben und Männer ihre Haare zu bringen wissen, während die Frauen und Mädchen, wenn sie nicht die Haartracht der *Fulde's* nachahmen, gar keine Sorgfalt darauf verwenden d. h. keine Zeit finden sie darauf zu verwenden. Auch der Ohrschmuck und die Haarnadeln auf Tafel 5, werden ausschliesslich fast nur von Männern getragen. Der weiter in der Civilisation vorgerückte Eingeborene Afrikas verlangt von der Frau nicht nur, dass sie ihn bediene, sondern auch, dass sie ihm gefalle. Diesen Standpunkt nehmen die *Fulde's* ein. Sie überlassen es meist den Frauen, das Haar in künstliche (hier oft kleidsame) Formen zu flechten und Ohrringe und Spangen zu tragen. Auf dieser Stufe zeichnet sich die Frau durch zartere Form, durch Weiblichkeit und Anmuth im Wesen und Betragen aus.

Die Zahl der Kinder war in Korórofa, ebenso wie in den meisten heidnischen Gebieten, auffallend grösser als bei den *Fulde's*. In Wukari trugen viele ein kleines tellerförmiges Hütchen aus Strohgeflecht, das nur halb den Kopf bedeckte und durch ein Band in der Art eines Cerevis-Käppchens gehalten wurde (Taf. 8 No. 4). Ein Spiel-

zeug, das auch unseren Kleinen wohlbekannt ist, die Klapper, aus Rohrstäbchen gefertigt und mit hartem kugeligen Samen gefüllt, sah ich hier häufig.

Da Ceremonien und Heimlichkeiten dem minder intelligenten Neger Lebensbedürfniss sind, wie wir schon oft erfahren hatten, so liess Herr *Ashkroft* spät am Abend des Tages, bevor wir vom Könige empfangen werden sollten den Galadima rufen, um mit demselben über die Art und Weise der Ueberreichung der für den König bestimmten Geschenke zu sprechen. Es schmeichelte dem einflussreichen Mann der Stadt, das Vertrauen des Weissen zu besitzen und mit demselben, den er wie einen Halbgott über sich sah, ein Geheimniss zu besprechen. Der Anblick der Geschenke erfreute ihn augenscheinlich; auch bekam er schon zu wissen, was auf seinen Antheil fiel. Nach reiflicher Ueberlegung entschied er sich dafür, dass die Geschenke für den König früh vor Sonnenaufgang durch ihn und einen Vertrauensmann des Königs heimlich abgeholt werden sollten. Herr *Ashkroft* genehmigte dies und wie verabredet, wurde es auch ausgeführt.

Die Morgenstunden verbrachten wir wieder bei schmaler Kost, da nichts Geniessbares aufzutreiben war. Gegen 7^h ertönte Trommelschlag und lautes Getute auf Ochsenhörnern vor unserer Hütte. Dann erschien der *Galadima*, um uns zur Audienz abzuholen. Unter neuen Ceremonien sollten wir wieder vor den Hütten unter dem Baume abgesetzt werden und der grossen Ereignisse warten. Das verbat sich aber Herr *Ashkroft* ganz entschieden und mit Erfolg. Wir blieben in unserer Hütte und der *Galadima* eilte um die Grossen der Stadt zu versammeln, die, wie er sagte, uns zum Könige geleiten sollten. Als er zurückkehrte und die Vorbereitungen für den festlichen Empfang für beendet erklärte, folgten wir ihm, umschwärmt von einer grossen Zahl lärmender Kinder und Männer. Die Schönen der Stadt guckten neugierig über die Umfassungsmauern hinweg nach uns aus. Vor dem oben beschriebenen Gebäude, dessen Strohdach ein Straussenei zierte, wurden wir angewiesen Halt zu machen. Der Thron für den König war hergerichtet, doch keine Sitze für uns, und es war daher gut, dass wir Decken mitgenommen hatten. Die Zeit wurde uns sehr lang, da wir hier abermals etwa ¼ Stunde, umgeben von einer lärmenden Menge, in der Sonne stehend warten mussten. Diese Situation wurde um so unangenehmer, als einer der Träger von Ibi uns rieth, zu gehen und auch die Stadt bald zu verlassen, da der König von Wukari sehr stolz sei und wohl gar nicht kommen werde. Schon beriethen wir mit einander, ob diesem Rath Gehör gegeben werden solle, als uns im Rücken der Herrscher Korórofas erschien. Der Mantel, den er

trug, scheint das Abzeichen der Häuptlingswürde in Korórofa zu sein, denn wo wir in diesem Reiche landeten, trug jedes Mal bei der öffentlichen Begrüssung der erste Häuptling des Ortes einen solchen, so in Abusi, Anyischi, Dánzufa, Wukari. Derartige Mäntel unterschieden sich nur durch die grössere oder geringere Anzahl der aufgenähten rothen Dreiecke, und vielleicht ist diese abhängig von dem Range des Häuptlings, denn es war der Mantel des Königs von Wukari am reichsten mit dieser eigenartigen Verzierung bedeckt und nächst diesem derjenige des ersten Häuptlings von Abusi, welches gleichfalls ein recht bedeutender Ort ist. Dieser Mantel (Tafel 8 No. 1) ist gefertigt aus indigoblaugefärbtem Baumwollenstoff, mit handgrossen rothen Flanelldreiecken benäht, welche wiederum von weissem Zeuge umrandet sind und aus gleichartigem Stoff drei Sterne im Felde tragen. Tafel 8 Fig. 3 giebt die Rückenansicht eines Mantels, den der Gesandte des Chiefs von Dánzufa trug, welcher dadurch von den anderen abweicht, dass er statt der drei weissen Sterne ein auf die Ecke gestelltes Quadrat in jedem rothen Dreiecksfelde zeigt.

Der König *Agudamada* war von kleiner, aber korpulenter Gestalt; sein fettglänzendes rundes Gesicht und die heimtückischen kleinen Augen machten keinen guten Eindruck auf mich. Er schritt langsam, verstohlen ein paar Mal nach uns hinschielend, geleitet vom *Galadima* und *Mallam baba*, an uns vorüber. Ihm folgte ein Sklave, welcher ein rundes tellerförmiges Strohgeflecht vom circa 0,60 m Durchmesser zum Schutz gegen die Strahlen der Sonne über ihn hielt. Nachdem er sich auf seinen oben beschriebenen Thron gesetzt, liessen auch wir uns ihm gegenüber auf die mitgebrachten Decken nieder und der *Mallam baba* begann zuerst zu sprechen. Derselbe richtete die bei solchen Gelegenheiten üblichen Höflichkeitsfragen nach unserem Wohlbefinden, der gehabten Nachtruhe, der Ermüdung durch die Reise und andere mehr an uns. Als wir alle diese Fragen unsererseits einzeln, für jede dankend, zur Zufriedenheit der Anwesenden beantwortet hatten, waren wir nach afrikanischem Ceremoniell verpflichtet, dieselben nun an den König zu richten. Darauf nahm der *Galadima* das Wort und sagte in längerer Rede Vieles zu unserem Lobe und dass der König und das Volk sehr erfreut seien, Weisse in ihrer Stadt zu sehen. Er schloss seine Ansprache mit der Bemerkung, dass, da wir so sehr reich und mächtig, so überaus weise seien, und alle Dinge, die uns vor Augen kämen, besser zu begreifen und zu beurtheilen verständen als sie, er nichts über das Land und die Stadt Wukari noch über deren Bewohner, die wir ja mit all' ihren guten und schlechten Seiten zu sehen Gelegenheit gehabt, zu sagen wünsche.

Herr *Ashkroft* bedankte sich sodann für den freundlichen Empfang (?), gab nochmals Auskunft über das Woher und Wohin, den Zweck der Reise etc. und betonte, dass die Weissen Freunde der Schwarzen seien und einen friedlichen Verkehr mit denselben zu unterhalten strebten. Der König nickte häufig wie zustimmend zu diesen Worten und sprach alsdann in sehr phrasenhaftem Wortschwall gleichfalls zu unserem Lobe und von seiner Achtung vor unserer Macht und Weisheit, knüpfte aber hieran zum Schluss umfangreiche Mittheilungen über seine eigene Bedeutung und die Ausdehnung seiner Macht und seines Reiches, denen zufolge die Grenzen auf den Karten von West-Central-Afrika vollständig umgestaltet werden müssten und meine oben mitgetheilte Anschauung über die Ausdehnung und gegenwärtige Bedeutung Korórofas eine Majestätsbeleidigung ist. Im Westen erstreckt sich nach des Königs *Agudamada's* Aussage seine Macht und diejenige Korórofa's bis nach Idda und Lokodja, im Norden bis Garo-n-Bautschi; die östlichsten Ortschaften, welche ihm unterthänig zu sein er sich entsann, waren Kundi (oder Muri) und Jola, und im Süden ständen unter seinem Scepter alle *Diings* in den Bergen.

Ich glaube, dass dieser Aufschneiderei, neben der Absicht vielleicht uns mit seiner Bedeutung zu schrecken und so von etwaigen heimlichen Unternehmungen gegen ihn abzuhalten, die Macht der Tradition zu Grunde liegt, da Korórofa vor der *Fulde*-Invasion jedenfalls von viel grösserer Ausdehnung als heute und politisch bedeutender war. Durch die wiederholten Kämpfe hat das Land und auch die Hauptstadt sehr gelitten, wenngleich letztere alle Angriffe bis jetzt siegreich zurückgeschlagen hat.

Wir hatten den König bei der Audienz um Pferde für die Rückreise ersucht und die Zusicherung derselben erhalten, selbst wenn er das seine hergeben müsse. — Bald nach der Rückkehr in unsere Wohnung, sandte uns der König einen kleinen einjährigen Ochsen mit Fetthöcker, welcher derjenigen allgemein in Central-Afrika verbreiteten Rasse anzugehören schien, welche *Schweinfurth* im Osten bei den *Bongos* etc. antraf. Am nächsten Morgen hatten wir doch noch Schwierigkeiten drei Pferde zu erhalten, und als wir sie laut uns gemachter Anzeige bereit glaubten, waren sie ungesattelt. Als endlich auch für Bezahlung und gute Worte drei muhamedanische Sättel aufgetrieben waren, trabten wir um $8^{h}\ 30^{m}$ statt 5^{h} früh aus der Stadt. Unsere Karavane hatte sich verdoppelt und es begleiteten uns ausser je einem Burschen für die drei Pferde, zwei Boten des Königs von Wukari an *Abdulrahamani* von Ibi, ein Trommelschläger als Ehrengeleite, der Treiber des Ochseleins, zwei Weiber und ein Knabe.

Mein Rösslein war ein so elendes, abgenutztes Thier, dass es trotz seines guten Willens, nachdem wir etwa 3/4 des Weges zurückgelegt hatten, nicht weiter konnte und sich daher einfach mit mir in's Gras legte. Mich jammerte das arme Vieh und so marschirte ich denn wie der Schwabenritter, der mit Kaiser Rothbart lobesam vom heiligen Land gezogen kam, das Rösslein hinter mir bescheiden am Zügel geführt. Durch diese Handlung gewann ich das Herz des ergrauten Pferdejungen und profitirte von ihm mit Hülfe meines Haussa in der Djukusprache folgende Vokabularien.

Wörtersammlung, mit Hülfe des Haussa erfragt: *)

1. zū,
2. pie̱na,
3. zā́ra,
4. ne̱na,
5. zóna,
6. e̱sinži,
7. sī́mpia,
8. e̱sinsá,
9. e̱singó,
10. ese̱,
11. ese̱ so mi zū,
12. ese̱ so mi pié̱na,
13. » » » zā́ra,
14. » » » né̱na,
15. » » » zóna,
16. ese̱ so mi e̱sinží,
17. » » » sī́mpia,
18. » » » e̱sinsá,
19. » » » e̱singó,
20. adisúṅ,
21. adisúṅ so mi zū etc.,
30. adisúṅ kïasé̱,
40. áde̱papié̱na oder de̱papié̱na,
50. áde̱papié̱na so me̱ zúe̱, **)
60. dé̱pazā́ra, dé̱pasā́ra oder adé̱pasā́ra,
70. adé̱pasā́ra so me̱ zúe̱,
80. dé̱panié̱na, áde̱panié̱na,
90. áde̱panié̱na so me̱ zue̱,
100. áde̱pasóna.

Deutsch:	Haussa:	Djuku:
Mann,	mútum,	ápa oder ába,
Frau,	matše,	ábi,
ich,	na,	ápa bawíṅ,

*) e = e in Weh. e̱ = dem flüchtigen e in deutschen Vor- und Nachsilben, z. B. in begraben. ṅ zeigt Nasalität an. o = o in Mond. o̱ = o in Sonne. s = dem deutschen s in Sonne, Sohn. š = sch. z = dem deutschen s in Rose.

**) Die Bildung von 50, 70 und 90 ist auffällig und mag fehlerhaft sein; mir ist das erst später aufgefallen, als es nicht mehr festzustellen war; wahrscheinlicher würde die Bildungsweise sein, wenn 50, 70 und 90 durch Anhängung von kïase̱ gebildet würden, und 51, 71, 91 durch weitere Anhängung von »so me zu«.

Deutsch:	Haussa:	Djuku:
du,	ka, ki,	ápa so̱hó̱, abi so̱hó,
er,	ya, ta,	ápa aná, abi aná,
wir,	mu,	kátakáta babawari,
ihr,	ku,	káta babawári,
sie,	su,	aï babawári,
Mutter,	ūwa,	ajo̱,
Vater,	ōba,	atá,
Sohn,	dan,	añún,
Tochter,	dia,	ašе̱,
meine Mutter,	uwāta,	ajo̱ mi,
mein Vater,	ubāna,	atá mi,
dein Vater,	ubāka,	ato̱ (?),
sein Vater,	ubasa,	atawa (?),
unser Vater,	ubāmu,	atai baribaribari,
mein Sohn,	dāna,	añún,
dein Sohn,	dānka,	añúnni,
sein Sohn,	dānsa,	añúnna adjedji (?),
unser Sohn,	dānmu,	añún adjedji (?) baribaribari,
Hand,	hānu,	awo̱,
der Daumen,	—	aïowa kála,
Zeigefinger,	—	adje̱dje̱wo̱,
Mittelfinger,	—	ake̱wa,
Goldfinger,	—	ate̱wo̱wo̱,
der kleine Finger,	—	añge̱wo̱wo̱,
Fingernagel,	—	áke̱wa,
Gesicht,	fuska,	aso̱, aiso̱,
Barthaar,	—	kugaši ašidu,
Haupthaar,	—	ági aši,
Augenbrauen,	—	ake̱so̱,
das Haar unter den Armen,	—	aso̱wo̱,
das Haar an den Sexual-Organen,	—	awiū,
das Bein,	—	abe̱,
der Fuss,	—	atatabe̱,
Nase,	—	ašine̱, šine̱,

Deutsch:	Haussa:	Djuku:
Lippen,	—	ani,
Brust, Brüste,	—	ami, amiki,
Kuh, Kühe,	sánia, snu,	aná,
Pferd,	dōki,	awi,
Wasser,	rūa,	sapé̱,
Erde, Welt,	dunia,	quarállafa,
Nacht,	dēre,	nana,
Geist,	fatalūa,	siṅšape̱,
See,	gulbi,	búka,
Baum,	itátše,	ahiṅ,
klein,	kadān,	watiti,
gross,	babá,	ake̱hé̱,
der grosse Baum,	—	ahíṅ ake̱hé̱,
der kleine Baum,	—	ahíṅ watiti,
weisser Mann, Europäer,	mutúm farúfarú,	apiu (?),
ein Licht anzünden,	fūra wūta,	quáfiú,
nimm dich in Acht,	yi hankali,	fóda, fó̱da,
Elephant,	gīwa,	fōma,
Elfenbein,	hakōrin gīwa,	ažo weni
Ohr,	kune,	asó,
Regen,	tsasafa,	asú rita,
Rauch,	hāyaki,	úbi,
Land,	kása,	adjé̱,
das Land der Djukus,	(Korórofa),	adjé̱ djúku,
kommen,ankommen,	záka,	ambodzé̱,
schwitzen,	zúfu,	abïétu,
Farm,	gōna,	adá,
Mund,	bāki,	anú,
Eisen,	kárife,	akáṅ,
Kraft,	kárifi,	bagba, babagba,
Geld,	kúrdi,	bāǵi, bāáǵi,
sterben,	mútu,	fúra, ufúra,
Volk,	mutáne,	apiú,
das Volk der Djukus,	mutane korórofa,	apiú djúku,
Fleisch,	nāma,	awué̱,

Deutsch:	Haussa:	Djukū:
wie viel?	nawá,	fúra,
wie viel Leute?	—	apá, apina fúra?
König,	sariki,	akú wápa,
verkaufen,	saida,	kitikedjina,
Magen,	tšiki,	afi, afi tutu,
Name,	sūna,	apadjiku,
dein Name,	su̱nanka,	apadjikú so̱ho̱,
sich niedersetzen,	zamna,	sidji,
Löwe,	zāki,	sé̱ huṅ, asé̱ huṅ,
Gottessegen,	alberka,	sido kittie̱,
ein Gott der Djuku's (ob der höchste?),	—	sido,
Thier,	bisa,	ne̱hi adó,
Fisch,	kifi,	adjé̱
Vogel,	zunsúa,	angí,
lachen, Gelächter,	dāria,	udjúgó,
schön,	keāo,	abia, (?)
ein schönes Mädchen,	yarinia da keāo,	kusasa tagašin,
schreien, klagen,	kūka,	kŭkŭta kašin,
fallen, auf die Erde fallen,	ya fādi kásá,	koko kedji,
Messer,	wūka,	apó, idapó,
Erzählung,	tasūnia,	así, asī súra,
Schmid,	makeri,	bákude̱be̱,
Kameel,	rākumi,	awuhúe̱,
kaufen,	sai	šašíga, bišašíga,
wahr, es ist wahr, Wahrheit,	gáskia,	waramati,
Haut, Rinde,	fāta,	gaho̱,
Religion,	adīni,	tšido̱,
Frieden, Glück,	dādi,	sipo̱.

Erläuterungen zu Tafel 5—8.

Tafel 5. 1—12. Haartrachten aus Korórofa. — Haartrachten der *Djuku's*, wie ich sie in Abusi, Anyischi, Dánzufa und Wukari nur in noch weit zahlreicher variirender Zusammenstellung dieser Formen häufig sah. Die Formen 1—4 bemerkte ich ausschliesslich bei Männern; 1 bald mit mehr, bald mit weniger, auch ganz ohne die seitlichen kleinen Rosetten mit der Doppelflechte; 2 u. 3 oft theilweise, oft ganz bis auf den Haarbüschel und die Flechten rasirt; 4 häufig auch ohne seitliche Doppelflechte über dem Ohr, welche Form alsdann genau der von den Frauen an der Sklavenküste, bei Lagos und im Jorubalande getragenen gleicht; 5—9 bei Knaben, und zwar 5—7 meist bei älteren Knaben, 8 u. 9 bei männlichen Kindern bis zu 7 oder 8 Jahren. 8. Zeigt auf der Haut den Nachwuchs des Haares. 10. Haartracht der Frauen. 11 u. 12. Haartrachten kleiner Mädchen. Es ist auffallend, wie sehr wenig Fleiss die Frauen Korórofas auf ihr Haar verwenden, im Vergleich zu den Männern. 10. Ist nur eine Nachahmung der Haartracht der *Fulde*-Frauen und scheint demnach in Korórofa gar keine originale Haartracht für das weibliche Geschlecht zu existiren. Figur a, b, c, d. Ohrschmuck, welcher gleichfalls fast ausschliesslich von den Männern getragen wird; a ist aus Knochen geschnitzt; der dunkle Kreis in der Mitte ist eine Höhlung, in welche rothe Fäden oder Zeugstückchen gestopft werden, um Farbenwechsel zu erzeugen; b ist aus einem gelblichen Holz geschnitten; c drei längliche Perlen (blau, roth, blau) auf einem Holz- oder Rohrstäbchen; d ein circa 8—9 cm langes, nach unten spitz zulaufendes Eisenstäbchen. Figur e u. f. Haarnadeln; e eine Fischrippe, die ganz allgemein von beiden Geschlechtern in Korórofa im Haar getragen wird, wie Figur 2, 4, 6, 7 u. 9 zeigen; f ist aus Kupfer gefertigt und sah ich diese Nadel bei einem *Mitschi*.

Tafel 6. 1—5. *Mitschi*-Haartrachten für Männer. Die *Mitschis* bemalen Gesicht und Oberkörper mit allerlei Zeichen in schwarzer Farbe, um dadurch Furcht einzuflössen; bei Kopf 2 ist dies durch zwei über die Backen hinlaufende Streifen, bei Kopf 4 durch die schwarzen Tupfen auf der rasirten Kopfhaut erstrebt worden. 6. Eiserne Fussfessel für Sklaven (Markt in Wukari). Da dieselbe nur einen sehr kleinen Schritt erlaubt, zieht sie der oder die Gefesselte vermittelst eines Seiles, das in der Hand gehalten wird, beim Gehen bis zur Wade hinauf. 7 u. 8. Daumenringe,

ersterer aus Elfenbein, letzterer aus Knochen. 9. Braun glasirte Schale aus feinem grauen Thon (*Mitschi*-Arbeit). 10. Unglasirter kleiner Wasserkrug mit Deckel (*Mitschi*-Arbeit). 11. Pfeife, überall in ähnlicher Form am mittleren Benuë in Gebrauch, mit Rohrstiel. 12. Vorderansicht des Pfeifenkopfs. 13. Geschnitzter Holzstiel einer Pfeife.

Tafel 7. 1. Paddle der *Djuku's*, stehend gehandhabt. 1 a bis f. Verzierung des oberen Endes derselben. Diese Paddle unterscheidet sich von der am unteren Benuë gebrauchten durch eine kleinere, mehr längliche und unten spitz zulaufende Schaufel, sowie durch die Art der Verzierung. 2 a. Vordertheil eines *Djuku*-Canoes. 2 b, 2 c. Hintertheil desselben. Der im ersteren befestigte Stab dient zum Befestigen des Canoes am Landungsplatze, wo derselbe zu diesem Zwecke senkrecht in die Erde getrieben wird. 3 a, 3 b. Vorder- und Hintertheil eines Canoes, wie weiter oberhalb (bei Amak) im Gebrauch. 4 a, 4 b. Speerhalter im Vordertheil der Canoe, aufrecht stehend, um die Eisenspitzen vor dem Nasswerden zu bewahren; 4 a für Jagd- und Kriegscanoes; die untere Abtheilung ist für vergiftete, die obere für nicht vergiftete zur Jagd verwandte Speere bestimmt; in der Gabel liegen die für den nächsten Gebrauch bestimmten Speere bereit. 5 a, 5 c. Aus Holz geschnitzte Stühle (aus einem Stück), wie sie bei den *Mitschi's*, 5 b, d, e, f, wie sie bei den *Djuku's* geformt werden.

Tafel 8. 1. Mantel des Königs von Wukari. 2. Dessen Hut, Strohgeflecht mit abwechselnd schwarzen Kreisen und Quadraten, je drei in einander, geziert. 3. Rückenansicht des Mantels eines Chiefs in Dánzufa. 4. Kleines flaches strohgeflochtenes Hütchen mit einer kurzen aufrecht stehenden Spitze in der Mitte und nach oben umgebogenem Rande, von Kindern in Wukari getragen. 5 u. 6. Gitaru (*Fulde*-Wort), Streitaxt, am ganzen mittleren Benuë, namentlich bei den *Fulde's*, in Gebrauch, von denen die *Djuku's* wahrscheinlich diese Waffe entlehnt haben. 7. *Mitschi*-Messer, ganz aus Eisen, wird immer an der rechten Hand getragen. 8. Aus Stroh geflochtenes Salzmaas, ein Werthmesser in Korórofa. 9. Eiserne Hacke; in dieser Form ohne Stiel als Münze in Korórofa verwendet.

Sitzungsberichte. *)

46. Sitzung. 3. Januar 1878.

Vorsitzender: Herr Bürgermeister Dr. Kirchenpauer.

Das Protokoll der vorigen Sitzung wird verlesen und genehmigt.

Ein neues Mitglied wird aufgenommen.

Herr J. M. Hildebrandt aus Berlin ist als Gast anwesend und wird durch den Vorsitzenden sowie durch Herrn Prof. Sadebeck, unter Hinweis auf seine Verdienste um die afrikanische Forschung und auf seine werthvollen botanischen, zoologischen und ethnologischen Sammlungen aus Ost-Afrika, in ehrender Weise der Gesellschaft vorgestellt.

Herr Hildebrandt hält darauf einen Vortrag über seine seit 1872 in Nordost-Afrika ausgeführten Reisen.

Herr Senator Hertz, welcher bereits 1850 aus Handelsinteressen die nordöstliche Küste des Somali-Landes besucht, knüpft an die Worte des Vorredners an und behauptet, dass in Anbetracht des gänzlichen Mangels eines Zeitbegriffes bei den Somalen ein Uebermaass von Geduld dazu gehöre, in jenen Gegenden zu reisen, und dass schon aus diesem Grunde Hildebrandt's Verdienste besonders hervorgehoben werden müssten. Redner sagt ferner, dass das Aban-Wesen, wie es vom Vorredner geschildert worden, schon vor 27 Jahren ganz in derselben Weise und Ausdehnung existirt habe; auch er habe die grossartigen Märkte in Berbera besucht und glaube, dass zur Zeit der Märkte daselbst keine Gefahr für einen friedlichen Reisenden sei, wohl aber in anderen Monaten, z. B. im April, in welchem auch der Mordanfall auf Speke und Burton stattgefunden. — In Betreff der bei Bender Jedid liegenden Guano-Insel »Burnt«, welche die östliche »Mochir« genannte Nordküste des Somali-Landes von der westlichen »Dabbir« genannten scheide, erwähnt Redner, dass dieselbe schon lange bevor man in Europa den Guano gekannt, den Arabern des Hadramauts das Düngungsmaterial für ihre Kaffee- und Tabak-Plantagen geliefert habe.

Herr L. Friederichsen hält sodann einen Vortrag über Dr. J. Pfund's in den Jahren 1875/76 ausgeführten Reisen in Kordofan und Darfor, auf Basis zahlreicher werthvoller Reisebriefe des am 21. Aug. 1876 in El Fascher verstorbenen Reisenden (siehe Mittheilungen d. Geog. Ges. in Hamburg 1876/77 pg. 121 -305).

47. Sitzung. 7. Februar 1878.

Vorsitzender: Herr Bürgermeister Dr. Kirchenpauer.

Das Protokoll der vorigen Sitzung wird verlesen und genehmigt.

Drei neue Mitglieder werden aufgenommen.

Herr L. Lippert legt die Cassa-Bilanz ultimo 1877 vor, siehe Mittheilungen 1876/77 pg. 408.

Herr Dr. H. Erdmann hält den angekündigten Vortrag: Die Geographie und die Sprachwissenschaft.

*) Anschliessend an die in den »Mittheilungen 1876/77« gegebenen Berichte.

Herr Schulrath L. Harms giebt eine Uebersicht über die Stanley'schen Forschungen in Afrika.

Herr Henry M. Stanley wird auf Antrag des Vorstandes zum Ehrenmitgliede erwählt.

48. Sitzung. 7. März 1878.

Vorsitzender: Herr Bürgermeister Dr. Kirchenpauer.

Das Protokoll der vorigen Sitzung wird verlesen und genehmigt.

Sieben neue Mitglieder werden aufgenommen.

Herr Friederichsen macht Mittheilungen aus einem Briefe des in Zanzibar ansässigen Dr. med. G. A. Fischer, welche den plötzlichen, in Zanzibar erfolgten Tod der beiden belgischen Reisenden, Kapitain Crespel und Dr. Maes, betreffen.

Der Vorsitzende zeigt an, dass der Vorstand beschlossen habe, das fünfjährige Stiftungsfest der Gesellschaft am 4. April durch ein Festmahl zu feiern; dem Festmahl solle eine ordentliche Sitzung vorhergehen, in welcher Redner eine Uebersicht über die geographischen Forschungen der letzten fünf Jahre zu geben beabsichtige.

Herr Prof. K. Wiebel hält darauf den angekündigten Vortrag über die unterirdische Verbindung zwischen dem Schwarzen Meere und der Nordsee, welche durch Saugklüfte am rechten Ufer der Donau im Jurakalk mit der in den Bodensee fliessenden Aach hergestellt wird.

49. Sitzung. Feier des fünfjährigen Stiftungsfestes.

4. April 1878, Nachmittags 5 Uhr, in den Sagebiel'schen Lokalitäten.

An der Feier nehmen 90 Herren und 40 Damen Theil.

Herr Bürgermeister Dr. Kirchenpauer hält einen Vortrag über die geographischen Forschungen während des verflossenen Lustrum. — Nach dem Vortrage, 6½ Uhr, beginnt ein Festmahl in dem festlich dekorirten kleinen Sagebiel'schen Concert-Saale.

50. Sitzung. 2. Mai 1878.

Vorsitzender: Herr Bürgermeister Dr. Kirchenpauer.

Die Protokolle der beiden letzten Sitzungen werden verlesen und genehmigt.

Der Vorsitzende zeigt an, dass der Vorstand Herrn Friederichsen nach Berlin delegirt habe, behufs Vertretung der Hamburgischen Geogr. Gesellschaft bei der am 30. April stattgehabten 50jährigen Jubelfeier der Berliner Gesellschaft für Erdkunde.

Sechs neue Mitglieder werden aufgenommen.

Herr Kapitain Koldewey hält einen Vortrag über die Kartographie der Gegenden nördlich vom Smith-Sund, siehe Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1878 pg. 186.

Herr Dr. F. Wibel spricht über seine Erlebnisse auf einer während der letzten Monate ausgeführten Reise durch Sicilien, und schildert in

eingehender Weise den gegenwärtigen Kulturzustand Siciliens und seiner Bewohner.

51. Sitzung. 6. Juni 1878.

Vorsitzender: Herr Prof. Dr. Neumayer.

Das Protokoll der vorigen Sitzung wird verlesen und genehmigt.

Der Vorsitzende weist mit wenigen einleitenden Worten auf die Punkte 2 und 3 der Tagesordnung hin:

2. Berathung über die Theilnahme an den Verhandlungen zur Bildung einer Deutschen Geographischen Gesellschaft.
3. Berathung über den Eintritt in die Afrikanische Gesellschaft in Deutschland.

Nach Einholung der Ansicht des Beiraths sei der Vorstand zu dem Beschlusse gekommen, der Geographischen Gesellschaft die Zustimmung zu diesen beiden Anträgen zu empfehlen. Redner giebt darauf nähere Mittheilungen über die Geschichte des Gedankens einer allgemeinen »Deutschen Geographischen Gesellschaft« und über die Sachlage, wobei es bis jetzt sich nur um die Theilnahme an den Berathungen der Modalitäten einer solchen Gesellschaft handele, noch nicht um irgend welche definitive Beschlüsse, und sodann auch über die Entstehung der jetzt — gleichfalls in Anlass der Jubelfeier der Berliner geogr. Gesellschaft — neu geformten »Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland.« Bei der Abwesenheit des Vorsitzenden, des Schriftführers und der Mehrzahl der Vorstandsmitglieder erscheine es jedoch kaum angemessen, jetzt schon zu einer Beschlussfassung zu schreiten, und schlage er daher vor, dieselbe bis zur nächsten Versammlung auszusetzen.

Dr. med. Krause beantragt sofortige Beschlussfassung.

Herr L. Lippert hält für den zweiten Punkt der Tagesordnung die sofortige Beistimmung für unbedenklich; anders liege es in Beziehung auf Punkt 3, Afrikanische Gesellschaft betreffend, wo finanzielle Verhältnisse in Betracht kämen. Die gewöhnlichen Mittel der Geographischen Gesellschaft würden nämlich nicht ausreichen, den Beitrag zur Afrikanischen Gesellschaft zu leisten, und es würden besondere Beschlüsse über diese Frage erforderlich sein; für diese aber dränge die Zeit nicht, da hier eine besondere Frist nicht einzuhalten sei.

Herr F. Stammann erklärt sich für die gesonderte Behandlung der beiden Anträge und wünscht, der Vorstand möge eine Zusammenstellung der aus dem Beitritt zur Afrikanischen Gesellschaft für die Hamburgische Geographische Gesellschaft resultirenden Verbindlichkeiten vorlegen.

Der Vorsitzende stellt darauf den Punkt 2 der Tagesordnung zur Diskussion, und wird derselbe nach einigen empfehlenden Worten des Herrn Direktor Hoche angenommen.

Der Vorstand wird beauftragt das Weitere vorzukehren und einen Delegirten zu der am 18. September in Kassel stattfindenden Versammlung zu ernennen, welcher dann der Gesellschaft zu berichten haben werde, und so deren weitere Beschlüsse zu veranlassen hat.

Der Vorsitzende schlägt sodann vor, die Beschlussfassung über No. 3 der Tagesordnung auszusetzen, um dann nach weiterer Vorbereitung im Vor-

stande in der Oktober-Sitzung, event. falls es sich als nöthig erweisen sollte, in einer besonders anzuberaumenden Sitzung der Gesellschaft darüber zu beschliessen; womit sich die Versammlung einverstanden erklärt.

Herr Dr. med. Krause hält sodann den angekündigten Vortrag: Ein Besuch auf der Stätte und in der Nekropolis von Tarquinii. Nach einer Schilderung der allgemeinen geographischen Verhältnisse der Gegend, des heutigen Corneto, beschreibt er die alten Mauerreste und namentlich eingehend die Gräberstadt und das Innere der vielen aufgedeckten Gräber mit ihren interessanten Malereien.

Der Vorsitzende bespricht sodann die eingesandten literarischen Geschenke und macht namentlich aufmerksam auf einen Artikel von Kapitain F. J. Evans im Maiheft der Proceedings der R. G. Society in London über die Lehre vom Magnetismus auf Schiffen und die Deviation des Kompasses.

Drei neue Mitglieder werden aufgenommen.

52. Sitzung. 3. Oktober 1878.

Vorsitzender: Herr Bürgermeister Dr. Kirchenpauer.

Das Protokoll der vorigen Sitzung wird verlesen und genehmigt.

Der Vorsitzende verliest ein Dankschreiben der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, betreffend die von hier aus ergangene Beglückwünschungs-Adresse zur 50jährigen Jubelfeier derselben, und bringt die Anzeige vom Tode des Direktors der Smithonian Institution in Washington, Mr. Joseph Henry, und von der Ernennung des Mr. Spencer Fullarton Baird zu dessen Nachfolger, zur Kenntniss der Versammlung.

Herr Friederichsen giebt sodann einen Nekrolog über den am 25. September d. J. plötzlich verstorbenen Prof. Dr. August Petermann. Die Verdienste des Verstorbenen um die geographische Forschung ehrt die Versammlung durch Erheben von den Sitzen.

Herr Schulrath Harms hält darauf einen Vortrag über Afghanistan.

53. Sitzung. 7. November 1878.

Vorsitzender: Herr Bürgermeister Dr. Kirchenpauer.

Das Protokoll der vorigen Sitzung wird verlesen und genehmigt.

Ein neues Mitglied wird aufgenommen.

Der Vorsitzende theilt die Zusammensetzung des Vortandes der Berliner Gesellschaft für Erdkunde pr. 1879 mit, und berichtet im Anschluss daran über die neuesten Unternehmungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland, über die vor Kurzem nach Afrika abgegangenen Expeditionen der Herren Rohlfs, Buchner und v. Mechow.

Herr Prof. Neumayer hält einen Vortrag über die Erweiterungen des Witterungsdienstes der Deutschen Seewarte.

Herr Kapitain Koldewey spricht sodann über die neuesten Fahrten nach dem nördlichen Eismeer und hebt die Umschiffung des Kap Tscheljuskin und die Erreichung der Mündung der Lena durch Prof. Nordenskjöld als epochemachend hervor. Es knüpft sich hieran eine Diskussion über die Möglichkeit einer Handelsverbindung von Europa oder von der Bering-Strasse aus nach der Mündung der Lena.

54. Sitzung. 5. Dezember 1878.

Vorsitzender: Herr Bürgermeister Dr. Kirchenpauer.

Das Protokoll der vorigen Sitzung wird verlesen und genehmigt.

Der Vorsitzende verliest ein Schreiben, welches die Bildung einer geographischen Gesellschaft in Hannover unter Vorsitz des Herrn Prof. Dr. von Quintus-Icilius zur Anzeige bringt. — Von der geographischen Gesellschaft in Lyon ist eine Aufforderung zur Betheiligung an einer Preisschrift: »Origine des Eaux de la Colonie Algérienne« eingegangen.

Herr Direktor Dr. Hoche hält einen Vortrag über die Nil-Forschungen des Alterthums.

Herr Dr. F. Wibel spricht sodann über Japanische Erdbeben, und zwar auf Basis der im 14. u. 15. Heft der Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens 1878 publicirten werthvollen Abhandlungen Dr. Edmund Naumann's.

55. Sitzung. 9. Januar 1879.

Vorsitzender: Herr Bürgermeister Dr. Kirchenpauer.

Das Protokoll der vorigen Sitzung wird verlesen und genehmigt.

Der Vorsitzende verliest ein Schreiben des Berliner Central-Vereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande, in welchem die Konstituirung des genannten Vereins zur Anzeige gebracht und zum Beitritt aufgefordert wird.

Der Vorsitzende bespricht sodann das erste Heft der nunmehr in veränderter Form an Stelle von Markham's Geographical Magazine monatlich erscheinenden Proceedings of the Royal geograph. Society in London und hebt die darin publicirten neuesten schwedischen und holländischen arktischen Expeditions-Berichte hervor. Gleichzeitig erwähnt der Vorsitzende der gütigst von der Redaktion der Petermann'schen Mittheilungen eingesandten, noch unedirten Originalkarte zur Illustration der Nordenskjöld'schen Fahrt um die Nordspitze Asiens, und giebt an der Hand derselben eine Uebersicht über die geographisch wichtigen Erfolge und die muthmassliche augenblickliche Lage des Expeditionsschiffes Vega. Hieran reiht sich eine Mittheilung über die vom russischen Vice-Admiral P. von Krusenstern 1876 unternommene Forschungsreise zum Zwecke der eventuellen Herstellung einer Wasserverbindung zwischen der Petchora und dem Ob.

Herr Dr. Hübbe-Schleiden hält sodann einen Vortrag über die Kulturfähigkeit der Neger (siehe Mittheilungen der Geograph. Gesellschaft in Hamburg 1878/79 Heft I pg. 72).

Herr Prof. Eyssenhardt bespricht schliesslich eingehend in anerkennender Weise das kürzlich vollendete Lehrbuch der alten Geographie von Prof. Dr. Heinr. Kiepert.

56. Sitzung. 6. Februar 1879.

Vorsitzender: Herr Bürgermeister Dr. Kirchenpauer.

Das Protokoll der vorigen Sitzung wird verlesen und genehmigt.

Zwei neue Mitglieder werden aufgenommen.

Der Vorsitzende theilt mit, dass Herr v. Lesseps als Vorsitzender der französischen Sektion für den Bau eines interoceanischen Kanals, eine Einladung zur Theilnahme an den Berathungen des am 15. Mai 1879 in Paris zusammentretenden Comités habe ergehen lassen, und dass auch unsere Gesellschaft zur Entsendung von Delegirten aufgefordert worden sei; der Vorstand glaube von einer Delegirung abrathen und dieselbe nur für den Fall in Betracht ziehen zu sollen, dass ein Mitglied unserer Gesellschaft der interoceanischen Kanalfrage mit besonderem Interesse und eigenen Studien gefolgt sei.

Ein Brief des Herrn Clemens Denhardt, datirt: Zanzibar 11. Dez. 1878, worin über die vom 23. Mai bis 3. Dezember 1878 ausgeführte Reise nach dem Wapokomo-Gebiet kurz berichtet und ein ausführlicher Bericht mit nächster Gelegenheit in Aussicht gestellt wird, gelangt zur Vorlage.

Herr L. Lippert legt sodann die von den Revisoren für richtig befundene Cassa-Bilanz vom 31. Dezember 1878 vor. Dieselbe gestaltet sich wie folgt:

Saldo am 1. Januar 1878:		ℳ. 3044.07
Einzahlungen:		
2 Beiträge für 1876 à ℳ. 12	ℳ. 24.—	
5 » » 1877 » » »	» 60.—	
309 » » 1878 » » »	» 3706.—	
1 » » 1879 » » »	» 12.—	
Erlös aus dem Verkauf der Jahresberichte	» 159.75	
Saldo aus der Finsch'schen Sibirischen Ausstellung	» —.21	
		» 3961.96
		ℳ. 7006.03

Auszahlungen:		
März 6. 1878. Frau Dr. J. Pfund als Honorar für die Reisebriefe ihres verstorbenen Mannes	ℳ. 700.—	
» 14. Sonstige Honorare für Mitarbeiter an den Mittheilungen 1876/77	» 412.50	
Zuschuss zur Deckung der Kosten der 5jährigen Stiftungsfeier	» 160.30	
Honorar und Gratifikationen an Schreiber und Boten	» 531.55	
Reisespesen und Diäten	» 167.50	
Porti und kleine Spesen	» 220.87	
Drucksachen	» 3353.96	
		ℳ. 5576.68
	Saldo....	» 1429.35
		ℳ. 7006.03

Herr Prof. Neumayer hebt darauf in einem Vortrage, betitelt: »Kritische Beleuchtung einiger Entdeckungsreisen in den antarktischen Gegenden«, die Verdienste des amerikanischen Kapitains B. Morrell um die antarktische Forschung hervor, und zwar auf Basis des ihm aus dem

Nachlass Petermann's gütigst zur Verfügung gestellten, sehr selten gewordenen Werkes: »A Narrative of four Voyages to the South Sea, North and South Pacific Ocean, Chinese Sea, Ethiopic and Southern Atlantic Ocean, Indian and Antartic Ocean. From the year 1822—31; comprising critical surveys of coasts and islands, with sailing directions. And an account of some new and valuable discoveries, including the Massacre Islands, where thirteen of the Author's Crew were massacred and eaten by Cannibals. To which is prefixed a brief sketch of the author's early life, by Capt. Benjamin Morrell jun. New-York, printed and published by J. & F. Harper. No. 82 Cliff-Street. 1832. Redner weist nach, dass Dumont d'Urville, ursprünglich (1825) durch Arago und Humboldt angeregt, die Wege Weddell's und Morrell's verfolgt (1838) und in ungerechtfertigter Weise die antarktische Reise Weddell's angezweifelt habe, dass dieser ausgezeichnete Seefahrer über jeden Zweifel erhaben und über den 74. Grad südlicher Breite hinaus, unter 40—50° westl. Länge von Greenwich, ein eisfreies, schiffbares Meer angetroffen, dass Morrell zur Lösung der Frage eines antarktischen Kontinentes ebenfalls nicht unwesentlich beigetragen, wenngleich, wie Dr. Petermann auch bereits in seinen Mittheilungen 1863 pg. 413 hervorgehoben, es unmöglich sei, aus den spärlichen Angaben in obigem Werke den Schiffskurs Morrell's zu verzeichnen und die oft unklaren Berichte mit den später festgestellten Thatbeständen in Einklang zu bringen.

Herr John Hertz berichtet darauf über die 1878 ausgeführte arktische Expedition des »Willem Barents« unter Kommando des Schiffslieutenants A. de Bruyne.

57. Sitzung. 6. März 1879.

Vorsitzender: Herr Prof. Dr. Neumayer.

Das Protokoll der vorigen Sitzung wird verlesen und genehmigt.

Zwei neue Mitglieder werden aufgenommen.

Der Vorsitzende giebt sodann in Veranlassung des mit der heutigen Sitzung abschliessenden 6. Vereinsjahres einen Rückblick auf die Thätigkeit der Gesellschaft während der letzten beiden Jahre und fordert im Anschluss daran zu der statutenmässig vorgeschriebenen Neuwahl des Vorstandes für die nächsten beiden Jahre auf. — Auf Vorschlag des Vorsitzenden wird Herr Bürgermeister Dr. Kirchenpauer per Akklamation zum Präsidenten wiedergewählt. In den Vorstand werden ferner berufen die Herren: L. Friederichsen, C. Godeffroy jr., Direktor Dr. R. Hoche, L. Lippert, Prof. Dr. J. Neumayer, Direktor G. Rümker. — Zu Revisoren werden gewählt die Herren: E. Güssefeld und J. Witt. — In den Beirath werden gewählt die Herren: E. Güssefeld, F. J. H. Hansing, John Hertz, C. Koldewey, Dr. O. Matsen, Senator Nopitsch, C. Woermann, Generalarzt Dr. Cammerer, Direktor Dr. Friedländer, Direktor Dr. F. Wibel.

Herr Prof. Dr. Sadebeck hält darauf einen Vortrag, betitelt: »Zur Pflanzengeographie und Entstehungsgeschichte der Sahara.«

Herr Geo. E. Delaval macht sodann einige Mittheilungen über die Petroleum-Verhältnisse Galiziens.

58. Sitzung. 3. April 1879.

Vorsitzender: Herr Prof. Dr. Neumayer.

Das Protokoll der vorigen Sitzung wird verlesen und genehmigt.

Ein Circulair der geographischen Gesellschaft in Lissabon wird verlesen, welches die Durchkreuzung des afrikanischen Kontinentes auf der Route »Benguela-Bihe-Pretoria-Natal« seitens des portugiesischen Major Serpa Pinto zur Kenntniss bringt.

Herr Friederichsen berichtet über jüngst aus Zanzibar eingelaufene Briefe der Herren Denhardt und Fischer, denen ein ausführlicher Reisebericht und eine Beschreibung des Wapokomo-Landes von Dr. med. K. Fischer beigefügt ist (siehe Mittheilungen 1878/79 Heft I, pg. 1—57).

Herr Dr. Hübbe-Schleiden hält sodann einen Vortrag über die Rentabilität der Kultur Afrikas (siehe Deutsche Revue, 1879. III. pg. 367—82).

Herr Direktor Hoche berichtet über die im Anfange des 17. Jahrhunderts ausgeführten Reisen Josua Ulsheimer's, und zwar auf Basis einer Abhandlung in der »Allemannia«, redigirt von Prof. Birlinger in Bonn.

59. Sitzung. 1. Mai 1879.

Vorsitzender: Herr Bürgermeister Dr. Kirchenpauer.

Das Protokoll der vorigen Sitzung wird verlesen und genehmigt.

Ein neues Mitglied wird aufgenommen.

Herr Dr. W. Koeppen hält einen Vortrag über die Verdienste Dove's um die Meteorologie. Am Schlusse desselben ehrt die Versammlung das Andenken ihres hochverdienten Ehrenmitgliedes durch Erheben von den Sitzen.

Herr A. Woermann hält sodann einen Vortrag über Kultur-Bestrebungen in West-Afrika (siehe Mittheilungen 1878/79 Heft I, pg. 58).

60. Sitzung. 5. Juni 1879.

Vorsitzender: Herr Professor Dr. Neumayer.

Das Protokoll der vorigen Sitzung wird verlesen und genehmigt.

Drei neue Mitglieder werden aufgenommen.

Der Vorsitzende beantragt die Bewilligung von 3—4000 Mark für die Herausgabe der Mittheilungen pr. 1878/79. Wird genehmigt.

Herr Friederichsen legt 7 diverse von ihm für die vom Auswärtigen Amte herausgegebene Samoa-Denkschrift bearbeitete Karten der hauptsächlichsten Inselgruppen der Südsee vor, und knüpft einige erläuternde Bemerkungen daran.

Der Vorsitzende berichtet sodann über den diesjährigen internationalen Meteorologen-Kongress in Rom, an welchem derselbe als Delegirter des Deutschen Reiches Theil genommen hat.

Herr Schulrath Harms hält einen Vortrag über Petrus Martyr, den ersten Geschichtsschreiber oceanischer Dinge, und zwar auf Basis eigener Studien und der vom Kaiserlich Deutschen Generalkonsul Dr. Herm. A. Schumacher in Newyork jüngst herausgegebenen Studie: Petrus Martyr, der Geschichtsschreiber des Weltmeeres. Newyork 1879.

61. Sitzung. 2. Oktober 1879. Zu Ehren der internationalen Polar-Konferenz, im Schweizer-Saal des Herrn Sagebiel.

Vorsitzender: Herr Bürgermeister Dr. Kirchenpauer.

Als Gäste sind anwesend die Herren: Professor Buys-Ballot, Direktor des meteorologischen Instituts in Utrecht (Holland); Schiffslieutenant Dr. Weyprecht (Oesterreich); Hoffmeyer, Kapitän und Direktor des dänischen meteorologischen Instituts zu Kopenhagen; Professor Mohn, Direktor des meteorologischen Instituts in Kristiania; Professor Mascart, Direktor des meteorologischen Instituts zu Paris; Professor Wykander aus Lund in Schweden; Professor Lenz aus Petersburg und Freiherr v. Schleinitz, Kapitän zur See und Vertreter der Kaiserl. Admiralität aus Berlin.

Herr Bürgermeister Dr. Kirchenpauer leitet die Verhandlungen mit folgender Ansprache ein: Er habe die Ehre, eine jener aussergewöhnlichen Sitzungen zu eröffnen, wie sie der tagenden Gesellschaft nach längeren oder kürzeren Zwischenräumen wiederzukehren pflegten. Aussergewöhnlich sei diese Sitzung, weil sie geehrt und ausgezeichnet werde durch die Gegenwart einer Reihe von Männern, die auf dem Gebiete der geographischen Wissenschaft eine hervorragende Stellung einnähmen. Redner habe also diese Gäste, zugleich aber auch die Mitglieder der Geographischen Gesellschaft zu begrüssen, weil die tagende Sitzung die erste nach der dreimonatlichen Sommerpause sei. Im Hinblick auf diesen letzteren Umstand wäre es wohl zweckdienlich gewesen, einen Rückblick auf die geographischen Errungenschaften der letzten drei Monate zu werfen und dies würde auch geschehen sein, wenn Redner es nicht als angezeigt erachtet hätte, in Rücksichtnahme auf die Anwesenheit hochgeehrter Gäste von dieser Absicht abzustehen, da die Ausführung derselben einen zu grossen Theil des Abends in Anspruch genommen haben würde. Er wolle sich daher darauf beschränken, kurz einen Theil dessen zu erwähnen, was im Norden auf geographischem Gebiete geschehen sei. Der Forschungsdrang kühner Männer habe dieselben stets jene Gegenden aufsuchen lassen, welche neben grossen Gefahren, die sie bergen, auch reiche Ausbeute an Wissenswerthem zu liefern im Stande seien, und so habe sich der Wissensdrang der Hauptsache nach den gluthvollen Distrikten des äquatorialen Afrika und den Feldern ewigen Eises der Polargegenden zugewandt. In Afrika, dem Welttheile wasserloser Wüsten und neu entdeckter grosser Ströme, scheine der Forschungseifer beachtenswerthe Resultate gehabt zu haben, und man werde bald Näheres über gemachte Entdeckungen gewärtigen dürfen, denn Stanley sei am Congo und Rohlfs wahrscheinlich nach Wadai vorgerückt; Schütt sei vom Quanza zurückgekehrt; Serpa de Pinto habe seine Reise von Benguela aus quer durch den Kontinent nach Osten beendet; Abbé Debaize befinde sich am Tanganika-See; Dr. Holub sei aus dem Innern Afrikas (Marutze Mambunda) zurückgekehrt, während Soleillet vom Senegal und Niger retournirt wäre; auch habe die belgische Expedition unter Führung Cambier's neuen Nachschub erhalten, welcher mit vier vom Könige der Belgier geschenkten indischen Elephanten vorzudringen suche. Die wichtigste Entdeckungsnachricht sei aber in der Jüngstzeit aus Asien gekommen, und die Feststellung der Thatsache, dass dieser Kontinent vom Norden her zu um-

schiffen wäre, sei das grosse Ereigniss des letzten Sommers gewesen. Sicherlich habe keine Nachricht jemals solche Sensation erregt, als die Mittheilung, Nordenskjöld sei am 3. September in Yokohama eingetroffen. Schon im Juli vorigen Jahres hatte Nordenskjöld das Nordkap erreicht und, nach Ueberwinterung im Eise, die Beringstrasse, vom Norden kommend, im laufenden Jahre durchschifft; so habe denn dieser Mann mit grossem Muthe und grosser Kühnheit die von ihm selbst gestellte Aufgabe seines Lebens gelöst, eine Aufgabe, mit deren Ausführung sich schon viele Nordpolfahrer getragen, deren nunmehriges Gelingen den Namen Nordenskjöld mit ehernem Griffel in die Tafeln der geographischen Entdeckungsgeschichte eintragen werde. — Von den beiden Schiffen, welche der grosse russische Mäcen Sibiriakoff für die Nordpolarfahrt ausgerüstet, sei leider das eine, geführt vom Kapitän Sengstacke, an der Ostküste von Japan gescheitert. Von weiteren Unternehmungen im Nordpolarmeer sei noch zu erwähnen die Expedition, welche der Besitzer des »Newyork Herald«, Herr Bennet, ausgerüstet; dieselbe wäre ursprünglich dazu bestimmt gewesen, von San Francisco ausgehend, mit der »Jeanette« Nordenskjöld zu suchen und dann von der Beringstrasse möglichst weit nach dem Nordpol vorzudringen. Das von Holland ausgelaufene Schiff »Willem Barents« sei zurückgekehrt, nachdem seine Besatzung das Franz Joseph-Land gesichtet, von welchem man seit der österreichischen Polarexpedition nichts mehr gehört, und ferner sei eine englische Expedition auf dem »Isbjörn«, unter Befehl des Kapitän Markham, nachdem sie im ostspitzbergischen Meere gekreuzt, nach Hammerfest zurückgekehrt. Praktische Erfolge hinsichtlich der Fahrt in der Karischen See habe man bereits im vorigen Jahre zu verzeichnen gehabt und zehn verschiedene Schiffe wären von England, Schweden, Bremen und Hamburg aus nach jenem Meer bestimmt gewesen. Nach dem Berichte des Kapitän Rasmussen, des Führers eines dieser Fahrzeuge, hätten aber sieben der ausgesandten Schiffe vor dem Eingang in's Karische Meer gelegen; dieselben seien sämmtlich mittlerweile bis auf eins zurückgekehrt. Den neuesten Mittheilungen, und zwar Konsulatsberichten zufolge sei beabsichtigt, an der Mündung des Ob und des Jenissei zur Unterstützung der dorthin kommenden Schiffe Stationen, und zwar Zollstationen anzulegen. Des Mangels an festen Wohnsitzen halber sei man allerdings gezwungen, diese Stationen auf Schiffe zu verlegen, trotzdem würden aber dann den dort etwa eintreffenden Fahrzeugen namhafte Erleichterungen durch diese Stationen gewährt werden können. — Welche Wirkungen die in der Polarfahrt zu verzeichnenden Misserfolge ausüben würden, lasse sich nicht abschätzen, so viel sei aber gewiss, die Wissenschaft werde sich von ihrem Weiterforschen nicht abschrecken lassen. Das gehe schon klar daraus hervor, dass diejenigen Herren in Hamburg und in der tagenden Versammlung anwesend seien, welche berufen wären, der Polarforschung eine neue Richtung zu geben. Die Aufgabe, die zukünftig auszusendende Schiffe zu erfüllen haben würden, werde von der bisher ihnen gestellten erheblich abweichen; man werde in Zukunft Schiffe nicht mehr aufs Gerathewohl absenden, um den Nordpol zu suchen, sondern sie würden beauftragt werden, die entdeckten Landstriche in physikalischer Hinsicht zu erforschen, und ebenso dürften in Zukunft Forschungsreisen nicht nur in die arktischen, sondern auch in die antarktischen Regionen unternommen werden. Redner

fasse daher die Aufgabe der als Ehrengäste anwesenden Herren als dahingehend auf, für spätere Polarforschungen die Direktiven zu geben und nicht nur die Geographische Gesellschaft in Hamburg, sondern auch die Stadt selbst wisse die Bedeutung dieser Aufgabe zu ermessen und zu schätzen. Daher habe auch der Senat Redner beauftragt, den Delegirten zur Internationalen Polarkonferenz einen besonderen Dank für ihr Erscheinen auszusprechen und diesem Dank schliesse er den Dank des Vorstandes der tagenden Gesellschaft an. Sei doch in der Versammlung der Entdecker des Franz Joseph-Landes anwesend, begrüsse man doch in derselben den Befehlshaber der »Gazelle«, sowie die Direktoren der grossen meteorologischen Institute Dänemarks, Schwedens, Norwegens und Frankreichs, und habe doch auch die Kaiserlich Geographische Gesellschaft von Russland ihren Vertreter gesandt. Möge die Aufgabe, deren Lösung diese Herren in unserer Stadt zu erstreben begonnen hätten, von dem besten Erfolge gekrönt sein!

Herr Professor Dr. Neumayer erklärt nach den begrüssenden und einleitenden Worten des Herrn Vorredners die Aufgabe zu haben, ein gedrängtes Bild dessen zu geben, was mit der gegenwärtigen Internationalen Konferenz beabsichtigt werde. Es dürfte sich allerdings als sehr schwer erweisen, die Bedeutung der Konferenz vollständig darzulegen, denn dann würde es sich darum handeln, ein Bild der neuesten Forschungen und des Standes der Wissenschaft überhaupt zu geben. Erleichtert werde ihm die Aufgabe dadurch, dass diejenigen Freunde, welche nach ihm reden würden, das ergänzen dürften, was er zu sagen habe. Ueberdies seien auch die Mitglieder der Geographischen Gesellschaft bekannt mit den Resultaten der Forschungen in den arktischen und antarktischen Regionen und wüssten, dass die Fahrten der letzten 40 oder 30 Jahre sich meistentheils dem Nordpol zugewendet hätten, während zu den Nachrichten über die Gegenden des Südpols seit Rückkehr Sir James Ross' nur wenig Neues hinzugekommen wäre. Ueberhaupt sei dasjenige, was die Wissenschaft des Magnetismus, der Hydrographie und der Meteorologie in den letzten Jahren aus den Polarfahrten geerntet, nur gering gewesen und erst, als die Expedition des »Challenger«, unter dem Befehle Sir George Nares' neue Wege auf dem Gebiete der Hydrographie betreten, sei abermals die Nordpolfrage auf die Tagesordnung gesetzt worden. Oesterreich habe in der Person des Schiffslieutenant Weyprecht auf der vorhandenen Basis fortgearbeitet, mit dem Fortschritte wachse aber auch die Begierde und so sei Anfang unseres Jahrzehnts die Anforderung hervorgetreten: der Physik der Erde die erforderliche Beachtung zuzuwenden. Am klarsten trat diese Anforderung zu Tage, als Weyprecht im Jahre 1875 auf der Naturforscher-Versammlung in Graz verlangt habe, rund um den Pol herum Observatorien anzulegen, um Beobachtungen ohne Unterlass anstellen zu können. Um auf diesem Gebiete einen massgebenden Fortschritt verzeichnen zu können, sei die Befriedigung der Forderung fester Observatorien eine unerlässliche, denn nur mit ihrer Hülfe und mit Hülfe unausgesetzter Beobachtungen an einem und demselben Orte sei es möglich, auf dem Gebiete der Meteorologie etwas Erschöpfendes zu leisten. Dem annähernden Zusammentreffen der Weyprecht'schen Forderung mit dem Verlangen Leverrier's zu Anfang der 60er Jahre hinsichtlich der Wettertelegraphie sei es ebenso wie dem Meinungsaustausch, welcher

im Jahre 1875 in Paris zur Zeit der von der dortigen geographischen Gesellschaft veranstalteten Ausstellung geographischer Objekte unter den betheiligten Personen stattfand, zu danken, dass die deutsche Regierung glaubte, eine Kommission nach Berlin einberufen zu können, um festzustellen, auf welche Weise die Kenntnisse in den arktischen Regionen erweitert werden könnten. Diese kompetente Versammlung trat vor nunmehr vier Jahren in Berlin zusammen und untersuchte, welche Resultate und Erfolge zu erwarten seien, wenn auf dem in's Auge gefassten Wege weiter geforscht werden würde, und kam zu der Ueberzeugung, dass sämmtlichen betreffenden Disciplinen der Wissenschaft Nutzen erwachsen werde. Die Weyprecht-schen Forderungen wurden nunmehr im Jahre 1873 dem ersten Meteorologen-Kongress in Wien mit der Bitte eingereicht, die Verhandlungen über dieselben auf die Tagesordnung des zweiten im April 1879 in Rom abzuhaltenden Kongresses zu setzen. Dort seien sie gebührend verhandelt und gelangte man einstimmig zu der Ansicht, dass man Fragen von solcher Bedeutung nicht in einer Konferenz gerecht werden könne, die sich mit so vielen verschiedenen Disciplinen befasse. Es ward daher eine Kommission ernannt zur Berathung der Weyprecht'schen Forderungen und als Versammlungsort derselben Hamburg erwählt. Diese Konferenz sei am 1. Oktober innerhalb der Mauern unserer Stadt zusammengetreten, und wenngleich sich aus den Verhandlungen derselben begreiflicher Weise noch nichts wiedergeben lasse, so könne doch schon jetzt konstatirt werden, dass fast in allen Richtungen unter den anwesenden Gelehrten Einmüthigkeit herrsche. Man sei daher berechtigt zu hoffen, dass ein Plan aufgestellt werde behufs Errichtung fester Observatorien in den nördlichen und südlichen Polarregionen, an denen ernste Forschungen gemacht werden könnten, die bestimmt seien, der Wissenschaft zu dienen. *)

Herr Professor Buys Ballot erklärt, dass noch der dritte Theil der Erde in magnetischer und meteorologischer Hinsicht zu erforschen sei, und erfolgreiche Erforschungen liessen sich nicht anstellen, wenn die Beobachtungsstationen 10, 15 oder gar selbst 20 Grad von einander entfernt lägen. Die Ungewissheit hinsichtlich des offenen Polarmeeres und der Temperaturunterschiede des Meerwassers liesse sich nur beseitigen, wenn und zwar zunächst in der nördlichen Hemisphäre eine Kette von Beobachtungsstationen errichtet werde, an denen über den Barometerstand, Thermometerstand etc. unausgesetzt Erhebungen vorgenommen werden könnten.

Schiffslieutnant Dr. Weyprecht: Nicht ihm gebühre das Verdienst, die festen Polar-Observatorien zuerst gefordert zu haben, schon Neumayer sei in dieser Hinsicht vorgegangen; das Einzige, was sein Freund Graf Wilczek und Redner vielleicht beanspruchen dürften, sei, dass sie die betreffenden Forderungen zuerst in präcise Formen gebracht hätten. Vorgeschlagen werde Polar-Observatorien etwa an folgenden Positionen zu errichten, nämlich an einem Punkte in Finmarken, auf Spitzbergen, auf Nowaja Semlja, an der Ost- und an der Westküste Grönlands, im nordamerikanischen Archipel, auf Point Barrow, in der Beringstrasse und an der Lenamündung. Dann sollten noch auf antarktischem Gebiete an zwei Positionen Observatorien

*) Siehe Bericht über die Verhandlungen und die Ergebnisse der internationalen Polar-Konferenz auf pg. 144.

errichtet werden. Es würde zu weit gehen diejenigen Ziele aus einander zu setzen, welche durch Forschungen an den verschiedenen Observatorien erstrebt werden müssten, Redner wolle aber kurz nur die folgenden der Beantwortung harrenden Fragen erwähnen: 1) Sind die Verschiedenheiten in den uns bekannten täglichen Perioden magnetischer Störungen Eigenthümlichkeiten des Ortes oder des Jahres zuzuschreiben? 2) Wie verhalten sich die Störungsintensitäten in den verschiedenen Gegenden der Polargebiete zu einander? 3) Steht die Störungsintensität in einem bestimmten Verhältnisse zu einem der magnetischen Grundelemente? 4) In welchem Verhältnisse stehen in den verschiedenen Gegenden der Polargebiete die Störungen nach der einen Seite zu jenen nach der andern? 5) Wie verhält sich die totale Intensität bei den Störungen? 6) Welches ist die räumliche Ausdehnung der Störungen? 7) Existiren fixe Störungscentren oder bilden und bewegen sich solche ähnlich den barometrischen Depressionen? 8) In welchem Zusammenhange stehen die Störungen mit dem Gürtel grösster Intensität und Häufigkeit der Nordlichter? 9) In welchem Zusammenhange stehen die Störungen mit den einzelnen Nordlichtern? 10) In welchem Zusammenhange stehen die Störungen mit den verschiedenen Formen des Nordlichtes? 11) In welchem Zusammenhange stehen die magnetischen Erscheinungen im arktischen Gebiete zu jenen im antarktischen? 12) Welcher Zusammenhang besteht zwischen den magnetischen Störungen und galvanischen Erdströmen?

Herr Kapitän Koldewey freut sich, dass Weyprecht auch für Grönland die Anlage von Beobachtungsstationen beabsichtigt habe, für jenes Land, dessen Ostküste Redner bis zum 83. Breitengrade erforscht habe. Seiner Ansicht zufolge biete die Erforschung des Zusammenhanges der Nordstürme Grönlands mit den Weststürmen in unseren Gegenden einen Gegenstand lohnender Arbeit.

Herr Kapitain Hoffmeyer spricht sich aus über den Zusammenhang der gleichzeitig auftretenden milden Winter in Island und Grönland und der strengen Winter in Europa und erklärt dieses Vorkommniss aus der Richtung der Winde, welche diese Gegenden berühren und die regulirt werden durch das jeweilige über dem Atlantischen Ocean ruhende barometrische Minimum. Dann verbreitet Redner sich noch über die Erfahrungen der dänischen Expedition unter Lieutenant Jensen nach Grönland und betont die Schwierigkeiten, die sich der Anlage wirklich guter Stationen am arktischen Meere entgegenstellen.

Herr Professor Mohn erläutert an ausgehängten Karten die Resultate der durch die schwedisch-norwegische Regierung angeordneten, zwischen den Faröer, Island, Spitzbergen und Jan Mayen vorgenommenen Tiefseemessungen und verbreitet sich über die in dem erwähnten Distrikte gemessenen Temperaturunterschiede des Meerwassers.

Der Vorsitzende theilt sodann noch mit, dass eine Einladung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde zur Feier des 100jährigen Geburtstages Carl Ritter's am 11. Oktober eingelaufen sei. — Auf Vorschlag des Vorstandes werden die Herren Professor Neumayer und Friederichsen nach Berlin deputirt. — Dann habe der Verein für Erdkunde zu Leipzig ersucht, sich für eine Marmorbüste Ritter's zu interessiren, welche der Berliner Gesellschaft bei der erwähnten Feier am 11. Oktober als Geschenk der Deutschen Geographischen Gesellschaften überreicht werden solle; da aber die

Büste selbst nicht mehr fertig gestellt werden könne, so wolle man wenigstens das für Herstellung derselben nöthige Geld am 11. Oktober in Berlin überreichen können. Der Vorstand werde den Mitgliedern der hiesigen Gesellschaft Gelegenheit geben, sich an der Zeichnung von Beiträgen für die quäst. Büste betheiligen zu können. Endlich sei noch in den Ferien eine Einladung seitens der Brüsseler Geographischen Gesellschaft zur Beschickung des am 1. Oktober in Brüssel stattfindenden handelsgeographischen Kongresses eingegangen. Nach diesen geschäftlichen Mittheilungen schliesst der Vorsitzende die Verhandlungen.

Die Versammelten begaben sich nunmehr in den zu ebener Erde liegenden Koncertsaal, um dort ein Souper einzunehmen. Auf der Bühne dieses Saales war in heller Beleuchtung eine von Herrn Valentin Ruths gemalte Polarlandschaft mit Nordlicht ausgestellt, welche die eingehendste Würdigung seitens aller Kenner fand.

62. Sitzung. 6. November 1879.

Vorsitzender: Herr Bürgermeister Dr. Kirchenpauer.

Die Protokolle der beiden vorhergehenden Sitzungen werden verlesen und genehmigt.

Zwei neue Mitglieder werden aufgenommen.

Der Vorsitzende verliest ein Schreiben des Herrn Clemens Denhardt, datirt Hamburg 10. Oktober 1879, worin derselbe anzeigt, dass er am 7. Oktober von seiner Forschungsreise im äquatorialen Ost-Afrika zurückgekehrt, und worin derselbe seinem Bedauern Ausdruck giebt, dass der Hamburgischen Geographischen Gesellschaft keine seiner geodätischen Messungen, Kartenskizzen und Reisenotizen zugegangen seien.

Herr Friederichsen berichtet sodann über die am 11. Oktober in Berlin stattgehabte 100jährige Geburtstagsfeier Karl Ritter's und über die im Anschluss an jene Feier veranstaltete Zusammenkunft Delegirter sämmtlicher deutschen geographischen Gesellschaften und Hochschulen behufs Bildung eines die deutschen geogr. Gesellschaften vereinigenden Bandes.

Herr W. Robertson hält darauf einen Vortrag über seine im Sommer 1879 ausgeführte Reise nach Island (siehe pg. 157).

63. Sitzung. 4. Dezember 1879.

Vorsitzender: Herr Prof. Dr. Neumayer.

Das Protokoll der vorigen Sitzung wird verlesen und genehmigt.

Sechs neue Mitglieder werden aufgenommen.

Herr Ernst von Hesse-Wartegg wird zum korrespondirenden Mitgliede erwählt.

Der Vorsitzende theilt mit, dass der Vorstand Herrn Prof. Nordenskjöld, Herrn Kapitain Palander und sämmtliche wissenschaftliche Begleiter an Bord der Vega eingeladen habe, auf der Heimreise auch Hamburg zu berühren und Gäste der Geographischen Gesellschaft zu sein.

Herr Friederichsen hält sodann einen Vortrag über den geographischen Standpunkt Afrika's Ende 1879 (siehe pg. 178).

Cassa-Bilanz ultimo 1879.

	Saldo am 1. Januar 1879:		M. 1429.35
	Einzahlungen:		
44	Beiträge pro 1878 à M. 12	M. 528.—	
345	» » 1879 » » »	» 4139.—	
3	» » 1880 » » »	» 36.—	
			» 4703.—
			M. 6132.35
	Auszahlungen:		
	Druckkosten für die Mittheilungen 1878/79 Heft I.	M. 566.—	
	Honorar an Dr. Fischer in Zanzibar	» 213.75	
	Unkosten der Festsitzung zu Ehren der internationalen Polar-Konferenz	» 504.20	
	Laufende Druckkosten	» 444.70	
	Honorare und Gratifikation an Schreiber und Boten	» 567.90	
	Reisespesen und Diäten	» 97.30	
	Porti, Inserate und kleine Spesen	» 242.98	
			M. 2636.86
		Saldo...	» 3495.52
			M. 6132.35

Verzeichniss

der

vom I. Januar 1878 bis ultimo Dezember 1879 geschenkt erhaltenen oder angekauften Bücher und Karten. *)

I. Bücher.

Benecke & Cohen: Geognostische Beschreibung der Umgegend von Heidelberg. Heft I. Strassburg i/E. 1879. (Prof. Dr. Cohen.)

Boguslawski, v., Dr., Die Tiefsee und ihre Boden- und Temperatur-Verhältnisse. Seperatabdruck. Berlin 1879. (Verf.)

Burmeister, H., Dr., Description Physique de la République Argentine. 1. u. 2. Bd. Paris 1876. 5. Bd. 1. Heft. 1878. (Verf.)

Catalogue of the Chilian Exhibition at the Centenary of Philadelphia. Valparaiso 1876. (Royal Society of New-South-Wales in Sidney.)

Centennial Exhibition, Philadelphia 1876. — Dominion of Canada, Province of Ontario. Catalogue of Exhibits in Education Department. Toronto 1876. (Royal Society of New-South-Wales in Sidney.)

Chiushingura or the loyal League; a Japanese Romance. New-York 1876. (F. G. Müller-Beeck.)

Clarke, W. B., Remarks on the Sedimentary Formations of New-South-Wales. Sidney 1878.

Colonies Portugaises. Court Exposé de leur Situation actuelle. Lisbonne 1878. (Geogr. Ges. in Lissabon.)

Contributions to North American Ethnology. Vol. III. Washington 1877. (Department of the Interior, Washington.)

Cordeiro, Luciano, L'Hydrographie Africaine au XVI. Siècle d'après les prémieres Explorations Portugaises. Lisbonne 1878.

Croizier, Marquis de, Les Explorations du Cambodge par —— Paris 1878.

Dambeck, Carl, Die Verbreitung der Süss- und Brackwasser-Fische in Afrika. 1879. (Verf.)

Danckelmann, A. v., Die meteorologischen Beobachtungen der Güssfeldt'schen Loango-Expedition. Leipzig 1878.

Eisenach, H., Dr., Uebersicht der bisher in der Umgegend von Cassel beobachteten Pilze. Cassel 1878. (Verein für Naturkunde, Cassel.)

Exploration géographique et commerciale de la Guinée Portugaise. Projet présenté au Gouvernement Portugais par la Société de Géographie de Lisbonne. 1878. (Geogr. Ges. in Lissabon.)

Fontane, M. Marius, Le Canal Interocéanique et le Canal de Suez. Paris 1879.

*) Die Namen der Schenker sind, soweit bekannt, in Klammer beigefügt.

Graça, J. J. da, Projet d'une Compagnie agricole et commerciale africaine. Lisbonne 1878. (Geogr. Ges. in Lissabon.)
Guedes, O., L'Industrie Minière au Portugal. Lisbonne 1878. (Geogr. Ges. in Lissabon.)
Hesse-Wartegg, E. v., Prairie-Fahrten. Reiseskizzen aus den nordamerikanischen Prairien. Leipzig 1878. (Verf.)
— — Die Atlantischen Seebäder. Wien 1879. (Verf.)
— — Die Pariser Weltausstellung 1878. Wien 1878. (Verf.)
— — Der Unterseeische Tunnel zwischen England und Frankreich. Leipzig 1875. (Verf.)
Howgate, Henry W., Polar Colonization. Memorial to Congress and Action of Scientific and Commercial Associations. Washington 1878. (Verf.)
Hübbe-Schleiden, Dr., Ethiopien. Studien über West-Afrika. Hamburg 1879. (Verf.)
L'Instruction Primaire. Obligatoire et Gratuite. Au Département de Lisbonne. 1878.
Kaltbrunner, Dr., Manuel du Voyageur. Zürich 1879. (Verf.)
Kiepert, Heinr., Dr., Lehrbuch der alten Geographie. 2. Heft. Berlin 1878. (Verf.)
Kolonisations-Verein von 1849 in Hamburg. 28. Bericht. Hamburg 1879.
Koner, W., Zur Erinnerung an das 50jährige Bestehen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Berlin 1878. Separatabdruck. (Verf.)
Legrand, Dr., La Nouvelle Société Indo-Chinoise fondée par le Marquis de Croizier et son Ouvrage l'Art Khmer. Paris 1878.
Lenz, Oskar, Dr., Reise von Okandeland bis zur Mündung des Schebeflusses. Wien 1878. (Verf.)
Loeffler, E., Quelques Réflexions sur les Études géographiques, leur but et leur situation actuelle. Kopenhagen 1879.
Maunoir & Duveyrier, L'Année géographique. Revue annuelle des Voyages de terre et de mer etc. XV. Jahrgang 1876; XVI. 1877. Paris.
Maury and Fontaine, Resources of West-Virginia. Wheeling 1876. (Royal Society of New-South-Wales in Sidney.)
Meyer, H. A., Dr., Biologische Beobachtungen bei künstlicher Aufzucht des Herings der westl. Ostsee. Berlin 1878. (Ministerial-Kommission, Kiel.)
Milne-Edwards, E., Prof., Investigações geographicas dos Portuguezes. Lisboa 1879.
Nachtigal, G., Dr., Sahara und Sudan. I. Berlin 1879. (Verf.)
Negri, Christoforo, La Geografia Scientifica. Roma 1878. (Verf.)
Paz-Soldan, Mariano Felipe, Diccionario Geográfico Estadistico del Peru. Lima 1877. (Verf.)
Pangborn, J. G., The New Rocky Mountain Tourist, Arkansas Valley and San Juan Guide. Chicago 1878. (Verf.)
Pequito, R. A., Le Marquis de Sá Dá Bandeira. Lisbonne 1878. (Geogr. Ges. in Lissabon.)
Percement de l'Isthme Américain. Exposé succint des divers projets et variantes susceptibles d'exécution à soumettre au choix définitif du Jury scientifique international pour un canal interoceanique. Paris 1879.

Phillips, Henry, Proceedings of the Numismatic and Antiquarian Society of Philadelphia. March 1879. Philadelphia 1879. (Verf.)
Ravenstein, E. G., Census of the British Isles 1871. The Birthplaces of the People and the Laws of Migration. London 1876. (Verf.)
— — Cyprus, its Resources and Capabilities, with Maps and Plans. London 1878. (Verf.)
Ridley, William, Kámilarói and other Australian Languages, and Songs, Traditions, Laws and Customs of the Australian Race. New-South-Wales 1875. (Royal Society of New-South-Wales. Sidney.)
Rohlfs, Gerhard, Die Halfa und ihre wachsende Bedeutung für den europäischen Handel. 1878.
Schumacher, Herm. A., Petrus Martyr, der Geschichtschreiber des Weltmeeres. New-York 1879. (Verf.)
Schweiger-Lerchenfeld, A. M. v., Bosnien, das Land und seine Bewohner. Wien 1879. (Verf.)
Shillinglaw, John J., Historical Records of Port Phillip. Melbourne 1879.
Statistik des Hamburgischen Staats. VIII. Abthlg. 2 1877 u. IX 1878. Hamburg. (F. Nessmann.)
Tableaux Statistiques. La Population du Département de Lisbonne d'après les Recensements opérés à 1864 et à 1878. Secrétariat de la Société de Géographie de Lisbonne. 1878.
Tableaux-Statistiques. Commerce du Portugal 1866—1875. Secrétariat de la Société de Géographie de Lisbonne. 1878.
Vautibault, Gazeau de, Le Trans-Saharien. Paris 1879. (Verf.)
White & Nicholson, Bibliography of North American Invertebrate Paleontology. Washington 1878. (F. V. Hayden, Washington.)
Wild, G., Von Kairo nach Massaua. Eine Erinnerung an Werner Munzinger. Olten 1879. (Verf.)
Wyse, Lucien N. B., Canal Interocéanique 1877—78. Rapport Sommaire de la Commission Internationale d'Exploration. Paris 1878. (Verf.)
— — Rapport sur les Études de la Commission internationale d'Exploration de l'Isthme Américain. Paris 1879.

2. Zeitschriften und periodisch erscheinende Berichte.

Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie, herausgegeben von der Kaiserlichen Admiralität, Berlin 1878 u. 1879. (Hydrogr. Amt. Berlin).
Anales de la Sociedad Científica Argentina VIII. 1. 2. Buenos Ayres. 1879. (S. C. A. Buenos Ayres.)
Bericht, Sechster, der naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu Chemnitz. 1878. (Naturw. Ges. in Chemnitz.)
Bericht, Zwölfter bis Achtzehnter, der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde. Giessen.
Church Missionary Intelligencer and Record Vol. III. 1878. IV. 1879.
Cosmos, communicazioni sui progressi più recenti e notevoli della geografia e delle scienze affini, di Guido Cora. V. 1—10. Torino 1878/79. (Verf.)

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, herausgegeben von Prof. Dr. C. Arendts. I. II. 1879/80. Wien.

Ergebnisse der Beobachtungsstationen an den deutschen Küsten über die physikalischen Eigenschaften der Ostsee und Nordsee und die Fischerei. 1877, 1878, 1879 (1—9). Berlin. 1878/79. (Ministerial-Kommission. Kiel.)

Jahresbericht der Kommission zur wissenschaftlichen Untersuchung der deutschen Meere in Kiel für 1874—76. Berlin 1878. (Ministerial-Kommission. Kiel.)

Jahrbuch des Ungarischen Karpathenvereins, V. u. VI. Kesmark 1878—79. (Karpathenverein.)

Jahresbericht, Vierter und Fünfter, der Gewerbeschule zu Biestritz in Siebenbürgen. Biestritz 1878/79. (Gewerbeschule zu Biestritz.)

Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland. VII. VIII. 1878—79.

Königsberg in Pr. Schriften der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg. XVII. 1. 2. 1876/77. XVIII. 1. 1878. (Ph. Ö. G. i. K.)

Leopoldina. Amtliches Organ der Kaiserl. Leopoldinisch-Carolinisch-Deutschen Akademie der Naturforscher. 1878—79. (Leopoldina. Halle a/S.)

Mittheilungen auf dem Gebiete des Seewesens, herausgegeben vom k. k. Hydrographischen Amt in Pola. VI u. VII. 1878—79. Pola. (Hydrographisches Amt. Pola.)

Palästina-Verein, Zeitschrift des. I. 1—4. 1878. II. 1—3. 1879. Leipzig. (Palästina-Verein.)

Schriften des naturwissenschaftlichen Vereins für Schleswig-Holstein. Bd. III. Heft 1, 1878. Kiel. (Naturw. Verein für Schleswig-Holstein.)

Sidney. Journal and Proceedings of the Royal-Society of New-South-Wales. 1876 Vol. X, 1877 Vol. XI. Sidney 1877/78.

— — The Progress and Resources of New-South-Wales by Charles Robinson. Sidney 1877.

— — Annual Report of the Department of Mines, New-South-Wales, for the Year 1876. Sidney 1877.

— — Climate of New-South-Wales: Descriptive, Historical and Tabular, by C. Russel. Sidney 1877.

— — Railways of New-South-Wales. Report on their Construction and Working from 1872—1875 by John Rae. Sidney 1876.

— — Report of the Council of Education upon the Condition of the Public Schools and of the Certified Denominational Schools for 1876. Sidney 1877.

(Royal Society of New-South-Wales in Sidney.)

Singapore: Journal of the Straits Branch of the Royal Asiatic Society No. 1—3. Singapore 1878/79. (R. Asiatic Society.)

Uebersicht, monatliche, der Witterung, herausgegeben von der Deutschen Seewarte. 1877, Heft 9—12. 1878, Heft 1—7. (Seewarte.)

Verhandlungen des Vereins für naturwissenschaftliche Unterhaltung in Hamburg. III. 1876. Hamburg 1878. (V. f. n. Unterhaltung.)

— — des naturwissenschaftlichen Vereins von Hamburg-Altona in den Jahren 1875—76. Neue Folge I. II. III. Hamburg 1876—78.

Washington. First Annual Report of the United States entomological Commission for 1877. Washington 1878.
Wien. 3. Jahresbericht des Vereins der Geographen an der k. k. Universität Wien 1877.

Publikationen der geographischen Gesellschaften zu:

Amsterdam: Tijdschrift van het Aardrijkskundig Genootschap. 1878. III. 2—5. 1879, IV. 1. 2. Bijblad 4—7. (Geogr. Ges. in Amsterdam.)
Antwerpen: Bulletin de la Société de Géographie d'Anvers, I. 4. II. 1—4. III. 1—5. IV. 1—5. Anvers 1878/79. (Geogr. Ges. Antwerpen.)
Berlin: Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin und Verhandhandlungen d. G. f. E. 1878 u. 1879. Berlin. (Ges. f. Erdkunde. Berlin.)
— — Geogr. Nachrichten für Welthandel und Volkswirthschaft. I. 1—3. 1879. Berlin. (Central-Verein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande. Berlin.)
Bern: Erster Jahresbericht der geogr. Gesellschaft 1878/79. Bern 1879. (Geogr. Ges. in Bern.)
Bordeaux: Bulletin de la Société de Géographie Commerciale de Bordeaux. 1878 u. 79. (Geogr. Ges. Bordeaux.)
Bremen: Deutsche geographische Blätter, herausgegeben von d. geogr. Ges. in Bremen. II. 1—4. Bremen 1878. (Geogr. Ges. Bremen.)
Brüssel: Société Belge de Géographie. Bulletin publié par les soins de Mr. J. du Fief. II. 3—6. 1878. III. 1—6. 1879. (Geogr. Ges. Brüssel.)
Buenos-Ayres: Boletin del Instituto Geografico Argentino. I. 1. 1879. (I. G. A. Buenos Aires.)
Bukarest: Buletinul Societatii Geografice Romane. II. 1. 1878. (Geogr. Ges. Bukarest.)
Darmstadt: Notizblatt des Vereins für Erdkunde und verwandte Wissenschaften zu Darmstadt und des mittelrheinischen geologischen Vereins. III. Heft 16 u. 17. (Verein für Erdkunde. Darmstadt.)
Dresden: 15. u. 16. Jahresbericht des Vereins für Erdkunde. Wissenschaftlicher Theil. (V. f. Erdkunde. Dresden.)
Frankfurt a. M.: Jahresbericht des Frankfurter Vereins für Geographie und Statistik. XL—XLII, 1875—1878. (V. f. Geographie und Statistik. Frankfurt a. M.)
Genf: Le Globe. Journal géographique. Organ de la Société de Géographie de Genève. Tome XVIII. 1879. (S. d. G. de Genève.)
Halle a. S.: Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle a. S. 1878 u. 79. (V. f. E. Halle a. S.)
Hannover: Erster Jahresbericht der geogr. Gesellschaft zu Hannover 1879. (G. G. i. H.)
Leipzig: Mittheilungen des Vereins für Erdkunde in Leipzig. 1877. Leipzig. (V. f. E. Leipzig.)
Lissabon: Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. No. 2. 1877. No. 3 u. 4. 1878. (Geogr. Ges. Lissabon.)

London: Journal of the Royal Geographical Society. XLVIII. 1878. London. (Geogr. Ges. London.)

— — Proceedings of the R. G. Society in London. XXII. 1—5. — 1879. 1—12. (Geogr. Ges. London.)

Lyon: Bulletin de la Société de Géographie de Lyon. II. 9—14. (Geogr. Ges. Lyon.)

Madrid: Boletin de la Sociedad geografica de Madrid. IV. V. VI. VII. 1—5. (Geogr. Ges. Madrid.)

Metz: Erster Jahresbericht des Vereins für Erdkunde pr. 1878. Metz 1879. (V. f. E. z. Metz.)

Montpellier: Bulletin de la Société languedocienne de Géographie. No. 1. 1878. (S. l. d. G. à Montpellier.)

Nancy: Bulletin de la Société de Géographie de l'Est. 1879. 1—4. (S. d. G. de l'Est à Nancy.)

New-York: Journal of the American Geographical Society. 1878. 1—5. 1879. 1—2. (Geogr. Ges. New-York.)

Oran: Bulletin de la Société de Géographie de la Province d'Oran. I. 1878. IV & V. 1879. Oran. (Geogr. Ges. in Oran.)

Paris: Bulletin de la Société de Géographie. 1878 No. 3. 4. 7—12. 1879 No. 1—6. 8. 10—12. (S. d. G. de Paris.)

Rom: Bolletino della Società Geografica Italiana. 1878—79. Roma. (Geogr. Ges. Rom.)

— — Memorie della Società geografica Italiana. I 1—3. II 1. Roma.

Rouen: Bulletin de la Société Normande de Géographie. 1879. (S. N. d. G. à Rouen.)

St. Gallen: Jahresberichte der Ostschweizerischen geographisch-commerciellen Gesellschaft, pr. 1878. St. Gallen 1879. (O. g. c. G. in St. Gallen.)

St. Petersburg: Jahresberichte und Abhandlungen der Russischen geogr. Gesellschaft, 1878—79. Arbeiten der ethnogr. statist. Expedition in West-Russland, der Sibirischen Expedition etc. 1878/79. (Geogr. Ges. St. Petersburg.)

Wien: Mittheilungen der geogr. Gesellschaft in Wien. XX 1877. XXI 1878. (Geogr. Ges. Wien.)

Yokohama: Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ost-Asiens. 12—19. Heft. 1877/79. Yokohama.

3. Karten.

Benecke & Cohen. Geognostische Karte der Umgegend von Heidelberg. Bl. 1 u. 2. Strassburg i. E. 1879. (Prof. Dr. Cohen.)

Friederichsen, L., Karte des Handelsgebiets von West-Aequatorial-Afrika. 1:780.000. Hamburg 1878. (Verf.)

— — Karte der Inseln des westlichen Grossen Oceans. 1:15.000.000. Hamburg 1879. (Verf.)

— — Karte der Tonga-Inseln. Hamburg 1879. (Verf.)

— — Karte der Samoa-Inseln. 1:800.000, nebst Plan der Ansiedelungen am Hafen von Apia. Hamburg 1879. (Verf.)

— — Karte der Ellice-Inseln. 1 : 1.500.000. Hamburg 1879. (Verf.)
— — » » Gilbert oder Kingsmill-Inseln. 1 : 1.500.000. Hamburg 1879. (Verf.)
— — Karte der Marshall-Inseln, nebst Plan des Hafens von Jaluit. Hamburg 1879. (Verf.)
— — Karte der Nordküste von Neu-Brittanien und der Duke of York-Inseln. 1 : 260.000. Hamburg 1879. (Verf.)
Hochstetter, Fr. v., & A. Petermann. Geological- and Topographical-Atlas of New-Zealand. (Royal-Society of New-South-Wales in Sidney).
Kiepert, Heinr., Dr., New Original Map of the Island of Cyprus. 1 : 400.000. Berlin 1878. (Verf.)
— — Karte von Iran. Oestliche Hälfte: Afghanistan, Balutschistan und die Oezbegischen Khanate am Oxus. 1 : 3.000.000. Berlin 1878. (Verf.)
— — Specialkarte des Deutschen Reichslandes Elsass-Lothringen. 4 Bl. 1 : 250.000. Berlin 1878. (Verf.)
Lange, Henry, Dr., Wandkarte der Herzogthümer Bremen und Verden und des Landes Hadeln. 4 Bl. 1 : 100.000. Stade 1879. (Verf.)
Paz Soldan. Atlas geografico del Peru. Paris 1865. (Dr. Lührssen, Lima.)
Wichmann, E. H., Wandkarte von Hamburg-Altona und Umgegend. 1 : 5000. 9 Bl. Hamburg 1878. (Verf.)

Mitglieder-Verzeichniss Ende 1879.

Vorstand.

Präsident: Bürgermeister Dr. **G. Kirchenpauer.**
Vice-Präsident: Wirklicher Admiralitätsrath und Direktor der Deutschen Seewarte Professor Dr. **G. Neumayer.**
1. Sekretair: **L. Friederichsen,** Kartograph.
2. Sekretair: Direktor der Sternwarte **G. Rümker.**

Kassirer: **L. Lippert.**
Direktor Dr. **R. Hoche.**
A. Woermann.
Revisoren: **E. Güssefeld** und **J. Witt.**

Beirath.

R. Cammerer, Generalarzt Dr.
K. Friedländer, Direktor Dr.
E. Güssefeld.
F. J. Hansing.
John Hertz.
C. Koldewey, Abtheilungsvorstand in der Deutschen Seewarte.
O. Matsen, Dr., Bibliothekar der Kommerzbibliothek.
W. Nopitsch, Senator. Altona.
F. Wibel, Direktor Dr.
C. Woermann, sen.

I. Ehrenmitglieder.

1.	**Bastian, A.,** Prof. Dr. Berlin	Seit 7. Mai	1874.
2.	**Becker, M. A.,** Ritter von, Hofrath. Wien	« 4. März	1875.
3.	**Berghaus, Herm.,** Dr. Gotha	« 4. «	1875.
4.	**Correnti, Cesare,** Präsident der Geogr. Gesellschaft in Rom	« 4. «	1875.
5.	**Hochstetter, Ferd. von,** Prof. Dr., Präsident der K. K. Geogr. Gesellschaft in Wien	« 4. «	1875.
6.	**Kiepert, Heinr.,** Prof. Dr. Berlin	« 4. «	1875.
7.	**Nachtigal, G,** Dr. Berlin	« 3. Juni	1875.
8.	**Negri, Christoforo,** Prof. Dr., Ehrenpräsident der Italienischen Geogr. Gesellschaft. Turin	« 7. Mai	1874.
9.	**Neumayer, G.,** Prof. Dr., Direktor der Deutschen Seewarte. Hamburg	« 3. Juni	1875.
10.	**Payer, Julius,** Oberlieutenant a. D. Frankfurt a. M.	« 4. März	1875.
11.	**Richthofen, Ferdinand,** Freiherr von, Prof. Bonn	« 7. Mai	1874.
12.	**Rohlfs, G.,** Dr., Hofrath. Weimar	» 4. März	1875.
13.	**Schweinfurth, G.,** Dr. Cairo	« 4. «	1875.

14. **Henry M. Stanley.** London Seit 7. Febr. 1878.
15. **Weyprecht, Carl**, Dr., K. K. Linienschiffslieutenant in Triest « 4. März 1875.
16. **Wilczek, Hans**, Graf von. Excellenz. K. K. wirklicher Geheimrath. Wien « 4. März 1875.

II. Korrespondirende Mitglieder.

1. **Cohen, Emil,** Prof. Dr. Strassburg i/E. Seit 9. Sept. 1875.
2. **Burmeister, H.**, Prof. Dr. Buenos Ayres « 7. Okt. 1875.
3. **Kubary, Joh.**, aus Warschau « 9. Sept. 1875.
4. **Richard, Léonce.** Bordeaux « 9. « 1875.
5. **Hesse-Wartegg, Ernst. von** « 4. Dez. 1879.

III. Ordentliche Mitglieder.

1. Abegg, C. H.
2. Abendroth, E., Lootsen-Commandeur a. D.
3. Ahlers, Jacob.
4. Albers-Schönberg, A. H.
5. Albrecht, S., Dr., Präses des Landgerichts.
6. Amsinck, H.
7. Amsinck, J., Dr. med.
8. Amsinck, L. E.
9. Amsinck, M. G.
10. Amsinck, Wilh.
11. Anklamm, Alb.
12. Arning, J. F., Dr med.
13. Barber, Alfred.
14. Bargen, Chr, van.
15. Bartning, O.
16. Bastian, A.
17. Bauch, Heinr., sen.
18. Beek, Adelbert.
19. Behn, Aug.
20. Bergner, Philipp.
21. Berkefeld, W.
22. Bieber, Franz Voguell.
23. Bieber, G. R.
24. Binder, Herm.
25. Bippen, Arnold von.
26. Bleckwedel, C. H.
27. Blume, H. J.
28. Böcker, G.
29. Böhl, Ludwig.
30. Boettger, Ernst.
31. Bollmann, Caesar.
32. Bolten, Aug.
33. Booth, Arthur.
34. Booth, Stanley.
35. Bopp, Ernst.
36. Borstelmann, I.
37. Brach, Rud.
38. Brass, W. G.
39. Brauer, Lorenz.
40. Brauss, Herm.
41. Brückmann, Alb.
42. Bubendey, Gerh., Dr.
43. Bülau, G., Dr. med.
44. Büsch, Oskar.
45. Büsing, Rudolph.
46. Buhrow, P. G.
47. Burchard, O. J.
48. Burmeister, H.
49. Butz, Max.
50. Calais, P. Dr.
51. Cammerer, Rud., Dr. med., Generalarzt. Altona.
52. Carstens, C. F.
53. Chaplin, E.
54. Classen, Aug., Dr. med.
55. Classen, J., Direktor Dr.
56. Cohen, B., Dr.
57. Cords, Julius.
58. Cramm, G.
59. Daus, Ed.
60. Dehn, Max, Dr. med.
61. Dellschaft, Herm.
62. Denhardt, Clemens, Ingenieur. Berlin.
63. Diechmann, J. A. C.
64. Dieckmann jr., H. W.
65. Diestel, G. L. F.
66. Donat, G. J.
67. Dubbers, J. H.

68. Duncker, Arthur., Direktor.
69. Eckardt, Moritz.
70. Eyssenhardt, F. R., Prof. Dr.
71. Elkan, W., Konsul.
72. Embden, G. H., Dr.
73. Enet, G. R.
74. Engel, Felix, Ingenieur.
75. Erdmann, H., Dr.
76. Eylert, H.
77. Firgau, Victor.
78. Fixsen, Joh. Hnr.
79. Flöckher von, Excellenz General-Lieut.
80. Föhring, H., Dr., Landgerichts-Direkt.
81. Fölsch, Aug.
82. Förster, F.
83. Forst W. H.
84. Freitas, A. de.
85. Freitas C. de.
86. Friederichsen, L. Kartograph.
87. Friedländer, K. Direktor Dr.
88. Fritz, Rudolph.
89. Gaiser, G. L.
90. Gericke, G.
91. Gilbert, H., Dr.
92. Gildmeister, F.
93. Godeffroy, A.
94. Godeffroy jr. C.
95. Godeffroy sen., J. C.
96. Goldenberg jr., Wm.
97. Goldschmidt, Martin.
98. Goldschmidt, Paul L.
99. Gorrissen, G. C., Generalkonsul.
100. Gossler, H., Dr.
101. Gossler, John Behrenberg.
102. Gossler, Oskar, Dr.
103. Gottsche, C. M., Dr. Altona.
104. Greibe, C.
105. Groenewold, E. B.
106. Gross, G. Dr.
107. Grote, Herm.
108. Grünewald, A.
109. Gültzow, F.
110. Günter, G. H.
111. Güssefeld, E.
112. Gütschow, Anton.
113. Haas, Heinrich.
114. Hahn, L.
115. Halberstadt, J, Dr. med.
116. Hallier, J. G.
117. Hane. A,
118. Hane, Alfred von.
119. Hansing, F. J. H.
120. Hargreaves. J. W. H.
121. Haring, G. H., Dr.
122. Harms, L., Schulrath.
123. Hartmeyer, E., Dr.
124. Hayn, M. Th., Senator.
125. Hayn, Ph., Dr.
126. Hegemann, F.
127. Heinichen, A., Dr.
128. Heise, Carl Georg.
129. Heitmann, Thomas.
130. Helms, Herm.
131. Herbst, L, F., Prof. Dr.
132. Herrmann, M. A., Konsul.
133. Hertz, A. F., Senator.
134. Hertz, G., Oberlandesgerichtsrath Dr.
135. Hertz, John.
136. Heyne, Ed.
137. Hinrichsen, M. W.
138. Hinrichsen, Siegm.
139. Hinsch, J. D.
140. Hirsch. C. H. A., Dr.
141. Hirsch, Ph., Dr.
142. Hirsche, K.G., Senior u. Hauptpast. Dr.
143. Hirsekorn, Ernst J., Dr.
144. Hoche, R., Direktor Dr.
145. Hoeltzke, C. von, Excellenz, wirkl. Staatsrath und K. Russischer Minister-resident.
146. Holtzapfel, Ed. Ernst.
147. Homann, D. A.
148. Hooge, Carl.
149. Horschitz, Sally.
150. Horwitz, M. S.
151. Hübbe, Hugo.
152. Hübbe, Otto,
153. Hübbe-Schleiden, Dr.
154. Imray, James. London.
155. Isler, M., Direktor Dr.
156. Israel, John, Dr.
157. Jantzen, C. F. W.
158. Jencquel, G. A.
159. Joachim, C., Dr.
160. Karuht, Carl.
161. Kauffmann, Alfred.
162. Kellinghusen, A. H., Dr.
163. Kirchenpauer, G., Bürgermeister Dr.

164. Kirstein, M. R. Quai-Inspektor.
165. Klauhold, A., Dr.
166. Kluge, E., Direktor Dr. Altona.
167. Knauer, G.
168. Knauer, W., Senator, Altona.
169. Koeppen, W., Dr.
170. Koldewey, C., Kapitain.
171. Krause, R., Dr. med.
172. Krauss, C. Th., Medicinalrath Dr.
173. Krieg, E., Dr. med.
174. Krogmann, F. G. A., Dr. med.
175. Krogmann, H.
176. Krogmann jr., J. F.
177. Krütli, G. R. A. F.
178. Küstermann, Franz.
179. Kugelmann, Ferdinand.
180. Kunhardt, F., Senator Dr.
181. Laeisz, Carl.
182. Lantzius, Otto.
183. Lasker, Max.
184. Lavy jr., Chs.
185. Lazarus, J., Dr.
186. Leffmann, A. M.
187. Leithäuser, G., Dr.
188. Leo, Carl, Dr.
189. Levinsohn, Martin.
190. Lion, Eugen.
191. Lippert, Ed.
192. Lippert, L.
193. Lippert, W. A.
194. Lipschütz, G.
195. Lipschütz, L.
196. Loesener. F.
197. Lomnitz, F., Dr. med.
198. Lüders, H. A, J., Pastor.
199. Lund, J. G., Konsul.
200. Lyon, Alfred.
201. Marcus, Eduard.
202. Marquardt, L., Dr.
203. Matsen, O., Dr.
204. Matthiesen, F. E., Direktor.
205. Mauke, E., Dr. med.
206. Meinardus, Otto W.
207. Meinnolff, August.
208. Melchior, M.
209. Merck, C. H., Dr., Syndikus.
210. Meyer, Ernst.
211. Meyer, Ferd.
212. Meyer, Gustav J.
213. Meyer, H. A., Dr.
214. Meyer, H. C.
215. Meyer, J. Arthur F.
216. Meyer, T. F. J.
217. Meyersberg, M.
218. Michaelsen, W.
219. Michahelles, A.
220. Michow, H., Dr,
221. Micolci, A., Dr.
222. Mohrmann, J., Dr.
223. Moll, Ed. L.
224. Möller, A. E., Marine-Inspektor.
225. Mönckeberg, R., Dr.
226. Morath, Herm., Dr. med.
227. Möring, C. P. F., Senator.
228. Müller, Ernest, Bankdirektor.
229. Müller, E. Th., Senator.
230. Müller-Beeck, F. G.
231. Münchmeyer jr., A.
232. Münchmeyer, H., Konsul.
233. Mumssen, W. E., Prof. Dr.
234. Mutzenbecher, Joh., Baron von.
235. Nessmann, F., Direktor des statist. Bureaus,
236. Neumayer, G., Prof. Dr.
237. Niebour, Th.. Direktor.
238. Niemeyer, E.
239. Nölting, Emile, Generalkonsul.
240. Noodt, V., Direktor Dr.
241. Nopitsch, W. H. Senator. Altona.
242. Nordheim, Louis.
243. Oehrens, W., Dr. med.
244. Ohlendorff, Albertus von.
245. Oppenheim, Alb.
246. Osenbrüg, A.
247. O'Swald, A. P.
248. O'Swald, Fritz.
249. O'Swald, Wm., Senator.
250. Otto, M., Dr.
251. Paraguassú, Baron von, Generalkonsul.
252. Paul, Johs.
253. Paulsen, Th.
254. Petersen, C, Bürgermeister Dr.
255. Petersen, G., Dr.
256. Petersen Henry.
257. Philip, Jakob.
258. Philipp, F., Dr. med.
259. Philippi, Herm., Architekt.
260. Pickenpack, Paul.

261. Pickenpack, Vincent.
262. Pieper, Oskar, Dr.
263. Plagemann, J. C.
264. Plath, Carl.
265. Poelchau. Herm., Dr.
266. Pontoppidan, E.
267. Pontoppidan, H., Generalkonsul.
268. Probst, W., Bankdirektor.
269. Raecke, Julius.
270. Rapp, Th., Senator.
271. Ratjen, E., Dr. med.
272. Raynal, A.
273. Rech, J.
274. Redlich, C., Schuldirektor, Dr.
275. Rée, Julius.
276. Rée, Ph.
277. Rée, Wilh.
278. Refardt, J. F. C.
279. Reichwagen, L.
280. Rennebaum, A.
281. Repsold, G.
282. Repsold, J. A.
283. Repsold, Oskar.
284. Richers, W.
285. Riensch, A.
286. Robertson, R. J.
287. Robertson, Wm.
288. Robinow, Carl.
289. Robinow, Herm.
290. Robinow, J. A.
291. Roeltgen, H. A.
292. Roosen, B. C., Pastor.
293. Rosen, Henry J.
294. Rosenfeld, Louis.
295. Ross, D.
296. Rümker, G., Direktor der Sternwarte.
297. Ruperti, J.
298. Ruscheweyh, Hugo.
299. Ruths, Valentin.
300. Sadebeck, R., Prof. Dr.
301. Salomon, M. G., Dr.
302. Samuel, S.
303. Schaernack, Edm., Oberstabsarzt, Dr.
304. Scharlach, J., Dr.
305. Schiller, Gustav.
306. Schlaeger, G.
307. Schlüter, David, Dr.
308. Schmeltz, jr., J. D. E.
309. Schmid, Carl L., Subdirektor.
310. Schmilinsky, J. F.
311. Scholz, Oscar, Lehrer in Ottensen.
312. Schön, C. A. W., Generalkonsul.
313. Schrader, Joh. Hartwig.
314. Schrader, Ludw., Ingenieur.
315. Schramm, Adolph.
316. Schramm, Ernst.
317. Schramm, W. E., Dr.
318. Schröder, jr., Joh.
319. Schück, A., Kapitain.
320. Schultz, Theod.
321. Schumacher, H. D.
322. Seebohm, J., Dr.
323. Seifer, Th., Oberlehrer.
324. Seligman, Emil.
325. Sellin, C. W., Oberlehrer.
326. Siemssen, G. T.
327. Sieveking, J. H., Dr.
328. Sieveking, W., Dr. med.
329. Sievers, G., Pastor., Catharinenhagen.
330. Sieverts, R. C.
331. Sloman, Rob. M.
332. Söhle, Martin, Dr.
333. Sohége, C. J., Dr. med.
334. Sonder, W., Dr.
335. Spengel, H. W., Dr. med.
336. Speyer, Justin.
337. Spihlmann, A.
338. Stahmer, J. F. T., Senator.
339. Stammann, Fr.
340. Steinert, D.
341. Steinhaus, C. F., Marine-Ingenieur.
342. Sudeck, J. L.
343. Tetens, A. F., Wasserschout.
344. Thormählen, J.
345. Tietgens, Gustav W.
346. Tietgens, H. A.
347. Timm, A., Marine-Ingenieur.
348. Todtenhaupt, A. G.
349. Toeppen, H., Dr., Oberlehrer.
350. Traun, C. J. F.
351. Traun, H., Dr.
352. Udewald, W.
353. Ulex, G. F.
354. Ulex, G. L., Dr.
355. Ullrich, W., Dr.
356. Versmann, E.
357. Versmann, J., Dr. Senator.
358. Vidal, Oskar.

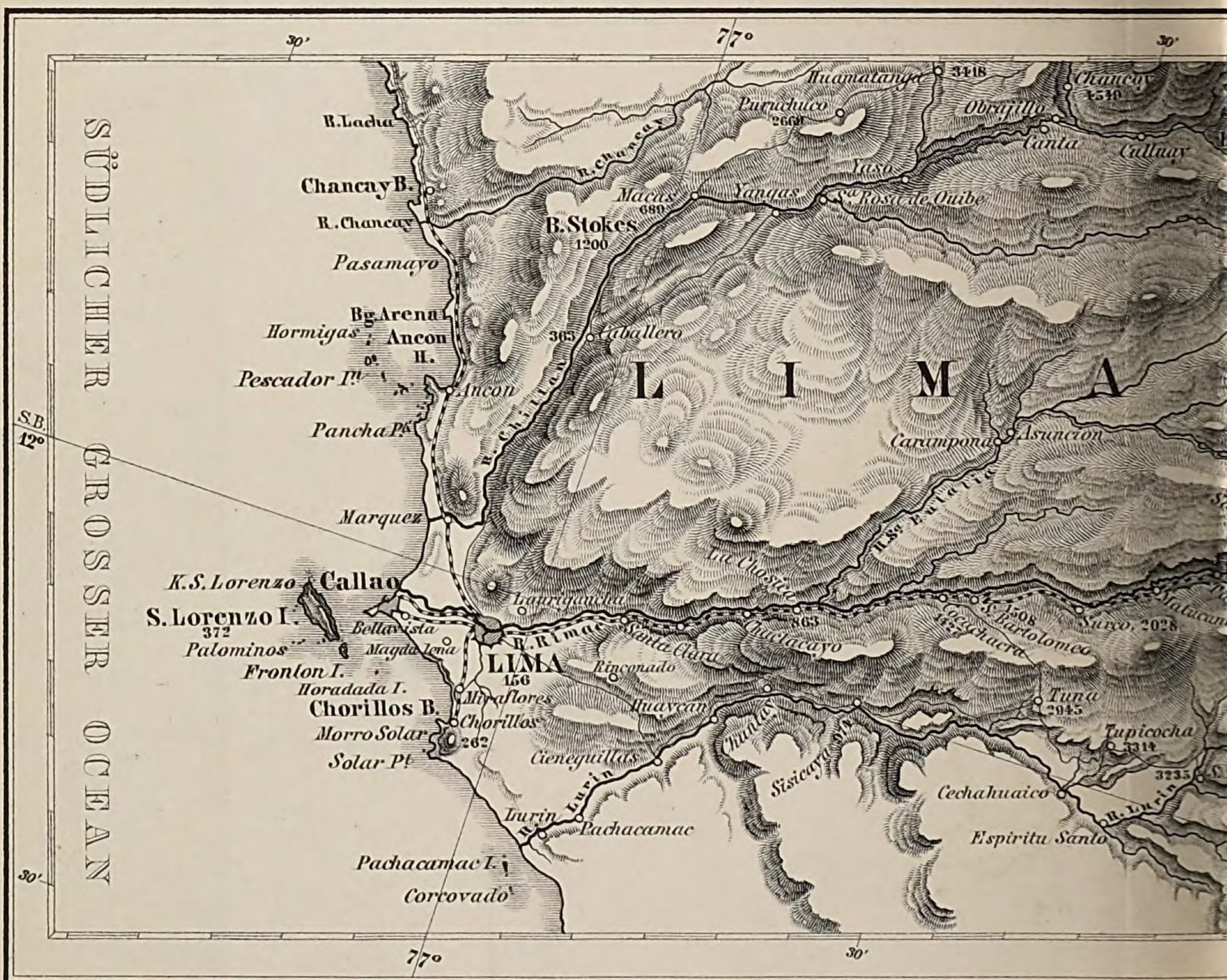
359. Vogler, C. J. L.
360. Vorwerk, Ad.
361. Wagner, Herm., Dr.
362. Wappäus, A. H.
363. Warburg, Ferd.
364. Warburg, Joh. R.
365. Warburg, Pius, Altona.
366. Warburg, S. R.
367. Weber, Th., Konsul, Apia.
368. Weickhmann, H., Kapitain z. S.
369. Wellig, Th., Dr.
370. Wendt, G., Dr.
371. Wentzel, A. E.
372. Wesch, W., Oberstabsarzt Dr.
373. Westendarp, W.
374. Westphal, C. W. L.
375. Westphal, Otto E.
376. Wibel, F., Direktor Dr.
377. Wichmann, E. H.
378. Wichmann, N. D.
379. Wiebel, K., Prof. Dr.
380. Wille, Th.
381. Witt, J.
382. Woermann, jr., Ad.
383. Woermann sen., C.
384. Wölber, Francis, Konsul.
385. Wolf, R., Dr. med.
386. Wolff, Otto G.
387. Wolffson sen., J., Dr.
388. Zacharias, A. N.
389. Zeller, Francisco von, Generalkonsul.
390. Zimmermann, Th. G., Dr.

Innerhalb des Zeitraums vom 1. Januar 1878 bis Ende Dezember 1879 sind gestorben:

1. Dove, H. W., Geh. Regierungsrath Prof. Dr., Ehrenmitglied.
2. Petermann, A., Prof. Dr., Ehrenmitglied.
3. Fischer, Fr. W. Herm.
4. Gosewisch, G.
5. Hirsekorn, C. Rud.
6. Kellinghusen, H., Bürgermeister Dr.
7. Niebuhr, Ernst.
8. Pustau, W. von.
9. Wagner, Abtheilungs-Vorstand der Deutschen Seewarte.

Druck von Ackermann & Wulff in Hamburg.

OROY


SÜDLICHER GROSSER OCEAN
L I M A
R. Lacha
Chancay B.
R. Chancay
Pasamayo
Bg. Arena
Hormigas
Ancon
H.
Pescador I.
Ancon
Pancha P.
Marquez
K. S. Lorenzo
Callao
S. Lorenzo I.
372
Palominos
Fronton I.
Horadada I.
Chorillos B.
Morro Solar
Solar Pt.
Bellavista
Magdalena
LIMA
156
Miraflores
Chorillos
262
Lurin
Pachacamac
Pachacamac I.
Corcovado
B. Stokes
1200
Macas
689
Yangas
Caballero
Huamatanga
3418
Puruchuco
2660
Obrajillo
Canta
Culluay
Yaso
Sta. Rosa de Quibe
Carampona
Asuncion
La Chosica
Lurigancho
R. Rimac
Santa Clara
863
Chaclacayo
Rinconado
Huaycan
Cieneguillas
Chontay
Sisicaya
S. Bartolomeo
1508
Cocachacra
Surco, 2028
Tuna
2945
Tupicocha
3314
3235
Cechahuaico
Espiritu Santo
R. Lurin
R. Chancay
R. Chillon
R. Sta. Eulalia
S.B. 12°
30'
77°

KARTE zur VERANSCHAULICHUNG der OROYA-EISENBAHN UND DER FLÜSSE PERENÉ UND TAMBO


nach G. S. Backus, A. Wertheman & A.
von
L. Friederichsen.

Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 1878/79 Taf. 1.


Hamburg: L. Friederichsen & Co. 1880.

Geographische Anstalt von Wagner & Debes, Leipzig.

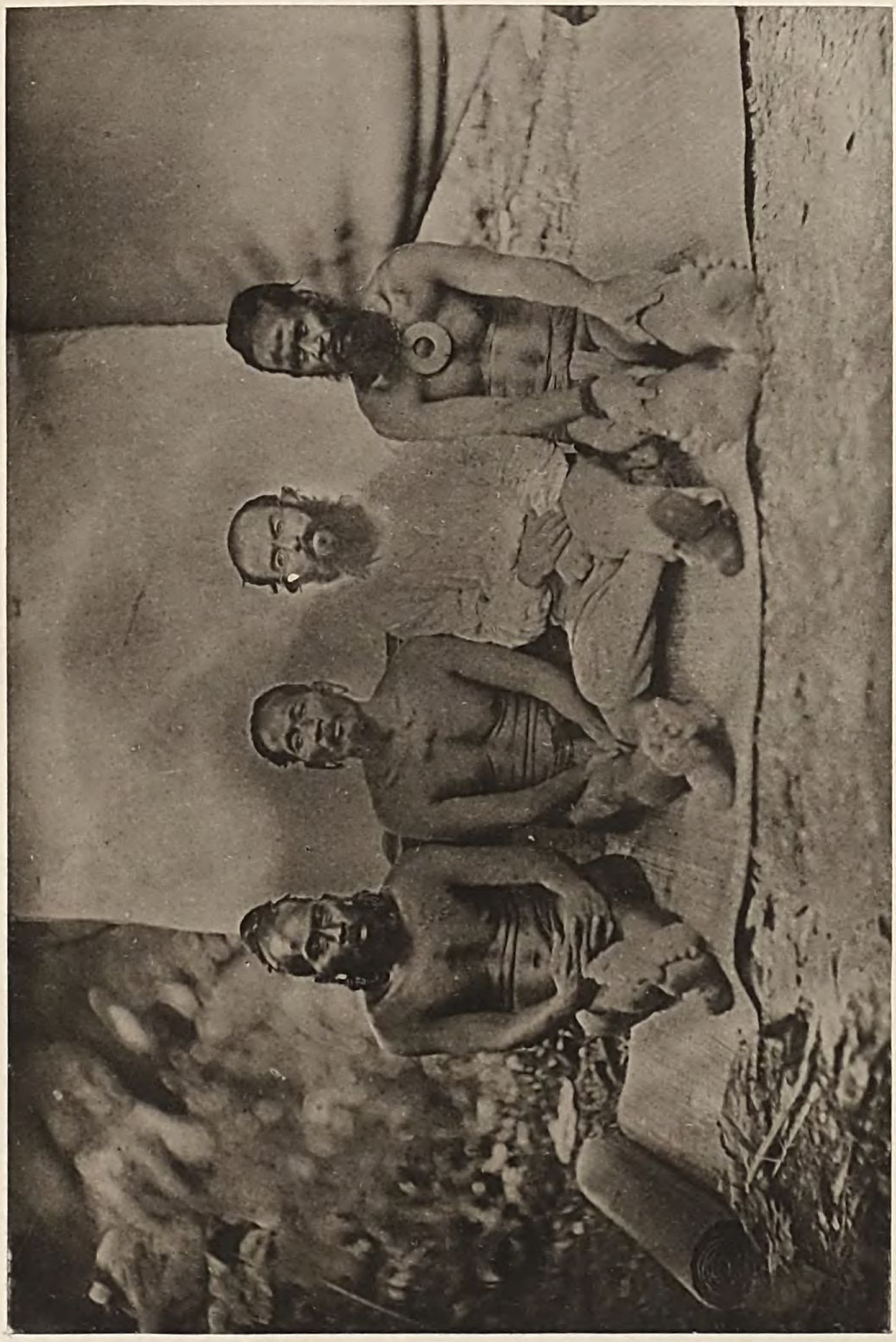


Pis I.
Faleu I.
Ruo I.
Quoy I.
Udot I.
Vola I. 415 m
Faituk (Ton) I.
Totoas I.
Eten I.
Piaanu I.
Fefan I.
Uman I.
RUK OD. HOGOLU INSELN
12000 Einwohner
Uliperu I.
Tsis I.
Ollan I.
Faleu I.
Feynif I.
Otta I.
Meseyong I.
Falupii I.
Royalist I^n. oder Falupii Lagune
Fananuk I.
Fanaik I.
Ipis I.
Nemma I^n. 150 Einwohner
Losop I^n. 500 Einwohner
Namoluk I^n.
400 Einwohner
Toinom I.
Amos I.
NÖRDLICHER
Mokor ?
Etal La
GROSSER OCEAN
Satoan Lagu
KARTE
zur Uebersicht des heimathlichen Gebiets
der jetzigen Bewohner
der
MORTLOCK INSELN
nach J. Kubary.
Maassstab: 1 : 2.250.000.
Seemeilen, 60 = 1°.
30′
7
6
5
4°
N.B.
152
153° Ö.L.v.Gr.



Hamburg: L. Friederichsen u. Co.

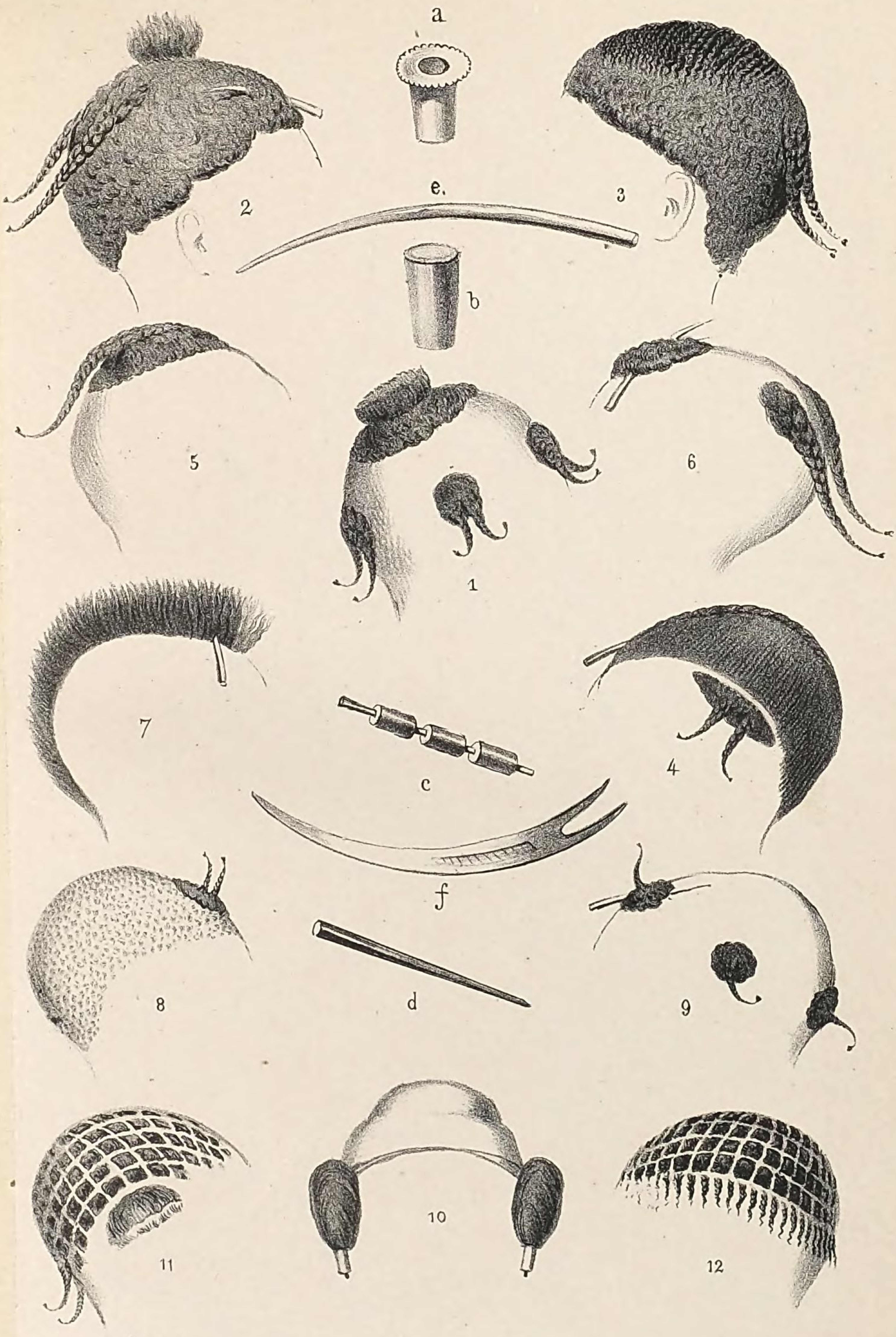
Lith. Anst. v. Leopold Kraatz in Berlin



Der Reisende J. Kubary und die drei Häuptlinge der Jnsel Tä.
(Mortlock-Jnseln, Karolinen-Archipel).



Tochter des Oberhäuptlings Naobong der Jnsel Tä.
(Mortlock-Jnseln, Karolinen-Archipel).



Ed. Robert Flegel del.

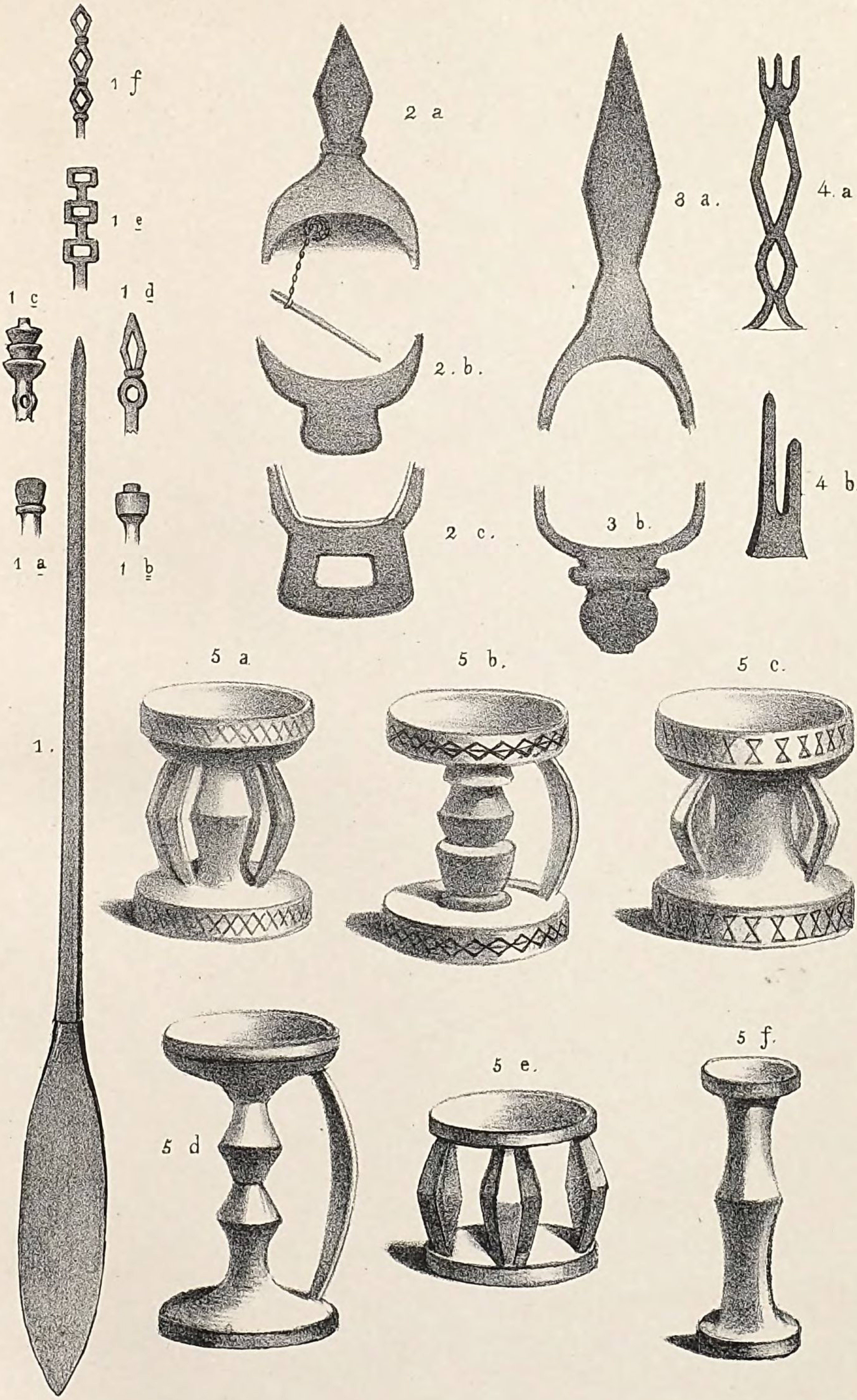
Haartrachten aus Kororofa.

1 – 4. für Männer. 5 – 9. für Knaben. 11 & 12. für Mädchen. 10. Nachahmung der Fulde Haartracht für Frauen. a. b. c. d. Ohrschmuck. e & f. Haar-Nadeln.-



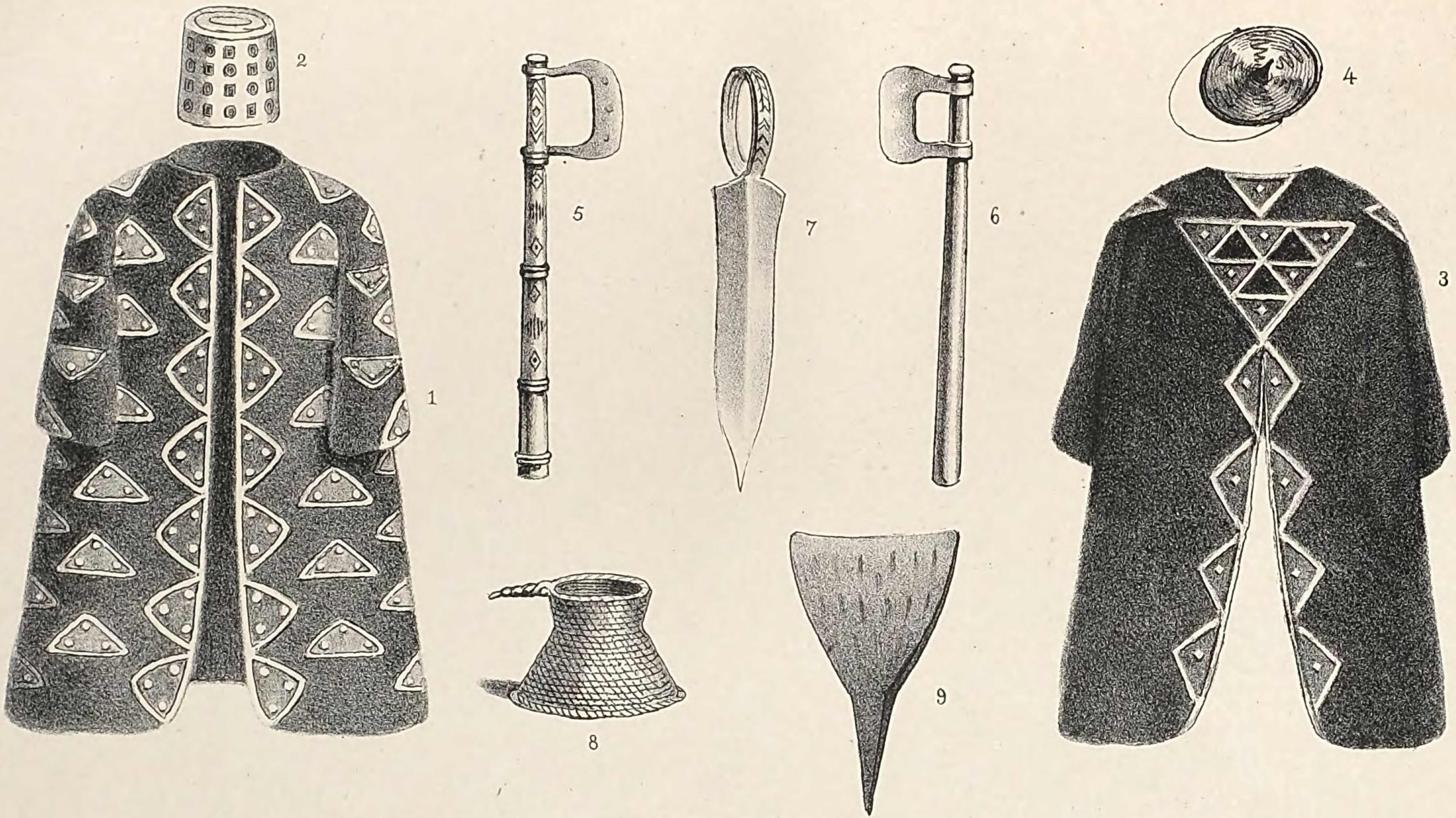
Ed. Robert Flegel del.

1 — 5 Mitschi-Haartrachten. 6. Sklavenfessel von Wukari. 7 u. 8 Daumenringe der Djukus. 9 u. 10 Thongefäße der Mitschis. 11. Pfeife vom mittleren Benuë mit Rohrstiel. 12. Vorder-Ansicht des Kopfes derselben. 13. Holzstiel einer Pfeife.



Ed. Robert Flegel del.

1 – 1. f. Paddle der Djukus. 2. a – c. Vorder- u. Hintertheil eines Canoes d. Djukus.
3. a 3. b. daſselbe bei Amak. 4. a 4. b. Speerträger im Vordertheil der Canoes.
5. a – f. Stühle der Djukus.



1. u 3. Mäntel der Häuptlinge der Djukus. 2. Hut des Königs von Wukari. 4. Aus Stroh geflochtener Kopfputz für Kinder. 5 u. 6. Streitaxt der Djukus. 7. Mitschi-Meſser. 8. Salz-Maaſs, Werthmeſser in Kororofa. 9. Eiserne Hacke, (Geld.)

Ed. Robert Flegel del.

Holzschnitte.

1. **Muster der Tattuirung der Mortlock-Insulaner,** nach **J. Kubary.** Seite 237, 238, 239.
2. **Ansicht der beiden auf den Mortlock-Inseln üblichen Häuserarten.** Seite 240.
3. **Ungefährer Plan von Wukari,** nach Ed. Robert Flegel. Seite 311.

In der Sitzung vom 2. November 1876 ist der Vorstand ermächtigt worden, Abhandlungen auswärtiger Gelehrter und Reisender unter Gewährung eines üblichen Honorars (ℳ 60 per Druckbogen) in den Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft zu publiciren.

In unserem Verlage ist erschienen:

Aus dem Archiv der Deutchen Seewarte. Erster Jahrgang 1878. Herausgegeben von der Direktion der Seewarte. 1878. Gr. Quart 330 Seiten mit 24 Holzschnitten u. 13 Karten u. Tafeln. ℳ. 15.

Drei Weltkarten zur Veranschaulichung der Linien gleicher magnetischer Variation, Inklination und Horizontal-Intensität 1880. Herausgegeben von der 2. Abtheilung der Deutschen Seewarte. 1880. ℳ. 3.

Monatliche Uebersicht der Witterung für jeden Monat der Jahre 1876—78. Herausgegeben von der Direktion der Deutschen Seewarte. ℳ. 6 pr. Jahrgang.

Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 1876—77. Herausgegeben von L. Friederichsen. Mit 2 Karten und 5 Tafeln. 1878. ℳ. 9.

Landschaftliche Studien aus Nord-Deutschland. Nach der Natur und auf Stein gezeichnet von Valentin Ruths. 10 Bl. gr. Folio in Umschlag. ℳ. 12.

Ethiopien, Studien über West-Afrika von Hübbe-Schleiden, D. J. U.; mit einer Specialkarte des Handelsgebietes von West-Aequatorial-Afrika von L. Friederichsen. ℳ. 10.

Der Nord-Ostsee-Kanal als Durchstich mit Endschleusen zwischen der Elbmündung, dem Eidergebiet und der Kieler Bucht. Von H. Dahlström. 1879. ℳ. 3.

Die Ertragsfähigkeit eines Schleswig-Holsteinischen Seeschifffahrts-Kanals. Von H. Dahlström. 1879. ℳ. 3.

Verträge uud Uebereinkünfte des Deutschen Reichs mit den Samoa-Inseln und anderen unabhängigen Inselgruppen der Südsee nebst 7 Karten. Mit Genehmigung des Auswärtigen Amts herausgegeben. 1879. ℳ. 12.

Karte der Samoa-Inseln nebst Plan der Ansiedelungen am Hafen von Apia. Von L. Friederichsen. 1879. ℳ. 2.

Binnen Kurzem erscheint:

Ueberseeische Politik von **Hübbe-Schleiden,** D. J. U.

HAMBURG, Ende Mai 1880.

L. Friederichsen & Co.

Kruis

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg

Bd.: 1878/79

Stuttgart 1879

Geo.u. 247 au-1878/79
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11388490-0